

kürbiskern

No. 3424 20.11.68

Herbert Asmodi: Sermon

Werner Bräunig, Bernd Jentzsch, Yaak Karsunke,

Márton Kalász: in memoriam Johannes Bobrowski

Charles Senger: Brief an LBJ

Philipp Wiebe: Ein verwirrender Fall

Renate v. Gizycki: Gedichte

Peter Hacks: Der Schuhu u. d. fliegende Prinzessin

Melchior Schedler: Dämmerung nach vorwärts

Helmut Pieper: Zehn Gedichte

Christine Steiger: Herr Bruno H. Momm

G. H. Goeman: Animalische Aspekte

Georg Lukács: Der Oktober 1917 und die Literatur

E. Högemann-Ledwohn: Fragen an Georg Lukács

Gerd Oesterwind, Rudolf Schultz, Hans Ohly:

Zum Dialog Christ — Marxist

Martin Walser: Vietnam-Rede

Sand, Theodorakis, Seyppel: Griechenland

Götz Eggers: Ist das StGB verfassungswidrig?

Protokoll: Gespräche mit Christmann

P. Schneider: Individuelle Sachlichkeit

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von Christian Geissler, Friedrich Hitzer,
Yaak Karsunke, Hannes Stütz, Manfred Vosz

Damnitz Verlag München

Herbert Asmodi
Sermon

Ein sonderbarer Geruch ist in den Lüften.
Halte die Nase in die Luft und rieche: Es riecht nach was.
Die Schlachterhunde wittern es erfreut und bellen;
Sie reißen an den Ketten, die Glieder sind schon sehr dünn.
In den Kanälen vermehren sich die Ratten.
Die Krähen ratschlagen auf den Feldern.
Ihre Zukunft gesichert wissen die Würmer.
Die Wolken ziehen in exaltierten Formationen.
Die Leser von Himmelszeichen dechiffrieren sie bedrückt.
Die Pausen in den Gesprächen werden länger.
Zwischen den Zeitungen liegen die Fahrpläne.
Die Ahnungsvollen packen die Koffer.

Die Kenner heben die Nasen und sagen: Es riecht nach was.
Ein sonderbarer Geruch ist in den Lüften.
Den Geschäften munter obliegen die Städtebewohner.
Die Winzer sprengen die Weingärten.
Die Bauern kalken die Ställe aus.
Fromm durch die Ähren in Sängen schwanken die Gnadenbilder.
Über allen Wipfeln ist Ruh.

Die Kenner heben die Nasen und sagen: Es wird nicht gut gehn.
Ein sonderbarer Geruch ist in den Lüften.
Vielleicht ist kein Verlaß auf die Himmelszeichen.
Aber die Schlachterhunde haben es stets gewußt.
Und auf die Ratten kann man sich immer verlassen.
Es wird ein Reif fallen auf viele Träume.
Es wird ein Essig werden aus mancherlei Wein.
Für die Geschäfte wird es heißen: Sense.
Und für künftige Ernten: Fehlanzeige.
Und die da meinen, sie hätten genug gelitten,
Die werden sich wundern; nämlich das war noch garnichts.

Es wird einen Überfluß geben an Fleischbänken.
Und wer ein Messer hat, der wird schlachten.
Und wer kein Messer hat, der wird sich eins besorgen.
Und es wird geschlachtet werden ohne Gewerbeschein.
Die Schlachterhunde werden toben in den Straßen.
Die Ratten werden die Städte besitzen.
Uppige Tafel halten werden die Krähen.
Für die Würmer anbrechen wird Gnadenzeit.

Halte die Nase in die Luft und rieche: Es riecht nach was.
Ein sonderbarer Geruch ist in den Lüften.
Laß Deine Stiefel mit Eisen besohlen.
Besorge Dir einen Mantel, der lange hält.
Entwöhne Dich aller Liebe und allen Vertrauens.
Verlern Deine Sprache und jeglichen Menschenlaut.
Entstell Dein Gesicht: Wer menschlich aussieht, ist schon erledigt.
Bitt um ein tapferes Herz. Pfleg Umgang mit dem Tod.
Die Weisheit lern, die Dich zu sterben lehrt.
Du stehst auf der Liste der Proskribierten.

Halte die Nase in die Luft und rieche: Es riecht nach was.
Ein sonderbarer Geruch ist in den Lüften.
Die Kenner sagen: Bald ist der Ofen aus.

Werner Bräunig
Einer liest

In memoriam Johannes Bobrowski

Es kommt von weit her. Es kommt von draußen zu uns. Aber das ist nun ein Zimmer, das Haus ist am See gelegen, drei Pappeln vor den Fenstern, die sieht man gleich und von überall, soweit man auch hinausfährt. Das Haus hat einmal der Tänzerin Marikka Röck gehört. Jetzt ist dort Friedrich Wolfs Totenmaske an der Wand. Das Haus gehört den Schriftstellern.

Einer liest. Es ist dunkel. Wir sitzen in Sesseln, sitzen am Tisch, sitzen weit zurück in die Dunkelheit, es ist still. Nur dort, wo Bobrowski sitzt, ist Licht und ein bißchen Geraschel, wenn er die Seiten umwendet. Und die Stimme.

Die ist so, wie der Mann ist: andere mögen das ihre vielleicht lesen wie irgendeiner, der nicht. Der sagt: man ist für das Leben nicht eingerichtet. Man hat seine Natur, seine Sinne, in der Stadt fünf, auf dem Lande sieben, und es ist ein angenehmes Gefühl, in Tätigkeit zu sein als ein organisierter natürlicher Komplex, künstlich und fein bereitet, hat Neander gesagt, aber er sagt nun: das reicht nicht. Er sagt: *De homine publico tractatus*. Man kommt also an, und dann richtet man sich ein, und dann geht man wieder.

Überhaupt ist das mit ihm immer so: er lädt seine Figuren und seine Leser zu sich ins Zimmer und unterhält sich mit ihnen. Er will, daß die Leute mitmachen. Die Prosa ist so, wie sie einmal war, als noch mündlich erzählt wurde. Er ist sehr weit wieder hingegangen zum Duktus mündlichen Erzählens und sehr weit hin zu der Sprache, die seine Leute sprechen oder gesprochen haben, er weiß dafür Gründe. Nämlich: er macht das aus Angst, davor, daß die deutsche Sprache sich auszehren könnte und lahm gehn, und eines Tages könnte sie dann ganz tot sein. Das hat freilich mit dem Denken zu tun. Auch deshalb braucht er immer einen Partner.

Aber das ist nun schon ein anderes Zimmer. Schriftsteller freilich auch hier. Mikrofone sind aufgebaut. Ein Dutzend beträchtlicher Namen und Begabungen, eine Menge anderes, es ist eine Gruppe, die keine sein will: sehr viele sind des Geschäfts wegen hier und sie wissen das auch. Eigentlich mehr eine Börse, hat Neumann aus Brissago im Tessin gesagt. Thomas Mann, sagt Neumann, sagt das noch deutlicher. Aber es gilt als Auszeichnung, dort bloß eingeladen zu sein, und

es gibt viele, die das brauchen. Der hier nicht. Ihm macht es Spaß. Es ist eine der lustigsten Sachen, die je vorgekommen sind unter Schreibern, und er ist schon sehr für lustige Sachen. Außerdem: es sind ja auch einige wirkliche Dichter da, wie gesagt. Da kann man etwas anfangen. Wenn mich ein kleiner Ruhm fände, hat er einmal An Klopstock gesagt, und das wenigstens ist so gekommen. Und ein bißchen ist es gekommen auch von hier.

Wie er nun dem Mikrofon entgegentritt und sich setzt, da begibt sich also eine kleine Stille, die geht nun in die Welt. Wer will, kann hören, obschon es gelernt sein will. Und vor solchen Mikrofonen sagt er etwas zu sich und zu uns und über das, was man sein Thema nennen könnte. Ungefähr: die Deutschen und der europäische Osten. Weil er um die Memel herum aufgewachsen ist, wo Polen, Litauer, Russen, Deutsche miteinander lebten, unter ihnen allen die Judenheit. Eine lange Geschichte aus Unglück und Verschuldung, seit den Tagen des deutschen Ordens, die unserem Volk zu Buche steht. Wohl nicht zu tilgen und zu sühnen, aber eine Hoffnung wert und einen redlichen Versuch in deutschen Gedichten. Das hat er gesagt. Und in deutscher Prosa, muß man hinzusagen. Und was die Redlichkeit angeht, da bleibt einem bloß, sich ein bißchen davon vorzunehmen fürs eigene.

So liest er. Also Lobellen. Nein Lobellen gar nicht. Aber na ja doch. Aber na nein.

Das ist eine ganze Exposition. Mehr hat er nicht nötig. Anderswo kommen indessen der Herr Primgeiger Gawehn ins Dorf und der Herr Professor Voigt, das sind Deutsche aus Tilsit, die zum Herrn Lehrer Potschka wollen, der ist Litauer. Wir schreiben aber das Jahr Sechsenddreißig, und der Rechtsanwalt Neumann geht um, der Memeler „Führer“ krakeelt durchs Land mit diesem Kumpan und jenem Komplizen: Unser Rhein ist unsere Memel. Solche Zeit ist das. Was will also der Professor Voigt, was will der Primgeiger Gawehn? Nun, eine Oper wollen sie schreiben, und eine um den Donelaitis obendrein, litauischen Dichter und Prediger und Mechanicus, der die Bauern gegen einen preußischen Amtsrat aufsässig gemacht hat seinerzeit — solche Leute sind das. Wer das aufführen soll? Wer anhören? Ach, keiner. Es wird die Bemühung gezeigt und was ihr entgegensteht. Wie es in Wahrheit weiterging, wissen wir, oder wir müssen uns darauf besinnen. Leute kommen herein und Verhältnisse und Landschaften und diese Musik. Ein bißchen wundern wir uns, daß wir das alles vergessen konnten. Natürlich belehrt er uns, aber er macht das so, daß es einem wie Erinnerung vorkommt. Das klingt herüber wie eins von diesen Liedern, die sie dort singen, und manchmal auch wie eine Fuge des Meisters Bach. Und am Ende weiß Potschka, und wir wissen auch: Das von früher, das geht nicht mehr. Hingehen, das geht nicht. Herrufen höchstens, hierher, wo wir sind.

Auch weil es wieder großdeutsch über westdeutsche Grenzen schallt und die Neumanns wieder umgehen in anderer Verkleidung — hat er das seine gesagt. Hat das Sträußchen Rainfarn von der Mütze genommen, das unsichtbar macht, wie

man sagt, zu Johanni; hat den Sand aus den Schuhen geschüttelt dort, wo Deutschland zu Ende ist: Ich will nicht unsichtbar sein, nicht ungesehen von den Leuten. Es ist nichts: Beobachter sein, der Beobachter sieht nichts. Und fortgehn, weil man noch immer nicht weiß, was das ist? Ach, wie geht man von sich selber fort? Wenn ich dort gewesen bin, sagt er, und dort, und immer nur, wo ich jetzt bin, bei mir? Da könnte ich noch hinzusetzen: Und bei meinen Leuten. Aber das brauche ich nicht. Es ist ohnehin das gleiche. Und es ist auch, denke ich, schon gesagt.

Elegien, keine Elogen, Bieler hat das gleich gemerkt: Hier ist einem Menschen, einem großen, das Dach vom Haus geflogen. Aber wir sehen ihn schon wieder arbeiten. Nie wird einem kalt in dieser Prosa. Die Liebe. Die Menschlichkeit. Die Trauer. Die Farbigkeit der Ikone. Verlust ohne Larmoyanz, und es ist nicht die große Gebärde, die den Schmerz verwischt, kein Neunmalkluger weiß alles besser. Das war im Sommer Zweiundsechzig. Wir wissen nun: es war die Wahrheit. Wir wissen auch: Er ist darüber hinausgegangen.

Auch mit diesen kleinen Erzählchens. Das machen wir auf der Straße, und diese hier ist die Friedrichstraße in Berlin, und das dort ist das Theater, zu dem wir alle der Einfachheit halber B. E. sagen. Er hätte da eine Karte, sagt er, aber er wolle nicht hingehen. Nein, sagt er, gegen den Mann hab ich nichts, also schon gar nichts. Das ist schon einer. Aber diese Kunstweihe, nicht wahr. Und dann sagt er: Weißt Du, ich geh da schon lieber gleich in eine richtige Kirche.

Das ist alles in diesem Zimmer, hier, jetzt, und mit dieser Stimme: ziemlich oben ist es und draußen sind ein paar Bäume; eine Flasche steht auf dem Tisch. Eine hölzerne Schüssel, wirkliches Schwarzbrot, Knoblauch und Paprika. Und da sind die Bücher. Da sind die Bilder.

Oder es ist das Zimmer, in dem ich lebe. Schlenstedt sagt: zuletzt ist es dies: Die Bewahrung des gelebten menschlichen Lebens. Das Wachhalten des Zorns und der Hoffnung. Das ist vielleicht nicht jedermanns Sache. Aber da ist nichts umkehrbar, und weil es diesseitig ist, ist es hiesig, es ist Geschichte und deshalb unsentimental; das sag ich auch. In einem Geburtstagsgruß, einem letzten, an einen Freund, hat er einmal dessen Fleiß gelobt. Das meine ich.

Das hören wir noch, und ein wenig Beifall hören wir, der von draußen kommt in unser Zimmer. Ich stehe auf, ich lege den Tonarm zurück. Solch eine kleine schwarze Platte.

Er ist nun wieder gegangen. Der geht uns so leicht nicht fort.

1966

Bernd Jentzsch — Yaak Karsunke
Briefwechsel in memoriam Johannes Bobrowski

Lieber Yaak Karsunke,

als ich in diesen Tagen in den Wetterzeichen, dem dritten Band der Gedichte von Johannes Bobrowski las, entsann ich mich an einen Kupferstich, den ich neulich in einem kleinen Berliner Antiquariat ausliegen sah: Inmitten eines dichten Eichenhaines drei steinerne, auf zerbröckelnden Podesten stehende Figuren, zwei von ihnen bärtig und mit weise-verschmitztem Lächeln, die rigoros stilisierten Leiber von pruzzischen Schriftzeichen reichlich bedeckt, während der Dritte, Potrimpos, schon eher unverhohlen lacht und auf Beschriftung verzichtet, dafür eine bereits zur Entstehungszeit des Stiches, spätes achtzehntes Jahrhundert vermutlich, arg zerscherbte Tafel in der rechten Hand haltend. Er ist jünger, der Darstellung nach, als seine beiden Nachbarn Pikullos und Perkunos. „Götterbilder der alten Preußen“ lautete die Bildunterschrift, und die Gegend, der sie vorstehen, Sarmatien, in Wahrheit weit mehr als diese Kulturlandschaft, hat Bobrowski erleuchtet und ins rechte Licht gerückt. Die drei Gottheiten sind in der Pruzzischen Elegie des ersten, 1961 erschienenen Gedichtbuches Sarmatische Zeit anwesend, sie sind es, wenn auch nicht als Vokabeln, im zweiten Band der Gedichte, Schattenland Ströme, der 1963 folgte, und ihre Anwesenheit bestimmt den letzten Gedichtband, den der Union Verlag jetzt vorlegt und dessen Titel Wetterzeichen Bobrowski in mündlichen Äußerungen noch selbst festgelegt hat.

Mit 66 Gedichten ist dieser Band der umfangreichste. Insgesamt liegen 177 Gedichte vor. Ich werde auf etwa 180 Texte kommen, sagte er mir, als ich ihn nach dem Umfang des Zyklus fragte. Als einen in sich geschlossenen, vielfach erweiterten Zyklus betrachte ich die drei Bände, und er kann durchaus als abgeschlossen gelten, wenn auch einige Gedichte, zu denen es in hinterlassenen Gedichten lediglich Stichwörter gibt, ungeschrieben geblieben sind.

Also Wetterzeichen. Bobrowski hat das Motiv des Zeichens, der Warnung auch in die Prosa überführt. Insofern ist schon der Titel des Bandes signifikant für alles, was er je geschrieben hat. Ich spüre, obwohl ich Dir eigentlich nur zu den

Wetterzeichen-Gedichten schreiben will, wie sehr ich die 177 Texte als eine Einheit betrachte. Die Verzahnung der Details, die Bezogenheit des einen Gedichts auf das andere ist deutlich. Das ist es: Details. Ein Tollkirschendickicht, Lenz oder Jawlenskij, der bestimmte Fluß, eine ortsansässige Redewendung — daraus und aus allen anderen notwendigen Vereinzelungen fügt sich die geographisch und historisch aufgerufene Landschaft zusammen. Bobrowski hielt ja bekanntlich wenig vom summierenden oder mehr grundsätzlichen Gedicht, weil in derartigen Gebilden die für das umfassende Verständnis unabdingbare Einzelheit verlorengeht. Dieses poetische Prinzip, das er mit selten gewordener Konsequenz handhabte, hat seine Auswirkungen auf die Lyrik der DDR. Einen direkten Einfluß, wie er in den Gedichten der ernstzunehmenden jungen Dichter seit einiger Zeit hervortritt, sehe ich darin, daß Bobrowskis Satz, es bedürfe der deutlicheren Ausarbeitung der Szenerie, in zunehmendem Maße verwirklicht wird. Die Kritik hat auf das Phänomen noch nicht hingewiesen, wenigstens nicht im Zusammenhang mit den Wirkungen, die von Bobrowski ausgehen. Sie wird gelegentlich auch über die Vielfalt der ins Gedicht genommenen Gegenstände zu reden haben, eine Erscheinung, die, wie mir scheint, zwar nicht von Bobrowski ausgelöst, wohl aber befördert worden ist. Ich meine damit jene Gegenstände, die gern und oft als lyrisch belanglos und abwegig gescholten wurden. Ein Beispiel: Eine Reihe der in den letzten Jahren geschriebenen Gedichte von Sarah Kirsch sind in ihrer sehr persönlichen Tönung nicht ohne die Begegnung mit dem Werk Bobrowskis denkbar. Nicht gewisse formale Tricks, sondern seine Haltung und damit die freilich nicht immer auf den ersten oberflächlichen Blick ablesbare Stellungnahme zu dem, was er spröde, melancholisch, unnachahmbar schön beschreibt, halte ich für studierend wert. Ich habe in den Wetterzeichen Gedichte gefunden, die ich sehr gern immer wieder lese, weil sie, trotz (oder soll ich sagen: wegen) ihres Eingebundenseins in das sarmatische Thema, das ja gleichermaßen Vergangenheit und Gegenwart umreißt, äußerst aktuell sind. Historisches steht in ihnen stets in aufklärender Beziehung zum Heutigen. Dazu zähle ich Gedichte wie Mitternachtsdorf, Schattenland, An Klopstock, Begegnung, Kalmus, Sprache, Vogelnest, unbedingt auch Das Wort Mensch, Bobrowskis letztes Gedicht, ein Credo:

Das Wort Mensch, als Vokabel
eingeordnet, wohin sie gehört,
im Duden:
zwischen Mensa und Menschengedenken.

Die Stadt
alt und neu,
schön belebt, mit Bäumen
auch
und Fahrzeugen, hier

hör ich das Wort, die Vokabel
hör ich hier häufig, ich kann
aufzählen von wem, ich kann
anfangen damit.

Wo Liebe nicht ist,
sprich das Wort nicht aus.

An das Stehpult tretend, in dem er seine Manuskriptmappen aufbewahrte, und gerade dabei, eine Änderung am Gedicht mit Liedern Sapphos vorzunehmen, klagte er darüber, ich glaube, es war Ende Februar 1964, daß es mit dem Herunterschreiben nicht mehr so glatt wie früher gehe. Keinem der Gedichte aber, wie jedem guten Gedicht, sieht man die Fassungen an, durch die es hindurchgegangen ist. Im Gegenteil: Bobrowskis Manier ist in nicht wenigen Stücken des Bandes aufs schönste ausgebildet: seine Rede geht ihm leicht von der Zunge, sie ist oft heiter und von ausgesprochen heller Färbung. Um so mehr verwunderte mich der Einwand eines Bekannten, der sich regelmäßig mit Gedichten beschäftigt: Gerade dieser Band enthielte Belege für die Dunkelheit Bobrowskis. Der Einfachheit halber setzte er dunkel sofort mit unverständlich gleich. Ich halte dafür, daß die Gedichte nichts anderes spiegeln als die Eigenheiten einer den meisten Leuten nicht vertrauten Landschaft und ihrer Bewohner. Freilich bedarf es bei der Schilderung sarmatischer Ebenen anderer Mittel als der, mit denen für ein Gedicht auf das flache Land etwa bei Magdeburg auszukommen wäre. Der Gegenstand trifft sozusagen von sich aus eine Vorauswahl der Mittel, und Bobrowski hat sie treffsicher eingesetzt. Und wie kann das Gespräch auf Dunkelheit, auf Unverständlichkeit kommen bei einem Dichter, der sich, dabei an Peter Huchel anknüpfend und sich von der Poetologie Wilhelm Lehmanns abgrenzend, die Einbeziehung des Menschen in die Landschaft zum Ziel gesetzt hat. Eher schon könnte über Grade der Helligkeit gesprochen werden. Das sind einige Gedanken, die mir beim Lesen des Bandes gekommen sind. Inzwischen liegt ja auch die bei Wagenbach erschienene Lizenzausgabe vor, und ich kann an Dich die Frage richten: Wie siehst Du das aus der Münchener Perspektive?

Mit den besten Grüßen

Dein Bernd Jentzsch

Lieber Bernd Jentzsch

meine Münchener Perspektive geht aus dem fünften Stock auf die Bäume des Englischen Gartens, hinter den Bäumen ein kleiner See, und wenn ich mir Wagenbachs Quartplatte auflege, auf der Bobrowski das Käuzchen (aus „Mäusefest“) liest, dann rufen ihm und mir die Wasservögel dazwischen, deren Namen ich nicht mal weiß, wenn ich sie sehe — und die er vielleicht schon an den Stimmen erkannt hätte. Von München ist es offenbar noch ein paar hundert Kilometer weiter nach Sarmatien als von Berlin — aber dieser Einwand besticht höchstens, sticht aber nicht, ich bin ja in Berlin geboren, hab da lange gelebt. Und wenn Bobrowski, von der Schallplatte her, fragt: „Aber wenn du träumst, wie reden da die Leute, wie sehen die Wege aus, aus welchem Haus kommst du, in welches gehst du hinein?“, dann fragt er mich nicht nach Sarmatien zurück sondern in die Mark Brandenburg, in meinen Träumen berlinern die Leute und ich gehe in undeutlich nördlichen Stadtvierteln von einem Miethaus ins andre, bestenfalls in den Bürgerpark, selten.

Also wenig geeignet, die „Wetterzeichen“ mir gelten zu lassen? Weil es doch Zeichen sind für Dinge, die ich nie kannte, das Flüßchen Szeszupe etwa, und die Häuser aus Holz, „aber nicht alle“ sagt Bobrowski von der Platte, „und das ist es auch nicht.“ Und das ist es auch nicht. Denn zwischen all dem, was mir so unvertraut ist, daß ich zunächst geneigt bin, es mir als idyllisch vom Halse zu halten, stehen diese bestürzenden Fragen: „Sag, doch, wie leben wir hier? Nimmt man das Vaterland an den Schuhsohlen mit?“ Die zweite Frage verwischt's mir schon wieder etwas: Vaterland, das ist mir so ein Wort, damit hat man mich zu belügen versucht; Walter Mehring schrieb 1933 in Paris:

Die ganze Heimat und
das bißchen Vaterland
Die trägt der Emigrant
Von Mensch zu Mensch — von Ort zu Ort
An seinen Sohlen, in seinem Sacktuch mit sich fort . . .

Das war ein Versuch, damals, fertig zu werden mit sich, mit dem was man nicht hatte verhindern können, Gassenhauer-understatement, und 1945 zeigte sich, daß viele nicht fertig geworden waren. Mehrings Verse sind historisch geworden, die Frage überdauert die Antwort, und Bobrowski also hat sie dann wieder gestellt, läßt sie ohne Antwort, oder wird mit der Antwort nicht fertig: „Sag doch, wie leben wir hier?“

Dieses nicht-fertig-werden fiel mir bei der Lektüre als erstes auf. Wiederaufnahmen, Verweise, Du schreibst von Stichwörtern zu Gedichten, die ungeschrieben geblieben sind, nennst die drei Gedicht-Bände einen vielfach erweiterten Zyklus. Daher wohl auch der Einwand Deines Bekannten gegen die „Dunkelheit“ einiger Gedichte, der Du die Grade der Helligkeit entgegengesetzt. Bobrowskis Gedichte

sind, einzeln genommen, auch für mich manchmal (oft?) nicht völlig verständlich — einzelne Zeilen eines sehr hellen Textes können dunkel werden, wenn man sie aus dem Kontext nimmt, und Bobrowskis Verse muß man wohl als zusammenhängenden Kontext lesen, in dem sich dann Dunkelheiten gegenseitig erhellen:

Schatten, tretet hervor,
das Licht will beginnen mit kleinen
Schritten, zeigt ihm
den Weg

heißt es in „Haus“, einem meiner liebsten Gedichte aus den Wetterzeichen. Ob die „Einbeziehung des Menschen in die Landschaft“ Dunkelheit und Unverständlichkeit so radikal ausschließen muß, wie Du es siehst, weiß ich nicht ganz — so hell und verständlich scheinen mir weder Menschen noch Landschaft zu sein, eher wäre dann die Dunkelheit die Landschaft, aus der der Mensch — noch immer — nicht heraus ist. Sag doch, wie leben wir hier?

„Also: wer gut zuhört, der schmeckt, was immer los ist, weil es noch nie los war“ hat Bloch über die so andere Lyrik von Brechts „Seeräuberjenny“ geschrieben, auf das gut zuhören kommt es wohl an. Bobrowskis Gedichten kann man auch sehr gut zuhören — ich habe ihn leider nie lesen gehört, aber seine Verse sind ungemein sprechbar geschrieben — halblaut übrigens, wie Verständigungsproben, mit einer unaufwendigen Genauigkeit, die es mit Andeutungen bewenden läßt. Dabei wird nicht gespart, nur läßt sich mehr offenbar nicht sagen, wiederholen kann man, so wie beim Schluß von „Barlach in Güstrow“:

Der Kiesel unter dem Schuh,
abends, der Kiesel,
abends,
der Kiesel,
gefangen.

Das letzte Wort ist fast schon zu viel, schließt ab, setzt gefangen — das ist mir eine von den Stellen, die Du mit Recht „unnachahmbar schön“ nennst.

Dieses „unnachahmbar“ scheidet ja auch die jungen Lyriker, die Bobrowski so spürbar beeinflusst hat, deutlich von formalen Kopisten und Epigonen. Du schreibst von seiner „Haltung“, ich finde diese aber unzureichend beschrieben in Deiner Annahme, „daß die Gedichte nichts anderes spiegeln als die Eigenheiten einer den meisten Leuten nicht vertrauten Landschaft und ihrer Bewohner“. Ich glaube, man reduziert die potentiellen Möglichkeiten der Mittel Bobrowskis, wenn man sie als durch den Gegenstand vorausgewählt begreift — oder man sieht den „Gegenstand“ zu eng, wenn man ihn nur als sarmatische Ebenen betrachtet. Unter den beunruhigten Blicken Bobrowskis hätte sicher auch das flache Land bei Magdeburg seine Verwerfungen und Risse hergezeigt, wichtiger als das Ensemble der Gegenstände ist doch die Stimme dessen, der sie anredet, ihnen zuredet:

Brunnen, dein Moos ist verdorrt.
Balkengeviert, du sankst
Über den Sand. Zerbrich
Brunnenbaum, über die Stimme
unter dem Sand, die Stimme
breite dich, Baum, aus vier Winden,
Rose siebenblättrig,
steh in den Lüften — dort
weh auch der Schnee.

So endet „Auf einen Brunnen“ — und ich, dem man in der Schule mit Hans Carossas Brunnen noch die Liebe zur Lyrik auszutreiben versucht hat, sehe mit Staunen, daß es eben nicht an den Brunnen liegt. Und ebenso geht es mir auch mit dem Vaterland, das am Schluß von „Das verlassene Haus“ wieder auftaucht:

Dort war der Himmel
aufgetan, in der Farbe des Kinderhaars.
Schöne Erde Vaterland.

„Es war einmal: das ist zwar ganz in der Nähe, aber in der der Kinder, also ist es ebenso berauschend wie landfremd“ heißt es bei Bloch, der mir nicht nur an dieser Stelle (und nicht nur wegen des Kinderhaars) eingefallen ist. Die „schöne Erde“ korrespondiert mit dem aufgetanen Himmel in sehr dialektischer Vermittlung, die für mein Empfinden Blochs dialektischer Vermittlung von linkem Christentum und Marxismus benachbart ist, ja, ihr poetisch entspricht. Es hat mich etwas erstaunt, in Deinem Brief die Religion gar nicht erwähnt zu finden, die für Bobrowski doch eine bestimmende Rolle gespielt hat, und das ja auch in den Gedichten tut, wenn auch fast unkenntlich oft, „wie im Gras der Engel / mit zerfressener Hüfte, hölzern, die Spur / Mehl hinter sich“ („Alter Hof in Häme“). Ich finde in diesen Versen viel utopische Ahnung, rückgespiegelt in das verlassene Land Sarmatien wie die Religion ein Bild menschlicher Zukunft ins Paradies rückspiegelte, es ist der „Traum von der Sache“, ein beunruhigter Traum mit viel Vogelruf, von dem man nicht weiß wem er gilt und wohin er ruft.

Man wird sich da entscheiden müssen, den Ruf annehmen, die Frage heraushören, die in die Zukunft hineinragt: sag doch, wie leben wir hier? An Antworten auf diese Frage werden wir alle, die Bobrowskis Gedichte kennen und lieben, arbeiten müssen — daß die Antwort uns nicht zu schnell und glatt gerät, können wir von ihm lernen. Ich danke Dir für Deinen Brief, der mir geholfen hat, dem Traum von der Sache auch ein wenig Bewußtsein von der Sache dazuzugewinnen,

mit freundlichen Grüßen

Dein Yaak Karsunke

Márton Kalász
Schattenland Psalmen

(zum Tode von Johannes Bobrowski)

1

Die winzigen jüdischen Läden und raffiniert entworfenen
Holz-Dome brannten an diesem Tage nicht, und des Herbstes
blaue Ikone erlitt keinen einzigen falschen Strich.

Es saß bei seinem Schnaps und seiner Lampe aus Porzellan
Johannes: über Tilsits Alleen, den schönen Schnitt
der Autos vom Jahrhundertbeginn sann er nach.

2

All das ist lange her. Mehr bedacht: noch zur
Besichtigung freigegeben auf Hahnenfedern büßendem,
auf brodelndem Marktplatz der Stadt. Barbaren,
Höckerinnen gingen um ihn herum —

hier sitzt, sagten sie, ein dickliches Tier, ein Schreiber
vielleicht im gelblichen Licht. Weiß der Henker, welche
Sünden er mit Gewalt auf sich nehmen mag.

3

Und er rannte, schaumdurchtränkt immerzu, und Zähne fletschend
wälzte sich die Legion: nur eine Aschenfahne blieb von
einem Dorf Geiseln. Vom organweichen Hain ein Geschütznest.

Er hatte die Kraft, er glaubte: er ist eine Waffe unter denen —
auf Fähren, Pontons dahinziehend zu sehen, dort drüben
vor den Bäumen wechselt blau des Ufers Sand seine Farbe.

Charles Senger
Brief an Lyndon B. Johnson

An den
Ehrenwerten Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika
im Weißen Haus
Washington, D. C.

*betr.: einen bescheidenen Vorschlag für die Verwendung bereits bestehender
Rohstoffbestände in Vietnam mit dem Zweck, einen Teil der Verteidigungs-
kosten dieses armen Landes gegenüber ausländischer Aggression bezahlen zu
helfen.*

Sehr geehrter Herr Präsident!

Zwei der heute vermutlich schwerwiegendsten Probleme für die USA und die
Welt stellen der weitverbreitete Nahrungsmittelmangel sowie der bewaffnete
Konflikt in Vietnam dar. Beide Probleme werden ständig brennender. Der Nah-
rungsmittelmangel erreicht langsam aber sicher katastrophale Ausmaße. Die
Armen der Welt erhalten Jahr für Jahr weniger zu essen. Jährlich sterben tau-
sende den Hungertod, gleichzeitig aber vermehrt sich die Weltbevölkerung in
einem Maß, das die Steigerung der Nahrungsmittelproduktion weitaus übertrifft.
Jedes Jahr bringt uns dem unausweichlichen Endergebnis näher: dem Hungertod
der Massen.

In Vietnam dagegen ist die Katastrophe bereits eingetreten — in Gestalt eines
ständig ausweitenden bewaffneten Konflikts. Es begann mit einigen tausend
militärischen „Beratern“, aber inzwischen sind fast ebenso viele Menschen daran
beteiligt, wie auf dem Höhepunkt der seinerzeit so genannten Polizei-Aktion
in Korea: entsprechend sind die Ausgaben und der inflationäre Druck auf unsere
Wirtschaft, wohingegen eine Auswirkung auf den Kriegsverlauf kaum erkennbar
ist.

Angesichts der Schwere beider Probleme — und als ebenso gewissenhafter wie gutwilliger Staatsbürger — habe ich versucht, eine Lösung zu finden, und — wie ich glaube — bin ich zufällig auf eine Möglichkeit gestoßen, gewissermaßen zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Wie ich vor kurzem erfuhr, sind die Verluste der Vietcong, der kommunistischen Agressoren, in letzter Zeit erheblich gestiegen. Soviel ich weiß, besteht die übliche Methode, diese Toten zu beseitigen, darin, daß man mit einem Bulldozer einen Graben aushebt, die Leichen hineinwirft und mit einer Schicht Erde bedeckt. Diese Methode hat sich, wie man mir sagte, als recht praktisch erwiesen, sofern der Graben nur tief genug ist. Die Notwendigkeit, eine große Anzahl Massengräber auszuheben, führt jedoch dazu, daß dieses Programm reichlich kostspielig wird, ohne Gewinn abzuwerfen — also eine Fehlinvestition. Eine erhebliche Summe wird für Bulldozer ausgegeben — ihre Wartung, Benzin, Öl sowie Ersatzteile, um sie einsatzfähig zu erhalten — ferner für das Bedienungs- und Pflege-Personal, das weit besser für andere Aufgaben eingesetzt werden könnte. Keineswegs möchte ich vorschlagen, daß wir aufhören sollten, die Toten zu begraben: wichtig scheint mir aber, daß bei der Beseitigung der anscheinend zahllosen Menge toter Vietcong eigentlich nichts gewonnen wird.

Nun gibt es jedoch einen höchst einfachen Weg, um diese erschreckende Verschwendung von Material- und Menschenmengen zu beenden. Ich fühle mich daher verpflichtet, gestützt auf historische Anregungen und sogar praktische Beispiele, folgendes vorzuschlagen: Da eine der Hauptschwierigkeiten der Welt von heute die äußerst kritische Situation der Nahrungsmittelproduktion ist; d. h. da ein Drittel der Weltbevölkerung nicht genug zu essen hat, ein weiteres Drittel mit dem knappen Existenzminimum auskommen muß, und nur wenige Nationen (wie z. B. unser großes Land) über ausreichende Agrarreserven verfügen; da es ferner in Südvietnam einen offenbar großen Überschuß an Vietcongleichen gibt, schlage ich vor, mit Hilfe eben dieser Leichen die Ernährungskrise der Welt zu bekämpfen, selbstverständlich zu angemessenen Preisen. Anstatt diese bedauernswerten Leichen einfach zu verscharren, könnten die ehemaligen vietnamesischen Rebellen — einige von ihnen sind ohnehin bereits gebraten — dazu verwendet werden, eines der drückendsten Probleme der Welt von heute lösen zu helfen — die oben beschriebene Lebensmittelknappheit nämlich.

Natürlich müßte ein solches Ernährungsprogramm, speziell in der Werbung, mit einigem Takt gehandhabt werden — zumindest zu Beginn. Deshalb möchte ich gern einige Anregungen für die Öffentlichkeitsarbeit bei dieser humanitären Aktion geben. Zunächst, so würde ich denken, sollte dieses spezielle Ernährungsprogramm, um mögliche Absatzschwierigkeiten zu vermeiden, auf folgende Länder beschränkt werden: die USA, Australien, Südkorea und u. U. Südvietnam selbst (obgleich es zweifelhaft ist, ob sich die dortige Bevölkerung auch nur die von mir ins Auge gefaßten Tiefst-Preise leisten können. Außerdem könnte es politische Rückschläge geben, falls General Ky oder andere Mitglieder der



Johannes Bobrowski

Sein Name und sein Vorbild werden ewig in den Herzen der Kämpfer um die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker weiterleben. Fidel Castro



Ernesto „Che“ Guevara

Das Foto von „Che“ Guevara stellte uns freundlicherweise die Voltaire Verlagsauslieferung Berlin zur Verfügung. Ein Plakat mit diesem Foto ist dort zum Preis von DM 6,50 zu beziehen.
Voltaire Verlagsauslieferung 1 Berlin 62, Crellestraße 21

Charles Senger: Brief an Lyndon B. Johnson

rechtmäßigen Regierung Süd-Vietnams beim Verzehr von Vietcong beobachtet werden würden). Vielleicht könnte man später auch Westdeutschland in den Kreis der Abnehmer einbeziehen, insbesondere dann, wenn die Zusammenarbeit seiner Regierung mit uns weiterhin so vorbildlich bleibt wie in der Vergangenheit. All das müßte natürlich Gegenstand sorgfältig geführter Verhandlungen sein.

Mein zweiter Vorschlag betrifft die Namensgebung des neuen Produktes, die behutsam geplant werden muß. Es mag bedauerlich sein, ist aber leider unbestreitbar, daß ein Name wie „Gegrillter Vietcong“ nicht jedermann so gut munden würde wie das Produkt selbst. Obwohl dies in einigen Gegenden — wie z. B. Teilen von Texas, Südkalifornien und Washington, D. C. — kaum ein Problem darstellen dürfte, sollte man doch den Gesamteindruck nicht aus dem Auge verlieren. Vielleicht könnte eine Bezeichnung gewählt werden, die unnötige Härte vermeidet, wie z. B. „Vietnamesisches Kalbfleisch“. Militantere oder patriotischere Namen wie „Kommunisten-Gulasch“ oder „Verreckter Victor“ empfehlen sich erst dann, wenn das Geheimnis gelüftet und weitere Verbraucherschichten für derartige Vorstellungen empfänglicher geworden sind: ein Prozeß, der schrittweise betrieben werden muß, da sonst das gesamte Projekt sozusagen nach hinten losgehen könnte.

Überhaupt besteht natürlich die Gefahr, daß gewisse Elemente trotz der umfangreichen Sicherheitsmaßnahmen (die selbstverständlich getroffen werden müssen), den wahren Sachverhalt zu früh erfahren und unter Ausnutzung schwachköpfiger Massen-Vorurteile die gesamte humanitäre Aktion gefährden. Dennoch ist die Geheimhaltung nur im Anfangsstadium des Projekts wirklich notwendig; wenn die Leute nämlich erst einmal Gefallen an dem schweinefleischartigen Geschmack unseres Produkts gefunden und ferner die tatsächlichen Einsparungsmöglichkeiten an ihrem Wirtschaftsgeld erfahren haben, erscheint es unwahrscheinlich, daß sie diese Vorteile zugunsten überholter moralischer Bedenken aufgeben werden. Einige Linksintellektuelle sowie ein oder zwei übertrieben sensible und idealistische Geistliche werden natürlich nach Kräften versuchen, Unfrieden zu stiften — u. U. kommt es sogar zu Demonstrationen innerhalb Washingtons selbst — ihr Erfolg in bezug auf die Fortsetzung des Programms dürfte jedoch eher gering sein. Wenn man einmal etwas getan hat, gleichgültig ob man es für richtig oder falsch hält (was immer diese Worte bedeuten mögen), besteht einige Aussicht, daß man es weiterhin tut, schon weil kaum einer gern zugibt, sich geirrt zu haben — und erst recht nicht dann, wenn man eine so starke Unterstützung für seine Handlungen findet, wie sie das in Aussicht genommene Informationsbüro gewähren soll (s. S. 27 des beiliegenden Prospektes). Falls gewisse Elemente zu einem späteren Zeitpunkt tatsächlich die Hintergründe des „Fleisch für Jeden“-Programms aufdecken sollten, könnte das aus den angeführten Gründen durchaus von Vorteil sein, ganz abgesehen davon, daß die Angriffslust, die ein Durchschnittsmann einfach empfinden muß, wenn er bewußt

in ein saftiges Stück Vietcong beißt, eine unschätzbare Hilfe zur Entwicklung jener Kriegsbereitschaft darstellt, die wir in diesen unruhigen Zeiten so bitter notwendig brauchen und die augenblicklich leider etwas unausgeprägt ist.

Ein dritter Vorschlag wäre, das Projekt mit einem Paukenschlag zu eröffnen, am besten mit einem vom Präsidenten veranstalteten Barbecue im Texas-Stil, reichlich bestückt mit hübschen Mädchen, Zuchtvieh (aus Werbegründen) und Politikern. Ihr Anblick, sehr geehrter Herr Präsident, wenn Sie einen Cowboy-Anzug mit entsprechender Kopfbedeckung tragen, in der einen Hand ein Lasso, einen Teller gegrillten „Sie-wissen-schon“ in der anderen und ein zufriedenes Lächeln im Gesicht; der Anblick unseres (verzeihen Sie den Ausdruck) freiheitsfetten Vizepräsidenten, der — bedeckt mit einem anderen Ihrer Cowboy-Hüte — behaglich seine Portion gegrillten VC futtert; der Außenminister, ernst aber befriedigt dreinblickend; und endlich der Verteidigungsminister, still aber wirkungsvoll neben seinem brandneuen Ford stehend und über seinen Teller gebeugt — all das würde zweifellos ein optimales Klima für die erfolgreiche Einführung des neuen Produkts schaffen.

Natürlich ist uns klar, daß der Durchschnittsvietcong, wenn auch entsprechend unserer Preisliste (s. S. 15 des Prospekts) angemessen taxiert, ein ziemlich zäher Bursche ist, zäher als einer so erhabenen Versammlung angemessen. Aber auch dafür gibt es eine Lösung. Seit sich die terroristische Aktivität der Vietcong in den letzten Monaten erheblich gesteigert hat, stehen nunmehr auch in steigender Anzahl sozusagen VC-„Kühe“ bzw. „Kälber“ zur Verfügung. Natürlich käme ihr Pfundpreis etwas höher als der der „Ochsen“, da sie etwas kleiner und zur Zeit auch nicht so zahlreich zu haben sind. (Andererseits sind sie jedoch auch zarter und von besserem Geschmack.) Für die Führer unserer großen Nation ist selbstverständlich nichts zu gut, und sicher stehen bereits jetzt genügend Kühe und Kälber für eine ausreichende Anzahl von Barbeques bereit; diese ausgewählten Exemplare würden natürlich kostenlos bereitgestellt werden; schließlich ist das das mindeste, was wir für unser Land tun können. (Im Zusammenhang mit unserem Bestreben, alles nur mögliche zum Wohl unseres Landes zu tun, darf ich darauf hinweisen, daß wir ernsthaft erwägen, der politischen Partei unserer Wahl eine nicht unerhebliche Summe zukommen zu lassen, und daß ferner einer unserer Direktoren beabsichtigt, seine süd-texanische Fernsehstation in eine würdige Stiftung zu überführen.)

Natürlich wird dieser Krieg nicht ewig dauern, und obgleich es einen langen und harten Kampf kosten wird, bis der Kommunismus in Vietnam durch die Freiheit ersetzt sein wird, sind wir doch von diesem Endergebnis ebenso überzeugt wie von der Tatsache, daß Sie, geehrter Herr Präsident, diesen Krieg so beschränken werden, daß unsere wirtschaftliche Situation erhalten bleibt. Nichtsdestotrotz müssen wir alle mit dem Tag rechnen, an dem es keinen Krieg mehr geben wird. So unglaublich es klingt, aber kein Krieg dauert ewig. Eines Tages also werden die Vietcong verbraucht sein, schon heute gibt es ja nur noch eine

bestimmte Anzahl von Vietnamesen. In der Zwischenzeit werden wir dennoch einigen Profit haben, und dies trotz unseres preisgünstigen Angebots — schließlich kostet uns das Fleisch gar nichts, außerdem beabsichtigen wir, den Löwenanteil der Kosten einzusparen, indem für Sammlung und Transport des Materials Militär-Personal und -Einrichtungen benutzt werden, ebenso für eine u. U. notwendige Steigerung des Material-Anfalls (wir erwägen daher auch eine erhebliche Spende für unsere bevorzugte Militäreinheit).

Eines Tages aber muß das Kriegsende kommen und mit ihm das Ende der ersten Projekt-Phase. Verzweiflung ist dennoch unangebracht, weil wir dann zur zweiten Phase übergehen könnten.

Höchstwahrscheinlich dürfte Vietnam dann völlig verwüstet sein. Das Elend dieses armen Landes dürfte noch Jahrzehnte dauern. Die Wirtschaft wird ruiniert und der Hunger allgemein sein, trotz unserer selbstverständlich massiven Entwicklungshilfe.

Meiner Neigung folgend, meditative Literatur zu lesen (die, wie ich finde, den Geist nach der harten Tagesarbeit angenehm beruhigt), stieß ich jüngst auf die Schriften eines gewissen Reverend Swift. Dieser außerordentlich vernünftige Prediger — durchaus nicht jener linksintellektuelle Typ, der heutzutage die Kanzeln entweiht — hat einen Vorschlag zur Bewältigung der Nöte der irischen Massen im 18. Jahrhundert gemacht, den ich überaus vernünftig finde, der jedoch zu meiner Überraschung von der sonst überaus rational denkenden englischen Regierung jener Zeit nicht aufgegriffen worden ist — wahrscheinlich wieder nur irgendwelcher irrationaler Vorurteilen wegen. Ich hoffe, daß wir nicht den gleichen Fehler begehen werden! Die Geschichte sollte uns nicht vorwerfen, daß wir nicht fortschrittlicher gewesen seien als das England des 18. Jahrhunderts! Deshalb schlage ich vor, den vietnamesischen Müttern, ungeachtet ihrer Weltanschauung — sei diese nun kommunistisch, marktwirtschaftlich oder sonstwie orientiert — diesen Müttern also das Recht auf den Verkauf ihrer überzähligen Kinder an uns, zwecks Weiterverwendung auf dem Fleischmarkt, zuzugestehen — als eines der Grundrechte freier Menschen. Dies würde Vietnam in den Genuß all der Vorteile bringen, die Reverend Swift seinerzeit für Irland voraussah: z. B. einen erheblichen Kapitalzuwachs für die Volkswirtschaft des Landes, einen Nahrungsmittelzuwachs für die verbleibenden Esser etc. Außerdem sind natürlich im 20. Jahrhundert noch weitere Vorteile zu erwarten, an die jener einfache Prediger nicht einmal im Traum gedacht hat.

Der erste davon betrifft unsere Wirtschaft: daß nämlich der Konsum unseres Produkts auf dem Inlandmarkt eine entsprechend größere Menge der US-Fleischproduktion für den Export freistellen würde, wodurch nicht nur das Fleischangebot auf dem Weltmarkt vergrößert, sondern auch unsere Schwierigkeiten beim Ausgleich der eigenen Handelsbilanz verringert werden würden.

Der zweite Vorteil ist sowohl soziologischer als auch psychologischer Art: nichts Geringeres nämlich als die Emanzipation der vietnamesischen Frau! Sie würde

dadurch befähigt, ein tatsächlich freies und natürliches Verhältnis zu ihrem Mann zu gewinnen (oder vielleicht zu einem unserer Soldaten — es zahlt sich nie aus, unsere braven Jungs zu vergessen), völlig von altem Druck befreit und ohne zusätzliche Kosten für zweifelhafte Verhütungsmittel (ganz abgesehen von den religiösen Vorbehalten). So aber gäbe es, für den Fall daß Nachwuchs sich einstellt, nur Stolz und Gewinn.

Der dritte Vorteil jedoch stellt die beiden anderen weit in den Schatten. Hilft der erste, wie oben dargelegt, der amerikanischen Wirtschaft, der zweite der vietnamesischen Frau, so gäbe der dritte ganz allgemein der Freien Marktwirtschaft selbst enormen Auftrieb — und damit Ihnen und mir. Jahrelang hat der sozialistische Einfluß die Gesellschaft Vietnams vergiftet. Die absurde Idee, das Individuum habe für die Masse zu arbeiten und seine Privatinitiative und Fähigkeiten dem Mittelmaß seiner Mitmenschen anzugleichen, hat in den vergangenen zwanzig Jahren einiges Unheil angerichtet, es wird also nötig sein, diese Ideologie zu bekämpfen. Welcher Weg wäre dafür geeigneter als die Wiedereinführung der Freien Marktwirtschaft auf Dorfebene in der beschriebenen Weise? Jede Familie hätte daran ihren Anteil, könnte ihre direkten Erfahrungen mit dem Auf und Ab, den Sorgen und Freuden von Angebot und Nachfrage machen, würde — kurz gesagt — im Handumdrehen eine gute kapitalistische Familie werden! Gibt es einen besseren Weg, gleichzeitig das Huhn *und* die Eier essen zu können?

Letzten Endes dürfen wir unsere Augen nicht vor der Tatsache verschließen, daß die Verdienstspanne nach dem Kriege kleiner sein wird als jetzt; denn wenn auch die Preise infolge wachsender Beliebtheit und infolge friedensbedingter Verknappung der erwachsenen Exemplare gesteigert werden können, wird doch diese Preissteigerung weder den geringeren Rohstoffanfall noch die erhöhten Kosten ganz ausgleichen, die nach dem Krieg dadurch entstehen werden, daß wir dann gezwungen sind, die Bestände *aufzukaufen*. Die Preisspirale wird sich außerdem am Preis von Rindfleisch, unserem schärfsten Konkurrenten, orientieren müssen: wir dürfen kaum hoffen, das Rindfleisch völlig aus den Herzen und Mägen unserer Kunden zu verdrängen. Jedoch müssen wir auch diese Möglichkeit mutig ins Auge fassen und schwer arbeiten — auf keinen Fall sollten wir zögern, jenem armen Land beim Wiederaufbau im Frieden zu helfen, das *uns* während des Kriegs so gut behandelt hat!

Ihr Ihnen sehr ergebener

Ellworth E. Elend
Elend & Co. A. G.

Philipp Wiebe Ein verwirrender Fall

Wenn Sie Kibusch nicht gekannt haben, wissen Sie gar nicht, wie sonderbar Menschen sein können. Als Besitzer eines Tabakladens begegne ich doch tagaus, tag-ein den verschiedensten Leuten, sie alle lassen sich einordnen, man weiß, woran man bei ihnen ist, aus Kibusch hingegen wird man nicht schlau.

Im nächsten Monat sind es zwei Jahre her, daß er sich in unserer kleinen Stadt niederließ. Er mietete eine Wohnung auf der anderen Straßenseite, meinem Laden direkt gegenüber, und schon am ersten Tag kam er zu mir und kaufte dreihundert Zigaretten. Natürlich freute ich mich darüber, denn neue Kunden kann ich immer gebrauchen. Gleichzeitig aber erfüllte mich sein Anblick mit Schrecken. Er war ungefähr in meinem Alter, um die sechzig herum, sein langer Körper schien nur aus Knochen und Haut zu bestehen, sein seltsam gebuckelter Schädel war vollkommen kahl, dafür trug er einen wildwuchernden rot-grauen Vollbart.

An all diese Äußerlichkeiten hätte man sich mit der Zeit gewöhnen können, doch die Art, in der er sich benahm, verhinderte das. Wie viele hochgewachsene Menschen ging er mit gebeugtem Rücken, schob dabei aber seinen Kopf unnatürlich weit vor, so daß der Bart ein ganzes Stück vor seiner Brust pendelte. Seine Hände hielt er stets in Hüfthöhe, gleichsam als wolle er im nächsten Augenblick etwas ergreifen. Doch am unheimlichsten waren seine hellen grauen Augen, deren Starre durch keinen Lidschlag gemildert wurde. Wenn Kibusch mich so anblickte, verspürte ich tatsächlich den Drang, ins Hinterzimmer zurückzuweichen. Zu dieser Erscheinung paßte es, daß er kaum ein Wort sprach. Sagte er „drei“, dann wußte ich, er wollte drei Zigarettenpackungen zu vierundzwanzig haben. Grußlos betrat und verließ er mein Geschäft. Meine Versuche, ihn auszufragen, woher er komme, was er treibe und ob er für immer hier leben wolle, scheiterten an seiner Einsilbigkeit. Er sagte nur „drei“, ich gab ihm die Zigaretten und sagte „bitte“, er gab mir das Geld, und ich sagte „danke“. Das war alles. Anderen gegenüber benahm er sich genauso.

Was in unserer Stadt über einen Menschen zu erfahren ist, wird in kürzester Zeit das Wissen aller. Er, Kibusch, lieferte keine Informationen, und das vergrämte die Bürger. Zwar sickerten aus der polizeilichen Meldestelle die Hinweise durch, er sei in Chemnitz geboren, sei aus Hamburg hierher gezogen, sei

Pensionär und Witwer, zwar erfuhr man vom Briefträger, welche Zeitungen er bekomme und woher Briefe, doch das war zu dürftig, zu wenig, um die Neugier stillen zu können. Von seinem Nachbarn, Herrn Kraume, hörte ich, daß er stundenlang auf einer Schreibmaschine schreibe, daß er das Radio nur zu den Nachrichten anstelle und daß er täglich — verstehen Sie? — täglich bade! Das erzählte ich meinen anderen Kunden weiter, die mir dafür dankbar waren. Es konnte demnach natürlich nicht verwundern, daß Kibusch keine Zuneigung bei den Bürgern unserer Stadt fand. Verwunderlich war jedoch, mit welcher Schnelligkeit sich Abneigung entwickelte, eine heftige, böse Abneigung, die, ehrlich gesagt, in gar keinem Verhältnis zu Kibusch's Verhalten stand. Schließlich tat er keinem etwas zuleide, indem er so verschlossen war. Auf das Ausmaß dieser Abneigung wurde ich erst durch meine jüngste Enkelin Brigitte aufmerksam. Sie war damals sechs Jahre alt und kam eines Tages in meinen Laden gestürzt, rannte zu mir hinter die Verkaufstheke, umklammerte meine Hand und sagte mit zitternden Lippen: „Kibusch kommt, Opa. Er will mich fressen!“ Ehe ich etwas entgegnen konnte, betrat Kibusch den Raum, und Brigitte ließ meine Hand los und rannte ins Hinterzimmer, wo sie spitze, entsetzte Schreie ausstieß. „Drei“, sagte Kibusch, ich bediente ihn hastig und ging, kaum daß er den Laden verlassen hatte, zu Brigitte. Sie kauerte hinter dem alten Sofa und war ganz blaß. „Was ist denn in *dich* gefahren?“ fragte ich sie beunruhigt und darum verärgert. „Kibusch frisst Kinder! Weißt du das denn nicht, Opa?“ sagte Brigitte. Na, ich telefonierte sofort mit meiner Tochter, und sie gestand mir mit einiger Verlegenheit, daß es üblich geworden sei, unartigen Kindern mit Kibusch zu drohen. Daraufhin habe ich geschimpft, habe meiner Tochter gesagt, auch wenn das üblich sei, brauche sie ihre Kinder nicht ebenfalls mit solchem Unsinn zu ängstigen. In den Tagen danach mußte ich feststellen, daß sich fast alle meine Kunden mit Kibusch beschäftigten. Der Rechtsanwalt Gleim, der regelmäßig seine Zigarren bei mir kauft, sagte: „Für mich ist dieser Kerl ein Kommunist, ein gefährliches Individuum. Das dürfen Sie mir glauben!“ Andere behaupteten, er sei ein entlassener Zuchthäusler, ein Sittlichkeitsverbrecher, ein Wahnsinniger. Wurde in unserer Stadt ein Diebstahl verübt oder eine Frau im Stadtgarten belästigt, fand sich immer jemand, der Kibusch als Täter erkannt zu haben glaubte. Die Polizei verhörte ihn deshalb oft, mußte aber ebensooft feststellen, daß Kibusch ein Alibi hatte. Ich muß sagen, wenn man mich so behandelt hätte, wäre ich längst in eine andere Stadt gezogen. Kibusch tat das nicht, er blieb und verließ sogar mehr denn je seine Wohnung, um durch die Straßen zu schlendern, die Hände in Hüfthöhe haltend, den Kopf vorgereckt, mit wehendem Bart. Er schien es zu genießen, ein Ärgernis zu sein. Vor drei Wochen geschah dann etwas Unerwartetes. Ein Omnibusschaffner, so hörte ich, entdeckte sie zuerst, und ich sah sie kurz darauf: Die Schmiererei neben

dem Eingang des Hauses, in dem Kibusch wohnte. Jemand hatte mit gelber Farbe ein großes Hakenkreuz an die Hausmauer gemalt und darüber geschrieben: „Kibusch war ein Nazi.“ Offen gestanden, ich erschrak sehr. Bedenken Sie: Hakenkreuzschmierereien in unserer Stadt! Welch eine Schande!, dachte ich. Nun wird die ganze Welt auf uns zeigen und uns anklagen, dachte ich. Doch dann fiel mir ein, daß diese Schmiererei eine vollkommen andere Bedeutung hatte. Bisher, so fiel mir ein, waren damit Synagogen und jüdische Friedhöfe geschändet worden, diesmal jedoch wurde ein ehemaliger Nazi denunziert. Ich stellte mir vor, welche Katastrophe entstünde, wenn dieses Beispiel eine Nachahmungswelle auslösen würde und die Häuser aller ehemaligen Nazis mit Hakenkreuzen beschmiert würden. Laut möchte ich es nicht sagen, denn ich muß ja an mein Geschäft denken, aber in unserer Stadt dürfte dann kaum ein Haus ausgelassen werden. Furchtbare Aussichten!

Na, unsere Polizei fahndete fieberhaft nach den Tätern. Zu Recht vermutete man sie nicht — wie bisher — in rechtsradikalen, sondern in linksradikalen Kreisen. Unser Bürgermeister setzte 5000 Mark für die Ergreifung des Täters aus.

Kibusch gab sich in dieser Zeit gelassen wie immer. Stundenlang spazierte er durch die Stadt und dabei muß er gespürt haben, daß die feindselige Stimmung gegen ihn abklang. Ja, abklang. Auch ich merkte das zu meiner Verblüffung. So sagte jetzt der Rechtsanwalt Gleim zu mir: „Donnerwetter, da habe ich Kibusch aber unrecht getan. Tut mir außerordentlich leid. Wirklich!“

Durch meine Schaufensterscheibe konnte ich beobachten, wie Kibusch von allen Seiten begrüßt wurde, was vor der Schmiererei nie vorgekommen war. Von meiner Tochter hörte ich, man sage den Kindern neuerdings, Kibusch sei kein böser Mann mehr, niemand brauche ihn zu fürchten. Kibusch war also auf dem besten Weg, endlich in die Bürgergemeinschaft aufgenommen zu werden.

Doch dann, ungefähr 14 Tage nach der Tat, sah ich eines Morgens, wie Kibusch von zwei Polizisten aus seiner Wohnung geholt und in einem Auto abtransportiert wurde. Zuerst begriff ich gar nichts. In unserer Stadt ist noch nie einer, weil er Nazi gewesen war, verhaftet worden. Noch nie! Sehr schnell erfuhr ich jedoch den Grund. Herr Kraume kam in mein Geschäft und erzählte aufgeregt: „Stellen Sie sich vor: Kibusch war's selbst! Die Polizei hat bei ihm eine Haussuchung durchgeführt und hinter dem Klosettopf eine angebrochene Dose mit gelber Ölfarbe und einen benutzten Pinsel gefunden. Ist das nicht unerhört?“

Ja, das war es. Kibusch und kein anderer war der Täter gewesen! Etwas später wurde bekannt, er habe bei seiner Vernehmung gesagt: „Ich wollte nur mal sehen, wie die Bürger dieser Stadt darauf reagieren würden. Und ich kann behaupten, sie reagierten genauso, wie ich es erwartet hatte.“

Nun, die Empörung, die durch unsere Stadt flutete, war hell und groß. Sie steigerte sich noch, als herauskam, daß Kibusch weder Nazi noch Kommunist gewesen war. Rechtsanwalt Gleim sagte: „Er ist ganz einfach ein Schuft, der es darauf angelegt hatte, das Ansehen unserer Stadt herabzusetzen.“

Philipp Wiebe: Ein verwirrender Fall

Ein verwirrender Fall. Ich werde mich nicht mehr dazu äußern, denn man weiß ja nicht, wie er sich noch entwickeln wird. Kibusch könnte einige Leute auf eine Idee gebracht haben. Nachahmungswelle, Sie verstehen!

Die Frage ist jetzt nur: Wird man Kibusch bestrafen? Kann man ihn überhaupt bestrafen? Gibt es ein Gesetz, das verbietet, fälschlich zu behaupten, man sei Nazi gewesen? Kann man Kibusch anklagen, die Bürger unserer Stadt böswillig getäuscht zu haben?

Alles ist noch ungeklärt. Nur eins ist sicher: Wenn Kibusch wieder frei ist, wird er die Stadt verlassen müssen. Für derart sonderbare Menschen haben wir hier keinen Platz. Als Geschäftsmann bedauere ich das, denn Kibusch rauchte erfreulich viele Zigaretten, aber als Bürger beuge ich mich der besseren Einsicht. Sie werden das verstehen, nicht wahr?

Renate v. Gizycki
Gedichte

ERKLÄRUNG

Wir schreiben ja nicht
für jene Beamten
die jeden Neujahrsgruß
aus unbeliebten Ländern ablichten

Für sie beginnt
die Verschwörung in den Briefkästen
Broschüren die weder Kaffee
noch silberne Löffel anbieten
bewerten sie
als subversive Tat

In jedem gedruckten Text
spüren sie
sicherheitshalber
Kommiss auf oder
Manifeste gegen die Obrigkeit
soweit der Empfänger
ein Mensch ist

Recht haben sie
denn jedes Wort der Vernunft
ist Dynamit und
unsichtbar bleibt
die Zündung in einem Satz

DER IST WIEDER WER

Ihr dichtet ihm Hufe an
aber er trägt Krawatten und
Ordensspangen von Kopf
bis Fuß zivilisiert stehen
in seiner selbstgebastelten
Schaumburg die Stiefel
geputzt im Schrank

Verschämt bekennt er —
kein Sonderling — wie gut
das Geschäft geht unverschämt
gut für ein Land
dem Scham keine
Schlagzeile wert ist

Und selbstverständlich
lobt er und auf verständliche
Art arteigen am Sonntagnachmittag
das sportliche Spiel fair play —
ungelobt fällt ihm kein
Ball ins feindliche Tor kein
verletztes Freundesknie
entbehrt seiner Anteilnahme

Und überhaupt und
überall
mit Frau und Kind und
Maus und Wagen
der
ist wieder wer

UM IHN IN SERIE ZU GEBEN

Erfindet mir endlich
doch einen
harmlosen Heros

nennt ihn Herrn Meyer Herrn Müller
und stattet ihn aus
wie einen Menschen

mit hängenden Armen
mit Schweißperlen
auf der Stirn

aber
im Widerwort fest
wie David vor diesem Koloß

BIBLISCHES REZEPT

Schafft ihn herbei
Setzt ihm Hörner auf
Macht ihm
Die Hölle heiß

Das Unbehagen
Nimmt überhand
Färbt ihm die Wolle
Schwarz

Schellen und Schuld
Hängt sie ihm um
Jagt ihn
Durch jeden Flur

Als Uhu als
Pinscher als
Sündenbock drum
Macht bei Neumond

Kurzen Prozeß

SOLIDARITÄT

Angesichts
der rechtlosen Pächter von Recife
der Brüder ohne Zunge und Faust
angesichts der betrunkenen Befreier, der genarrten
Sparer, der unauffindbar verscharzten
Kinder

Angesichts der Doppelttütigen, die
ihre Rohr- und Morgenpost rückwärts
lesen, der Fröhlichen, die himmelstürmend
aus jeder Todesanzeige Trost ziehn

Angesichts der vorgehaltenen Hand, der verkrüppelten
Hand, der Mißgeburten
aus Wellblech und Eisenbeton, angesichts
der Spinne hinter dem Spiegel

Angesichts der allwissenden
Whiskytrinker, die immer vorn liegen, die
immer obenauf sind auf ihrem Weltdach, gelangweilt
kabeln sie ihre Wahrheit: den Blick vom MAJESTIC: wie
immer unten die Kulis am Kai hundert
Dschunken tonnenweis täglich
Bomben und Reis

Angesichts der gutmütigen
Schäferhunde, die mein Nachbar
(Hauptbuchhalter bei der Volksbank von Beruf)
an seinen Sonn- und Feiertagen scharf
auf den Mann dressiert

Angesichts dieser Erde
pockennarbig
von Hungerödemen entstellt, der
zertrampelten Zuckerrohrfelder, der
verseuchten Gewässer, der
auf den Nägeln brennenden Hütten

Angesichts
dieser
Hülle und Fülle

Säuberlich
die Laken, säuberlich die Soldatengräber in Reih
und Glied frisch zugerüstet zu den Gedenktagen, die
Heilsarmeen, die heiliggesprochenen
Herden, die harmonika-
spielenden Entwicklungshelfer, (die
das gesäuberte Wasser auf ihr Mühlrad leiten)

Angesichts derer
die im Schatten ihrer Alarmanlagen
in ihrem Berg sitzen, in ihrem
Sesam Sicherheit

Angesichts
solcher Gesichte
bin ich

mit meinen Zweifeln eins

BEFRIEDEN

Wenn sie
das fremdenfeindliche Trommeln
hören

kommen

die freundlichen Truppen
ins Dorf

erproben

nur kurz unterbrochen
durch Schreie

ihr chemisch sauberes
Schweigen

FISCHER AUS ŠOLTA
für Ivo J.

Ich habe seinesgleichen
nie gekannt

In meiner Kinderzeit zählten
Beamte Offiziere und solche
Leute die
mit der Technik vertraut sind

auch der
des Tötens

Sie hingegen
waren Fabelwesen
mit Netzen und Lampen

oder sie standen
im Blau einer Postkarte
mit einem riesigen Fisch
unterm Kinn

Ihre Sonne hieß Capri
ihr Mond sprach
italienisch
ihr Meer war ein beliebtes
Motiv

Ich habe seinesgleichen
nie gekannt

Sie standen sich selber
im Licht
unsrer vorgefertigten Träume

Ihre Gesichter waren immer
zu männlich ihre Fische
zu groß ihre Boote
zu frisch bemalt

Ich hatte ihn nie
beachtet
bis ich plötzlich
erschrak:

denn er ist kein Fischer
wenn er den Olivenbaum düngt kein Bauer
wenn er die Netze flickt

wenn er mit seinem Sohn spielt
ist er kein Angestellter
des Kombinats kein Genosse
wenn er
noch vor dem Regen
das trockene Holz am Hafen stapelt

weil er sich auskennt
und einsieht was er
zu tun hat und wann

und immer nur
lacht
wenn einer
das
tüchtig findet

Peter Hacks

Der Schuhu und die fliegende Prinzessin

Für die Schaubühne eingerichtet von Ursula Birnbaum und Peter Hacks

PERSONEN:

Der Schneider
Die Schneidersfrau
Die Nachbarin
Der Bürgermeister
Der Schuhu
Der Großherzog Friedrich von Coburg-Gotha
Der Kaiser Friedrich von Mesopotamien
Der Hofschuhuloge
Der Oberste Schneckenhirt
Der Erste Spinatgärtner
Der König von Tripolis
Die fliegende Prinzessin
Ein Bauer
Der Starost von Holland
Dorfleute, Wachposten, Schnecken, Spinatpflanzen,
Krieger, 10 000 Gelehrte, Spatzen
Der Erzähler

ERSTE ABTEILUNG

(Haus des Schneiders.)

Erzähler:

Es war ein armer Schneider, der lebte mit seiner Frau und seinen neun Kindern vom Kleidermachen; er wurde ständig schmaler, doch sein Beutel nicht dicker, und wie er sich auch plagte, er blieb immer auf der Hefe sitzen. Eines Morgens, als er wieder mit krummem Rücken auf dem Tisch hockte, trat die Nachbarin, es war die Frau des Barbiers, aus der Kammer. *(Auftritt Nachbarin.)*

Nachbarin:

Dein Weib liegt im Bett, sie wird wieder ein Kind zur Welt bringen.

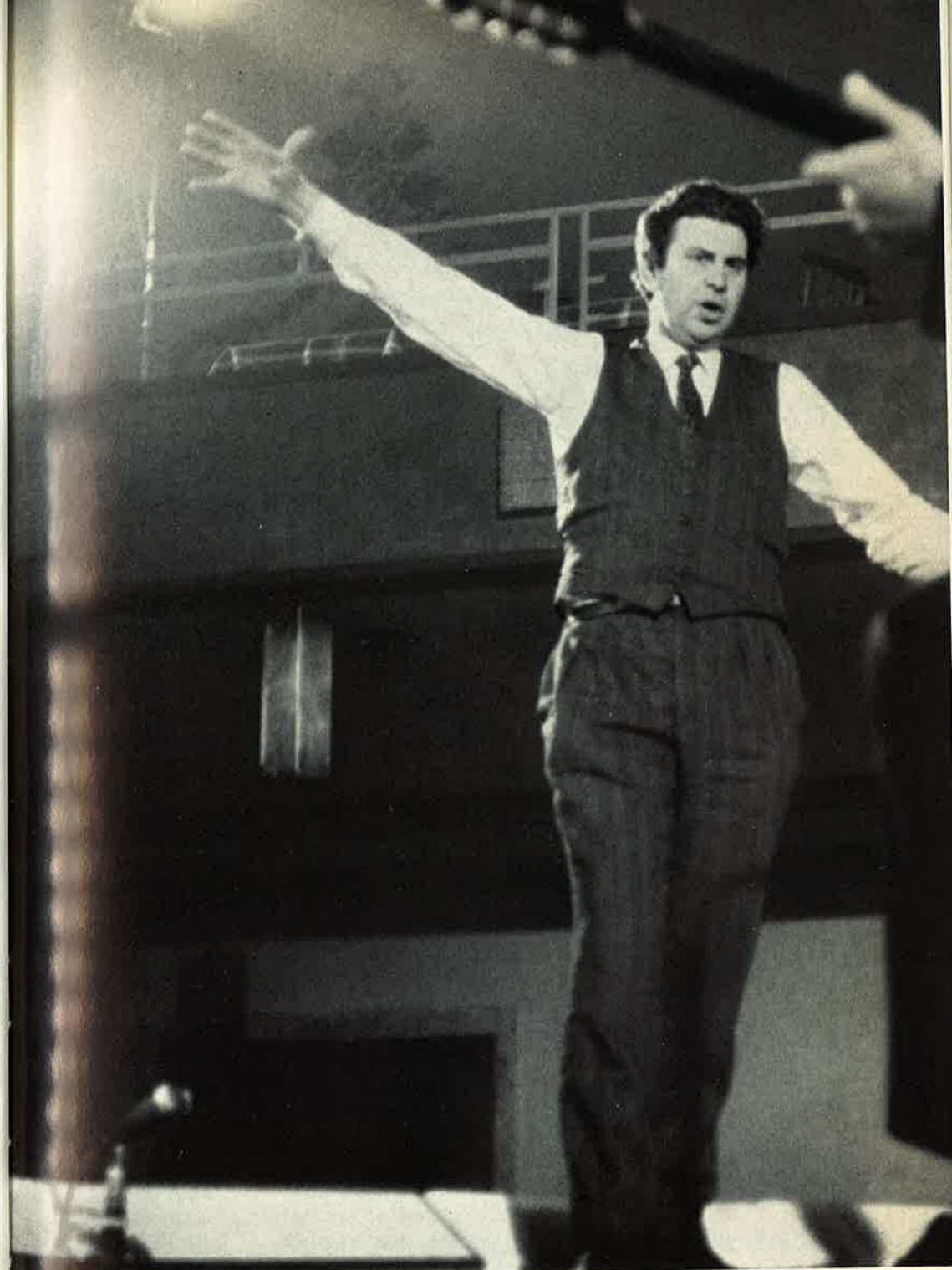
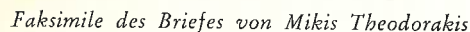


Foto Dimitri Soulas

Mikis Theodorakis

Leins L. VIII 67



Schneider:

(Nachbarin ab.)

(Geht ab, trifft mehr Leute, als ihm lieb ist, lädt sie ein. Leute strömen ins Haus. Der Schneider kommt wieder, ein Bierfaß rollend, ruft:) Platz für den Bürgermeister.

(Auftritt Bürgermeister.)

Alle (singen):

Im Gerstenfeld

Da wachsen meine Reben.

Es kommt ein Kind zur Welt,

Drauf müssen wir eins heben.

Stecht das Faß an,

Steht der Mutter bei.

Das Kind soll ewig leben.

Am Gerstenhalm

Da hängen meine Tropfen.

Des weiterem vor allm

Verehr ich Malz und Hopfen.

Stecht das Faß an,

Steht der Mutter bei.

Heraus jetzt mit dem Stopfen.

(Der Bürgermeister schläft betrunken ein.)

(*singen*):

Ein Gerstenfeld

Laß ich heut in mich laufen.

Es kam ein Kind zur Welt,

Das wolln wir Saufaus taufen.

Stecht die Mutter an,

Steht dem Faß bei

Und gebt dem Kind zu saufen.

(Die Nachbarin erscheint, macht dem Schneider heimliche Zeichen.)

Schneider:

Nun, ist es da?

Nachbarin:

Ich glaube.

Schneider:

Du liebe Torheit, ja oder nein?

Nachbarin:

Es ist da, aber ich frage mich, ob wir mit es beide die gleiche Sache meinen.

Peter Hacks: *Der Schuhu und die fliegende Prinzessin*

Schneider: Was soll ich denn meinen?, mein Kind natürlich.
Nachbarin: Ach Gott, es ist mir unmöglich, hierauf eine vernünftige Antwort zu geben.
(Der Schneider läßt sie stehen und läuft hinaus. Die Gäste lauschen. Von nebenan hört man folgenden Dialog:)
Schneider: Das hast du bekommen?
Frau: Ja.
Schneider: Das ist dumm. Das ist das letzte, womit ich gerechnet habe.
Frau: Vielleicht schlüpft es noch aus.
Schneider: Das hilft uns jetzt auch nicht viel, die Gäste sitzen wie unter den Dornen, sie haben schon jeden Tropfen Bier ausgetrunken.
(schreit): Das ganze Faß?
Frau: Man wird es vorzeigen müssen.
Schneider: (Er kommt wieder, die Hand auf dem Rücken. Er zeigt, was er hat: ein Ei. Gekreisch. Er läßt das Ei fallen, es rollt unter den Schrank.)
Bürgermeister: (erwacht): Wo bleibt mein Patenkind?
Schneider: Ach, entschuldigen Sie, Ihr Patenkind ist unter den Schrank gerollt.
(Alle lachen.)
Bürgermeister: Was, man lacht? Ich bin auch kein Kind von Traurigkeit und mache selbst gern ein Späßchen, das heißt nicht, daß ich Spaß verstehe. (Singt:)
So, so, man spottet mein?
So, so, man zeigt sich heiter?
Mich dünkt, es wär gescheiter,
Nicht gar so klug zu sein.

Wer sich jetzt lustig macht,
Kann sein, daß dem noch graust.
Der sich ins Fäustchen lacht,
Der kennt nicht meine Faust.
(Die Dorfleute haben sich verzogen.
Bürgermeister allein mit dem Schneider:)
Diese Lache
Fordert Rache,
Schreckliche und tausendfache.
Und ich gehe jetzt nach Haus,
Brüte meine Rache aus.
(Ab.)
(Der Schneider, auf dem Tisch, flickt eine Hose. Unter dem Tisch die Frau, den Boden scheuernd.)

Peter Hacks: *Der Schuhu und die fliegende Prinzessin*

Erzähler: Im nächsten Frühjahr fand die Schneidersfrau das Ei beim Großreinemachen.
Frau: Schau, Mann, was ich gefunden habe. Unser Ei, erinnerst du dich?
Schneider: Wirf es weg.
Frau: Du Gottloser, das dulde ich nie und nimmer, es hat uns ein Faß Bier gekostet.
Schneider: Du hast recht, Frau, ich will es als Stopfei verwenden. (Er läßt das Ei in ein Hosenbein gleiten, die Frau geht ab.)
Erzähler: Er durchstach den Stoff am Knie, dort, wo das Loch war.
Stimme: Vater, Sie kitzeln mich.
(Der Schneider blickt sich verwirrt nach dem Urheber dieses Satzes um. Er ergreift die Elle, schlägt, vergebens, unter den Tisch. Gibt es dann auf, näht weiter.)
Stimme: Hihi, Vater, Sie kitzeln mich ganz schlimm.
Schneider: Wer spricht?
Stimme: Ich, Ihr Sohn.
Schneider: Wo bist du?
Stimme: In dem Ei.
(Der Schneider hält das Ei ans Ohr.)
Aber es ist nun an der Zeit, daß ich ausschlüpfe.
Schneider: (vorwurfsvoll): Das kommt spät genug.
Stimme: Gut Ding will gut Weile. Sieden Sie mich bis zum Abend in Brunnenwasser, hiernach legen Sie mich auf die Straße, und wenn Sie so verfahren sind, können Sie mich vom Schmied aufschlagen lassen.
(Schneider mit dem Ei, nachdem er sich überzeugt, daß keiner ihn sieht, aus dem Haus ab. Die Nachbarin kommt gelaufen, singt mit der Schneidersfrau:)
Frau: Der Schneider tat zum Brunnen den Gang,
Das Wasser hochzuwinden.
Er sott das Ei bis zum Abend lang,
Es war kein Sprung zu finden.
Frau und Nachbarin: Das kluge Küken nimmt sich Zeit,
Der kommt späte, der kommt weit.
Frau: Er legt das Ei auf den Weg hinaus
Im Abendlicht, im späten.
Die Pferd und Kühe kommen nachhaus
Und haben drauf getreten.
Frau und Nachbarin: Das kluge Küken nimmt sich Zeit,
Der kommt späte, der kommt weit.

Frau: Es kommt der Schmied und schlägt auf das Ei.
Der Bruch spritzt durch die Kammer.
Herr Schmied, ist das Ei entzwei?
Nein, das ist der Hammer.

Frau.Nachbarin: Das kluge Küken nimmt sich Zeit,
Der kommt späte, der kommt weit.

Erzähler: Der Schmied ergriff den größten Hammer, den er hatte,
schwang ihn mit beiden Armen über dem Kopf und ließ ihn
mächtig auf das Ei hernieder sausen.

Nachbarin: Und?

Erzähler: Die Schalen zerbrachen. Und so, wohlgelagert, ausgekocht und
abgehärtet, kam des Schneiders Sohn auf einem Amboß zur
Welt. *(Geht nach hinten ab. Aufgeregtes Volk sammelt sich
vor dem Haus. Er kommt wieder, den jungen Schuhu auf dem
Arm, setzt ihn hin, klaubt ihm Eierschalen ab.)*

Nachbarin und Frau:
Der Schneider sieht seinen Ruf bedroht
Im deutschen Schneiderstande.
Neun Kinder bringen ihm die Not,
Das zehnte bringt die Schande.

Schuhu *(hüpft, lernt gehen):*
Verstoß mich nicht, Vater, laß mir Zeit,
Ich brings im Leben auch noch weit.

Schneider: Welche Rute habe ich mir da wieder aufgebunden.

Schuhu: Nehmen Sie mich ruhig in Ihr Haus.

Schneider: Aber die Leute.

Schuhu: Alle werden mich erblicken und keiner wird mich sehen, denn
ich werde mich ganz still verhalten und tun, als sei ich eine
Schneiderpuppe.
*(Die Schneidersfrau läßt ihn ein; der Schneider schlägt, vor
den Leuten, die Tür zu.)*

Erzähler: So stand der Schuhu in der Stube und stand still auf seinem
Fleck und bewegte nur seine schönen Augen. Wenn er das
Auge nach oben rollte, dachte er über die Dinge des Himmels
nach. Wenn er das Auge nach unten rollte, dachte er über die
Dinge der Erde nach. Wenn er das Auge nach links rollte,
dachte er über die notwendigen Dinge nach, und rollte er es
nach rechts, über die überflüssigen. So versäumte er keinen
Gegenstand und blieb keine Sache unbedacht. Aber der Bür-
germeister hatte die Kränkung nicht vergessen, die, wie er
glaubte, der Schneider ihm zugefügt hatte.
(Auftritt Bürgermeister.)

Bürgermeister *(singt):*
Ha, die Rache
Für die Lache
Wurde mir zur Herzenssache.
Denn es liegen meist im Streit
Heiterkeit und Obrigkeit.
*(Erhält enormen Beifall und gibt ein da capo. Hiernach geht
er ins Haus, hält dem Schneider ein handgroßes Stück Tuch
vor, sagt:) Näh mir daraus einen Mantel.*

Schneider: Das kann ich nicht.

Bürgermeister: Wie? Du kannst keinen Mantel nähen? Du willst nicht. Aber
wenn mein Mantel in einer Woche nicht fertig ist, lasse ich dir
den Kopf abschlagen; darauf mach mir eine Kerbe ins Ohr.
(Ab.)

Schneider *(verfolgt den Schuhu mit der Elle):* Mein letztes Geld ist ver-
loren, und zwar durch dich.

Schuhu: Es wird Ihnen zur Feueresse hereinfliegen, und zwar durch
mich. *(Er flüstert dem Schneider Anweisungen ins Ohr.)*

Erzähler: Gaßauf, gaßab lief der Schneider, klopfte bei denen, die er
kannte, und borgte ihnen so viel Geld ab, wie sie ihm geben
konnten. Für das Geld kaufte er feines Tuch. Von dem Tuch
nähte er einen prächtigen Mantel.
(Auftritt Bürgermeister, singt):

Bürgermeister
Ha, die Rache
Für die Lache
Wurde mir zur Herzenssache . . .
*(Er deutet den Rest der berühmten Arie nur noch an, geht
dann ins Haus, sagt:)*
Wo ist mein Mantel?
*(Der Schuhu steht anstelle der Schneiderpuppe, auf ihm der
wallende Mantel. Der Schneider legt den Mantel dem hochbe-
friedigten Bürgermeister um. Aber der hat noch eine Tücke
auf Lager.)*

Bürgermeister: Wo sind die Flicker von dem Tuch? Alle Schneider sind Diebe,
doch ich bestehe darauf, daß du mir den Rest herausgibst.

Schneider: Das ist nur billig. *(Er holt einen schweren Ballen vom gleichen
Stoff hervor, wirft ihn dem Bürgermeister in den Arm, sagt:)*
Hier ist der Rest.

Bürgermeister: *(überrascht):* Brav, sehr brav. *(Wirft einen kleinen Heller auf
den Boden, will ab.)*

Schneider: Warten Sie, Sie bekommen noch Geld wieder.

Bürgermeister: Auf den Heller?

- Schneider: Auf den Heller. (*Drückt dem Bürgermeister einen großen Dukaten in die Hand.*)
- Bürgermeister: (*entgeistert*): Wie kannst du aus einem Heller einen Dukaten machen? Und aus einem handgroßen Stück Tuch einen Mantel? (*Der Schneider blickt auf den Schuhu, der schüttelt den Kopf. Der Schneider schweigt.*) Du hast da ein Geheimnis, also sage es mir. (*Der Schneider blickt auf den Schuhu, der schüttelt den Kopf. Der Schneider schweigt.*) Bedenke, daß ich dir stets ein Freund, Gönner und gnädiger Herr war. Antwort, oder an den Galgen. (*Der Schuhu nickt.*)
- Schneider: Ich habe einen Schuhu, der macht aus wenig viel.
- Bürgermeister: Ich muß dieses wunderbare Tier unbedingt besitzen. Laß mir den Schuhu, und ich bezahle dir das Tuch und die Arbeit für den Mantel und hundert Dukaten obendrein.
- Schneider: Ich möchte ihn nicht hergeben, er ist ja auch mein Sohn. (*Der Bürgermeister zählt die hundert Dukaten her, der Schuhu stellt das Bügeleisen darauf; der Handel ist fertig. Der Bürgermeister wickelt den Schuhu in den Mantel, läßt ihn auf die Schulter und tritt vor die Tür.*)
- Schuhu: Seien Sie vorsichtig, Sie werden im Regen ersaufen.
- Bürgermeister: Ersaufen? Es nieselt doch nur ein bißchen.
- Schuhu: Ja, aber ich mache aus wenig viel.
- Bürgermeister: Aber wenn ich nicht gehe, komme ich zu spät zum Frühstück, und wenn ich zu spät zum Frühstück komme, erhalte ich vielleicht eine Maulschelle von meiner Frau.
- Schuhu: Falsch, sie schlägt Sie tot.
- Bürgermeister: Wie kann sie das?
- Schuhu: Das kann sie, ich mache aus wenig viel.
- Bürgermeister: O du Schreckensvogel, mag dich der Teufel füttern. (*Schmeißt den Schuhu samt dem Mantel zur Erde. Ab.*)
- Erzähler: Er rannte durch den nassen Regen zu seinem Haus und bekam seine Maulschelle
(— *man hört sie* —)
und war froh, daß er nicht ersoffen und nicht totgeschlagen war.
- Schuhu (*wirft den Mantel ins Haus, stolz*): Gewonnen.
- Schneider: Gewonnen! Ach, was für einen falschen Sohn habe ich gezeugt, er ist schlauer als der Bürgermeister.
(*Er verriegelt die Tür. Der Schuhu will ins Haus und kann nicht hinein. Er sinkt auf der Schwelle zusammen, weint.*)

- Schneider (*singt*): Oft geht der böse Mensch gewaltsam
Gegen den guten Menschen vor
Und wandelt aber unaufhaltsam
Den breiten Weg zum Höllentor.
Doch übten wir Gewalt, wir Braven,
Auch uns träf Gottes Strafgericht.
Der Himmel wird den Bösen strafen.
Wir bleiben gut, wir tun es nicht.
(*Der Erzähler holt den Schuhu zu seinem Platz. Der Schuhu hat die Welt schon begriffen. Er zeigt auf seinen Vater.*)
- Schuhu: Drum glaubt nicht, daß die Dank von hätten,
Die den Frosch aus dem Sumpfe retten.

(*Verwandlung. Leere Bühne.*)

- Erzähler: Als des Schuhus Bleibens in seiner Vaterstadt nicht mehr war,
(— *der Schuhu ist betrübt* —)
nahm er Abschied von ihr
(— *er schiebt den Schuhu in die Welt* —)
und ging nach Gotha, um sich dort einen Herrn zu suchen.
(*Wanderung des Schuhu, der immer fröhlicher und mutiger wird.*)
Der Schuhu wollte seine Gaben, von denen er keine geringe Meinung hatte, gebrauchen, und große Gaben verlangen einen großen Herrn. Der Großherzog von Coburg-Gotha wohnte in einem breiten Schloß.
(*Auftreten zwei Posten.*)
Vor dem Schloß standen Wachposten.
(*Die Posten lassen den Schuhu nicht passieren.*)
Man melde mich.
- Schuhu: Einer der Wächter ging zum Großherzog und berichtete, daß da ein Schuhu sei und Dienst nehmen wolle. Glücklicherweise hatte der Großherzog unter seinen Beamten einen Doktor, welcher die Schuhusprache beherrschte und daher den Titel eines großherzoglichen Hofschuhulogen trug.
(*Der Posten kommt wieder, hinter ihm der Schuhuloge.*)
Guten Tag, mein Herr.
- Schuhu: Guyau-uo.
- Schuhuloge: Ich bin der Schuhu, des Schneiders Sohn. Ich möchte zum Großherzog.
- Schuhu: Hu, hu, ouau auff!

Peter Hacks: Der Schuhu und die fliegende Prinzessin

Schuhu: Ich kann bei Nacht sehen, alle Rätsel auflösen und gute Rat-
schläge erteilen; dabei esse ich nicht unmäßig und verlange
keinen hohen Lohn.

Schuhuloge: Gusch.

Schuhu: Wird man mich vorlassen?

Schuhuloge: Gusch. (*Zu dem Wachposten:*) Das ist, sofern es überhaupt ein
Schuhu ist, ein besonders dummer Schuhu. Kein Wort von sei-
nem Gestammel ist mir verständlich.

Wachposten: Wirklich, er hört sich halb so eindrucksvoll an wie Sie. Im
Anfang glaubte ich fast, ich verstünde ihn.

Schuhuloge: Ausgeschlossen. Die Schuhusprache zu erlernen, ist das
Schwerste, was ein Mensch erreichen kann, und Krönung eines
langen, plagevollen Lebens.

Schuhu: Spricht man hier nicht deutsch oder wenigstens coburgisch?

Schuhuloge: Burr, burr, miau. Ko-ka. Hu, schu-hu! Trr! Pff, auff!

Schuhu: Wie?

Schuhuloge: Grygy kekekek.

Schuhu: Ich denke, ich gehe lieber. (*Ab zu einem Platz an der Rampe.*)

Schuhuloge: Tue das, mein Freund.

Erzähler: Der Doktor den Schuhu mißversteht,
Weil er alles von ihm wissen tät.
(*Wachen und Schuhuloge ab.*)

Erzähler: Große Gaben verlangen einen großen Herrn, und der Schuhu
wandte sich, da der Großherzog von Coburg-Gotha ihn nicht
angenommen hatte, zum Kaiser von Mesopotamien. Der Kai-
ser von Mesopotamien aber lag mit seinem Bruder, dem Groß-
herzog von Coburg-Gotha, im Kriege.
(*Er verwandelt sich in einen Moritatenmann, erläutert dem
Schuhu die folgende Pantomime. Auftreten, bartlos und innig
umschlungen, die Friedriche. Der Erzähler singt:*)
Es waren zwei Prinzen vor langer Zeit,
Die liebten sich in Freud und Leid.
Sie lebten in Eintracht, sie kamen in Streit
Infolge ihrer Ähnlichkeit.
(*Die Brüder wandeln in Eintracht.*)
Sie waren am gleichen Tage geboren
Mit gleichen Nasen und gleichen Ohren.
Sie waren nicht zu unterscheiden.
Man gab den Namen Friedrich beiden.

Sie sofften und jagten Seite an Seite.
Wenn einer weinte, greinte der Zweite.

Peter Hacks: Der Schuhu und die fliegende Prinzessin

Das ging, bis sie an Jahren zunahmen
Und jeder ein Reich und einen Bart bekamen.
(*Auftreten, eins grün, eins rot, die zwei Reiche. Der Oberste
Schneckenhirt klebt dem Kaiser und der Erste Spinatgärtner
dem Großherzog ihre Bärte an.*)
Dem Kaiser gefiel, das war das Verderben,
Seinen Bart purpurrot zu färben.
Und große Herden von Purpurschnecken
Saßen auf den mesopotamischen Hecken.
(*Auftreten die Schnecken.*)
Der Herzog aber färbte den seinen
Mit einem Grün von herrlichem Scheine,
Das aus Spinat gewonnen wird.
Er wurde ein großer Spinatlandwirt.
(*Auftreten die Spinatpflanzen.*)
Die mesopotamischen Schnecken indessen,
Die nichts so gern wie Spinat fressen,
Überschritten, ein Strom, ein roter,
Die Grenzpfähle von Coburg-Gotha.
(*Die Schnecken werfen die Pfähle um, kriechen nach Coburg-
Gotha, fressen den Spinat.*)
Da raufte der Herzog seinen grünen Bart
Und sammelte seine Heeresmacht.
Da raufte der Kaiser seinen roten
Und hat seine Truppen aufgeboden.
(*Auftreten die Heere, erschlagen einander.*)
Und aus so beschaffenen Dingen entsprang der Krieg, der
mehr Dachsparren zu Kohle, mehr Jünglinge zu Invaliden
und mehr Lateinschulen zu Pferdeställen machte, als jeder
noch so berühmte Feldzug vor ihm.
(*durchwandert das Leichenfeld:*)
Schnee sich eher mit Feuer paart
Als roter Bart und grüner Bart.
(*Auftreten ein Berg und der Kaiser nebst Gefolge.*)
Erzähler: Der Schuhu wanderte gen Morgen. Mitten auf einer Land-
straße, am Fuß eines Berges, stand ein goldener Thron. Dar-
auf saß der Mann, den der Schuhu suchte, und trieb das Kai-
serhandwerk.
Kaiser: Dieser Berg hat mich gekränkt, und ich werde ihn verurtei-
len ...

- Schuhu:* Ich bin der Schuhu, des Schneiders Sohn. Ich kann bei Nacht sehen, alle Rätsel auflösen und gute Ratschläge erteilen, und ich will Ihnen dienen, wenn es Ihnen so gefällt.
(*Man schiebt ihn beiseite.*)
- Kaiser:* Dieser Berg hat mich gekränkt, und ich werde ihn verurteilen. Aber damit es in der Ordnung hergeht, werde ich ihm vorher den Prozeß machen. Ich höre die Anklage und die Verteidigung.
- Der Oberste Schneckenhirt (deutet auf den Berg):*
Der Angeklagte ist ein großer Frevler und Verbrecher. Denn als unser glorvolles mesopotamisches Heer auf seinem Zug gegen die Soldaten des Großherzogs, welche es unfehlbar besiegt und durchaus zum Tode gebracht hätte, an diese Stelle kam, bewirkte der Angeklagte durch steile, holperige und tückische Beschaffenheit, daß sich das Leibroß unserer erlauchten Majestät den Knöchel brach.
- Der ganze Hof:* Abscheulich.
- Schneckenhirt:* Ich klage diesen Berg an der Beschädigung eines Pferdes, des heimlichen Einverständnisses mit dem Feind und der Kränkung der geheiligten kaiserlichen Person.
- Kaiser:* Recht treffend. Was hat der Angeklagte zu erwidern?
- Schneckenhirt:* Er schweigt.
- Kaiser:* Sprich, Berg.
- Schneckenhirt:* Er schweigt.
- Kaiser:* Das ist ein deutlicher Beweis deiner Schuld, aber ich frage dich zum dritten Mal. (*Mit erhobener Stimme:*) Bekenntst du dich schuldig?
- Berg (Echo):* Schuldig.
- Kaiser:* Gut, du bist aller erdenklichen Greuel angeklagt, überführt und geständig. Du sollst ausgetilgt sein aus der Gegenwart und aller Zukunft. (*Hebt den Arm.*)
(*Die Soldaten graben mit ihren Schwertern den Berg ab.*)
- Soldaten:* Grabt, grabt, grabt,
Daß ihr keinen Ärger habt.
Es ist kein schöner Leben
Als der Kavallristenstand.
- Schippt, schippt, schippt,
Daß es keine Prügel gibt.
Es ist kein schöner Leben
Als der Kavallristenstand.
- Erzähler:* Die Erde, die sie fortnahmen, warfen sie auf einen Haufen,

- der allmählich zu der gleichen Größe heranwuchs, die der bestrafte Berg gehabt hatte.
- Soldaten:* Schwitzt, schwitzt, schwitzt,
Weil ihr sonst im Bunker sitzt.
Es ist kein schöner Leben
Als der Kavallristenstand.
- Schneckenhirt:* Der Kaiser richtet Groß und Klein.
- Berg (Echo):* Der Kaiser richtet Groß und Klein.
- Schneckenhirt:* Das muß so sein.
- Berg (Echo):* Das muß so sein.
(*Berg ab. Kaiser und Gefolge, reisend.*)
- Erzähler:* Der Kaiser von Mesopotamien machte sich auf den Weg nach seiner Hauptstadt.
- Schuhu (tritt vor den Kaiser):* Ich bin der Schuhu, des Schneiders Sohn. Ich kann bei Nacht sehen, alle Rätsel auflösen und gute Ratschläge erteilen, und ich will Ihnen dienen, wenn es Ihnen so gefällt.
- Kaiser:* Lieber Junge, ich habe schon zehntausend Gelehrte in meinem Dienst; was die zusammen nicht wissen, weiß Gott nicht.
- Schuhu:* Ich bin klüger als alle zehntausend und esse nicht mehr als einer.
- Kaiser:* Wollen sehen. Wenn du klüger bist als alle zehntausend, sollst du eine deinem Rang entsprechende Wohnung haben und dich von meinem Brot sättigen.
- Erzähler:* Der Kaiser ließ seine zehntausend Gelehrten rufen, und die Ebene war voll von ihnen bis zum Horizont.
(*Auftreten 10 000 Gelehrte.*)
- Schuhu:* Was ist das, es kommt aus einer weißen Kugel und geht in eine schwarze Kugel?
- Erzähler:* Die zehntausend Gelehrten bewegten die Frage unter ihren Hüten. Sie drehten und wendeten sie und prüften sie von allen Seiten, aber sie paßte zu keiner Antwort, die sie wußten. Nach zwei Stunden sagten sie:
- Gelehrte:* Wir wissen es nicht.
- Schuhu:* Das bin ich. Denn als ich geboren wurde, kam ich aus einem Ei, und wenn ich sterben werde, werde ich in die Erde gehen.
- Gelehrte:* O.
- Schuhu:* Aber was ist das, es kommt nicht zustande, außer es ist wohl-
gelagert, ausgekocht und abgehärtet?
- Erzähler:* Die zehntausend Gelehrten dachten nach, bis ihnen der Schweiß von den Scheiteln rann. Aber ihre Mühe war ganz vergeblich, und nach fünf Stunden sagten sie:

Peter Hacks: Der Schuhu und die fliegende Prinzessin

Gelehrte: Wir wissen es nicht.
Schuhu: Das bin ich. Denn ich lag sieben Monate unter dem Schrank, wurde in Brunnenwasser gesotten und vom Schmied gehämmert, bevor ich fertig war.
Gelehrte: O.
Schuhu: Aber was ist das, es fällt im Winter vom Himmel und schmilzt in der Hand?
Gelehrte (sofort): Das wissen wir sehr wohl, das bist du.
Schuhu: Nein. Das ist eine Schneeflocke.
Gelehrte: O, diese Antwort war in unseren Köpfen.
Schuhu: Gewiß, aber ihr habt vergessen, sie herauszunehmen.
Kaiser (entzückt): Für diese Probe deines Witzes loben wir dich und geben dir eine Stelle (— er übergibt ihm ein Horn —) als Nachtwächter im siebzehnten kaiserlichen Garten.

(Verwandlung. Der König von Tripolis im Bett, Geister.)

Erzähler: Im Süden, wo das Meer blauer ist als der Himmel, lag, zwischen Ägypten und der Barbarei, aber etwas näher an Ägypten, die Stadt Tripolis. Der König von Tripolis war sehr reich.
König: O Geister meiner Ahnen, Könige
Vor mir von Tripolis. Aus eurer Burg,
Deren vier Wände unzerstörbar waren —
Vom klippenreichen Wasser drei, die vierte
Von weißer Felsen jähem Sturz gebildet —
Zogt ihr beim Fröhrot, blutiges Meer ankündend,
Warft ihr euch auf die Schiffe mit dem Sporn
Von Eisen und der schwarzen Fahne, bracht,
Wölfe der See, in die noch kaum erwachte
Herde der Kauffahrer, sie zu zerfleischen.
Schlimmes Geräusch vernehm ich schlimmen Ablaufs.
Knirschen der Zähne auf den Messern, Donner des
Zusammenpralls, Gestöhn entkehlter Rumpfe.
Der Jungfrau Schrei, in deren Öffnungen
Ihr nach Opal, Rubin, Karfunkel grubt.
Knarren der Kassetten, Quietschen der Gekröse.
Reißen der Geldsäcke. Geschmatz der Fische.
Dann, nach geschehner haifischnährender Tat,
Kehrtet ihr heim, mehr müd, mehr reich, mehr blutig.
All euer Reichtum aber kam auf mich.
Sein spätes Ziel und unbezweckte Absicht
War ich, ein Mensch. Ich dank euch, und adieu.

Peter Hacks: Der Schuhu und die fliegende Prinzessin

(Geister gehn ab.)
Ich hab ein Schloß voll von Behaglichkeiten,
Gelegen zwischen Weinberg und Jasmin,
Dreihundert Betten, einen Büchersaal
Und eine zarte, wunderschöne Tochter,
Die fliegende Prinzessin, die nun auftritt.
Prinzessin (fliegend): Papa, ich muß nach Mesopotamien fliegen.
König: Warum?
Prinzessin: Ich kann es schwer sagen, aber ich muß hin, das ist sicher.
König: Wenn du hin mußt, dann gibt es keine Worte zu verlieren; nimm dir Rosinenbrote mit, denn der Weg ist nicht kurz.
Prinzessin: Ja, Papa. (Fliegt ab.)
König: Ich aber will mich aufs Ohr legen und ein Mittagsschläfchen halten. (Tut es.)

(Verwandlung. Der hohle Baum im siebzehnten kaiserlichen Garten.)

Erzähler: Die Prinzessin flog nach Mesopotamien, gelangte nach der Hauptstadt Ktesiphon und schwebte über ihren Kuppeln und Gärten. Dabei sang sie ein Lied, denn sie wollte hören, wie ihr zumute war. Der Schuhu, der an diesem wie auch an jedem anderen Mittag in einem hohlen Baum des siebzehnten kaiserlichen Gartens schlief, erwachte von dem Gesang.
(Der Schuhu steckt den Kopf aus dem Baum, blickt nach oben, kann aber, geblendet, nichts erkennen.)
Prinzessin (singt):
Wenn der Wind geht im April,
Lieg ich auf dem Winde,
Meine Seele bleibt nicht still,
Wenn der Wind geht im April.
Weiß nicht, was ich suchen will,
Weiß nicht, ob ichs finde.
Wenn der Wind geht im April,
Lieg ich auf dem Winde.
(Fliegt ab.)
Schuhu: Was für ein wundervolles Lied. Aus seinen Worten entnehme ich, daß die Sängerin ein empfindsames Fräulein ist, und da sie nicht leicht zufriedenzustellen ist, wird sie nicht dumm sein. Aus ihrer hohen und doch anmutigen Stimme entnehme ich, daß sie von zierlicher Statur ist, doch nicht mager. Aus dem Umstand aber, daß der Gesang von oben kommt, entnehme ich, daß sie fliegen kann.

Erzähler:

Er öffnete seine Augen nicht mehr und verbrachte den ganzen Tag damit, sich das angenehme Bild, das er sich von der Sängerin gemacht hatte, vorzustellen. Am Abend jedoch kletterte er aus seiner Wohnung und flog über dem Park die Runde.

(Schuhu ab. Es wird Nacht. Auftritt die Prinzessin.)

Die Prinzessin hatte sich mittlerweile in dem goldenen Himmel von Ktesiphon treiben lassen, ohne daß ihr etwas begegnet wäre, das ihr verraten hätte, weshalb sie eigentlich hier war. Da versank unversehens die Sonne in dem Fluß Tigris, und sie mußte sich ein Unterkommen suchen. Sie entdeckte den hohlen Baum, den der Schuhu verlassen hatte. In den kroch sie hinein. Und sie legte ihr Gesicht in die Beuge ihres weißen Armes und wollte eben einschlafen, als sie aus der Luft her ein Lied vernahm, das der Schuhu auf seiner Runde sang. *(Sie blickt nach oben, kann aber im Dunkeln nichts sehen.)*

Stimme des Schuhu:

Ohne Leben möcht ich sein
Oder ohne Liebe,
Denn du lässest mich allein.
Ohne Leben möcht ich sein.
Keine Macht, die mir die Pein
Aus dem Herzen triebe.
Ohne Leben möcht ich sein
Oder ohne Liebe.

Prinzessin:

Was für ein wundervolles Lied. Aus seinen Worten entnehme ich, daß der Sänger eine traurige Seele hat, und es muß für jedes Fräulein angenehm sein, sich als Ursache solch heftiger Trauer zu wissen. Aus seiner tiefen und doch wohltonenden Stimme entnehme ich, daß er kräftig, doch nicht plump gebaut ist. Aus dem Umstand aber, daß der Gesang von oben kommt, entnehme ich, daß er fliegen kann.

Erzähler:

Sie verbrachte die ganze Zeit bis zum Morgen damit, sich das angenehme Bild, das sie sich von dem Sänger gemacht hatte, vorzustellen; bei den ersten Strahlen der Sonne kam sie aus dem Baum und flog nach Tripolis zurück. So hatte der Schuhu die fliegende Prinzessin nicht gesehen, und die fliegende Prinzessin hatte den Schuhu nicht gesehen, und doch konnten sie von dem Tag an nicht aufhören, an einander zu denken.

(Verwandlung. Die beiden Reiche. Der Großherzog und der Kaiser sitzen auf ihren Thronen und streichen nachdenklich ihre Bärte. — Simultan.)

Erzähler:

Ungefähr in dem Jahr entdeckten der Kaiser von Mesopotamien und der Großherzog von Coburg-Gotha, daß sie gleich stark waren und einander nie würden besiegen können.

(Der Kaiser hebt den Arm, auftritt der Oberste Schneckenhirt.)

Kaiser:

Mein Bruder hat ebenso viele Soldaten in seinem Heer wie ich. Wenn ich eine Schlacht gewinne, gewinnt er eine andere, wenn ich ihm eine gute Stadt verbrenne, verbrennt er mir eine ebenso gute, und auf hundert zerstampfte Spinatpflanzen kommen immer hundert erschlagene Schnecken.

(Der Großherzog hebt den Arm, Auftritt der Erste Spinatgärtner.)

Großherzog:

Mein Bruder hat ebenso viele Soldaten in seinem Heer wie ich. Wenn ich eine Schlacht gewinne, gewinnt er eine andere, wenn ich ihm eine gute Stadt verbrenne, verbrennt er mir eine ebenso gute, und auf hundert erschlagene Schnecken kommen immer hundert zerstampfte Spinatpflanzen.

Kaiser:

Was soll ich tun?

Großherzog:

Was soll ich tun?

Schneckenhirt:

Majestät müssen sich einen Bundesgenossen suchen.

Spinatgärtner:

Majestät müssen sich einen Bundesgenossen suchen.

Kaiser:

Welchen?

Großherzog:

Welchen?

Schneckenhirt:

Den König von Tripolis.

Spinatgärtner:

Den König von Tripolis.

Kaiser:

Dein Grund?

Großherzog:

Dein Grund?

Schneckenhirt:

Der König von Tripolis ist reich, und derjenige, dem er Geld leiht, kann sich Kampfwagen und Elephanten kaufen und wird unfehlbar triumphieren. Freilich ist wahr, daß er nicht gern Geld ausleiht.

Spinatgärtner:

(setzt ein, wenn der Schneckenhirt bei „Elephanten kaufen“ ist): Der König von Tripolis ist reich, und derjenige, dem er Geld leiht, kann sich Kampfwagen und Elephanten kaufen und wird unfehlbar triumphieren. Freilich ist wahr, daß er nicht gern Geld ausleiht.

Kaiser:

Gut und schlecht. Dein Rat?

Großherzog:

Gut und schlecht. Dein Rat?

Schneckenhirt:

Mein Rat ist, daß Sie sich um die Tochter des Königs von Tripolis bewerben sollen, welche die fliegende Prinzessin genannt wird. Wenn Sie sie geheiratet haben, sind Sie des Königs Schwiegersohn, und er wird Ihnen beistehn.

Spinatgärtner: (setzt ein, wenn der Schneckenhirt bei „genannt wird“ ist; beide wiederholen den Text, kanonartig, drei Mal): Mein Rat ist, daß Sie sich um die Tochter des Königs von Tripolis bewerben sollen, welche die fliegende Prinzessin genannt wird. Wenn Sie sie geheiratet haben, sind Sie des Königs Schwiegersohn, und er wird Ihnen beistehn.

Großherzog und Kaiser:
Wohlan.

(Verwandlung. Schneckenhirt und Spinatgärtner halten Zügel, die an der Rampe befestigt sind.)

Erzähler: So kam es, daß an dem Morgen, der auf diese Unterredung folgte, beide Beamten nach Tripolis abreisten, um für ihre Fürsten um die Hand der fliegenden Prinzessin anzuhalten. Der Oberste Schneckenhirt spannte zwei Schimmel vor eine Kutsche. Der Erste Spinatgärtner spannte zwei Delphine vor ein Schiff. Sie bestiegen ihre Fahrzeuge und fuhren, so schnell ihre Tiere sie ziehen wollten, los, der eine zu Wasser, der andere zu Lande.

(Der Schneckenhirt macht die Bewegungen eines Wagenlenkers, der Spinatgärtner schaukelt im Schiff. Singen:)

Spinatgärtner: Wer aber rollt dort
Über den Kamm des Libanon?

Schneckenhirt: Wer eilt dort dahin
Auf dem silbernen Spiegel des Meeres?

Spinatgärtner: Ha, abscheulich,
Der Oberste Schneckenhirt.

Schneckenhirt: Hölle und Teufel,
Der Erste Spinatgärtner,
Mein Freund.
Schneller, Schimmel, schneller.

Spinatgärtner: Geschwinder, Delphine, geschwinder.
Beide: Es langt nicht.

(Sie mustern das Publikum.)

Schneckenhirt: Hier sitzt ein Esel.
Ich will ihn vor meine Kutsche spannen.

Spinatgärtner: Ein Walroß.
Es soll mein Schiff ziehn.

Beide: Es langt nicht.

Schneckenhirt: Ein Rudel Affen.
Vor die Kutsche, ihr Affen.

Spinatgärtner: Ein Sardinenschwarm.
Vors Schiff.

Beide (singen): Schneller, he und hüäh.
Kandare ins Gebiß.
Sonst ist mein Nachbar früher
Als ich in Tripolis.
Noch fünf Minuten bis
Tripolis.

Schneckenhirt: Eine Piepmaus.

Spinatgärtner: Ein Stockfisch.

Schneckenhirt: Ein krummer Hirsch.

Spinatgärtner: Eine lahme Ente.

Beide: Schneller, hü und heja.
Der Sieg ist mir gewiß.
Triumph, ich lande eher
Im schönen Tripolis.
Noch fünf Sekunden bis
Tripolis.

(Auftritt, von hinten, der König von Tripolis, sein Bett unterm Arm. Er legt sich hinein. Die Gesandten kommen an.)
(atemlos): Ich war zuerst da.

Beide
König: Mir ist ganz schwindlig von dem Sausen. Ich muß erst ein Mittagsschläfchen machen, danach will ich Sie empfangen.
(Tut es.)

Erzähler: Die Herren waren so schnell gelaufen, daß sie lange mußten verschnaufen. — Dann erwachte der König. (Er weckt ihn.)

Schneckenhirt: Mein kaiserlicher Herr von Mesopotamien wünscht, die Prinzessin von Tripolis zu seiner Frau und Kaiserin zu machen.

König: Warum denn nicht, ich habe nichts dagegen.

Spinatgärtner: Ich aber empfehle dringend, die Prinzessin meinem Herrn, dem Großherzog von Coburg-Gotha zu vermählen.

König: Das wäre mir recht lieb.

Schneckenhirt: O. Sie können sie doch nicht mit beiden verheiraten.

König: Ich kann sie mit keinem von beiden verheiraten. Sie ist es doch, die geheiratet werden soll; da müssen Sie sie schon selbst fragen.

Spinatgärtner: Aber ein so . . .

Schneckenhirt: Ein so wichtiges Geschäft darf man nicht den Kindern überlassen.

König: Warum nicht?

Spinatgärtner und Schneckenhirt:

Weil wir über Gründe verfügen, welche ein Kind nicht zu beurteilen vermag.

(Sie lassen sich vom Erzähler je ein Kästchen geben, öffnen dieselben mit ehrfürchtigen Mienen. Im Kästchen des Schneckenhirten ein faustgroßer Diamant. In dem des Spinatgärtners eine ebensogroße Perle.)

Dieses einmalige Kleinod sendet Ihnen mein Herr als Zeichen seiner Freundschaft.

König: Meinen Dank dem Herrn Großherzog. Meinen Dank dem Herrn Kaiser. Meinen allerverbindlichsten Dank, ja. *(Er seufzt, klopft seine Taschen ab wie nach einem Trinkgeld. Dann sucht er unter seinem Kopfkissen herum, kramt einen Diamanten und eine Perle, beide affenkopfgroß, hervor und sagt:)* Bringen Sie das meinen Vettern, Ihren Majestäten.

Erzähler: Wie sie so zueinander sprachen, sahen sie die Prinzessin draußen vor dem Turm herumfliegen. Der König winkte ihr. Sie kam zur Luke herein, und da stand sie, schön wie der Morgen mit ihrer perlmuttfarbenen Haut und ihrem goldenen Haar. Der Oberste Schneckenhirt und der Erste Spinatgärtner machten ihre Verbeugungen.

König: Die beiden Herren sind gekommen, um dir die höchst ehrenvollen Heiratsanträge des Großherzogs und des Kaisers auszurichten.

Prinzessin: Es geht nicht, ich heirate einen anderen.

König: So? Wen denn?

Prinzessin: Ich weiß nicht, wer er ist; ich hörte ihn lediglich ein Lied singen, als er eines Nachts über den siebzehnten Garten zu Ktesiphon hinwegflog. Aber seine Stimme war die angenehmste, mit der jemals, von Göttern oder Menschen, ein Lied gesungen wurde. Sie war dunkel wie das Innere eines Walfischs und sanft wie das Schnurren eines Löwen.

König: Liebst du ihn?

Prinzessin: Er ist mein erster und letzter Gedanke.

(Schneckenhirt und Spinatgärtner böse zur Rampe. Sie betrachten die Riesen-Juwelen.)

Schneckenhirt: Der, was er brauchet, nennt sein eigen.

Spinatgärtner: Wie soll er ein Verständnis zeigen?
(Beide ab.)

Erzähler: Der Oberste Schneckenhirt und der Erste Spinatgärtner aber mußten, wiewohl reich beschenkt, unverrichteter Dinge in ihre Länder zurückkehren.

(Verwandlung. Coburg-Gotha; der Großherzog und der Erste Spinatgärtner.)

Erzähler: Die Nachricht gelangte zu den heiratslustigen Fürsten, daß die fliegende Prinzessin ihre Hand und ihren Thron verschmäht hatte, und zwar um einer Person willen, nach deren Beschreibung die Fürsten sogleich den Schuhu erkannten.

Großherzog: Die Lage wird immer verwickelter. *(Zu dem Ersten Spinatgärtner:)* Wenn ich meinem Bruder, dem Kaiser, den Schaden zufügen will, den er um der Farbe seines Bartes willen verdient, muß ich mich zuvor mit dem König von Tripolis verbünden. Wenn ich mich mit dem König von Tripolis verbünden will, muß ich zuvor seine Tochter heiraten. Wenn ich die Prinzessin heiraten will, muß ich zuvor den Schuhu tot und ihr aus dem Kopf schlagen. Wenn ich aber den Schuhu totschlagen will, muß ich mich mit meinem Bruder aussöhnen und mit ihm gemeinsame Sache machen, damit diesem gefiederten Ungeheuer kein Schlupfwinkel bleibe und die bewohnte Erde ihm feindlich sei.

Spinatgärtner: Trefflich gefolgert. Um den Krieg gegen den Kaiser zu gewinnen, müssen Sie mit dem Kaiser Frieden schließen; so ist das Leben.

Schreiben Sie Ihrem Bruder einen brüderlichen Brief.

Großherzog *(diktirt, anfangs unwillig):* Majestät, mein kaiserlicher Bruder, lieber Fritz, wohin sind die Tage, da wir im selben Bett — im selben Bett und bei dem gleichen Plättmädchen schliefen, unzertrennlich, als hätten wir, wie wir nur einen einzigen Namen haben, einen einzigen . . . eine einzige Seele? Welche Verirrung hat uns, von Natur zu Freunden geschaffen, in Feinde verwandelt? Ich beschwöre Sie, in dem uns beiden teuren Namen jenes Plättmädchens — *(zum Ersten Spinatgärtner:)* ich glaube, sie hieß Gigi oder Bigi oder Edeltraut, jedenfalls so ähnlich — *(diktirt weiter:)* vergessen wir alles Trennenden, denken wir alles Gemeinsamen und bekämpfen wir mit verbündeter Kraft diesen verfluchten Schuhu, Schneiderssohn und Verführer unserer Braut.

(Der Spinatgärtner will ab, der Großherzog ruft hinterher:)

In unveränderter Liebe, dein Fritz.

(Verwandlung. Zwei Reiche. Die Fürsten mit den Gefolgen treffen sich.)

Erzähler: Der Kaiser antwortete mit einem Schreiben, das in nicht weniger zärtlichem Ton gehalten war. Danach eilten die Brüder zu einander und trafen sich an einem Platz an der Grenze.

Großherzog: Wider den Schuhu.

Kaiser: Wider den Schuhu.
(Umarmung und Bruderkuß.)

Großherzog: Wir werden den Schuhu fangen.

Kaiser: Fangen, jawohl.

Großherzog: Wir werden den Schuhu braten.

Kaiser: Braten, ausgezeichnet.

Großherzog: Wir werden den Schuhu verspeisen; bis wir ihn aber gegessen haben, wollen wir gegeneinander Frieden halten.

Kaiser: Frieden halten, hihi.

Beide: (sehr feierlich): Das geloben wir.

Alle: (sehr feierlich): Das geloben wir.

Kaiser: Der Braten wird uns munden, besonders wenn wir die Schlüssel mit einer Zehe Knoblauch ausgerieben haben.

Großherzog: In Coburg ißt man keinen Knoblauch; infolgedessen werden wir den Schuhu mit Estragon würzen.

Kaiser: Tort und Dampf, ich ziehe Knoblauch vor.

Großherzog: Ich Estragon.
(Sie ziehen die Schwerter, blicken sich finster an. Die Krieger ziehen auch die Schwerter. Die kaiserlichen Krieger rufen „Hie Knoblauch“, die großherzoglichen „Hie Estragon“. Unter dem Feldgeschrei rücken sie gegeneinander vor. Bevor sie sich auf den Hals kommen, werfen sich der Schneckenhirt und der Spinatgärtner zwischen die Haufen. Sie entblößen ihre ergrauten Brüste.)

Schneckenhirt: Lieber lassen wir uns durchbohren, als daß wir diesen brudermörderischen Streit dulden.

Spinatgärtner: Euer Feind ist der Schuhu.

Kaiser: Richtig, das hatten wir vergessen.

Großherzog: Wir wollen also in großer Freundschaft den Schuhu fangen, rupfen und mit oder ohne Zutat braten.

Kaiser: Sobald wir ihn aber heruntergekaut und unsere Rache gesättigt haben...

Beide: Wollen wir den Krieg wieder aufnehmen.

Alle: So sei es.
(Sie ziehen in den Krieg.)

ZWEITE ABTEILUNG

(Siebzehnter kaiserlicher Garten zu Ktesiphon. Der Schuhu im Baum; an einem Zweig hängt das Nachtwächterhorn.)

Erzähler: Die Sehnsucht des Schuhu nach dem Fräulein, dessen Stimme er gehört hatte, war in seinem Herzen groß geworden.

Schuhu: Ich will ins Ungewisse ziehen und sie suchen. Hier habe ich zwar Dienst, Wohnung und Speise, und eine Wanderung in die Welt bringt mir sicherlich viele Mühsale und Beschwerden. Aber ohne meine Geliebte arbeite ich nicht gern, der Schlaf meidet mich, und das Essen bleibt mir vor dem Magen stehen. Lieber will ich auf dem Weg zu ihr geplagt sein als sorgenlos hier, denn das Unglück, sie zu entbehren, ist das schrecklichste von allen. (Singt:)

Ohne Leben möchte ich sein
Oder ohne Liebe.
Denn du lässest mich allein.
Ohne Leben möchte ich sein.
Keine Macht, die mir die Pein
Aus dem Herzen triebe.
Ohne Leben möchte ich sein
Oder ohne Liebe.
(Sagt:) Da sie, wie sie sagte, auf dem Wind zu mir kam, kann ich vielleicht, wenn ich dem Wind entgegengehe, zu ihr gelangen.
(Er läßt das Horn hängen, geht ab. Großes Geräusch: Sägen und Abhacken von Stämmen. Auftreten mesopotamische und coburgische Krieger. Sie fällen den Baum. Auftreten die Fürsten. Man zeigt ihnen das Horn.)

Kaiser: Er ist uns entronnen, und ich wette meinen purpurnen Bart gegen einen Strohwisch, daß er sich auf dem Weg nach Tripolis befindet. Mein siebzehnter Garten zerstört, die Bäume umgesägt, zertreten jedes Kraut.

Großherzog: Verfolgt den Schuldigen.

1. Krieger: Diese Nacht, o Erhabene, wollen wir uns ausschlafen, morgen früh werden wir den Schuhu verfolgen.

Kaiser: Hauptleute. Geht und zerschlagt alle Betten in den Häusern. (Es geschieht. Der Kaiser zu den Soldaten:)

Nun schläft.

Krieger (singen):
Gier, Gier, Gier
Packt uns nach dem Schuhutier.
Es ist kein schöner Leben
Als der Kavallristenstand.

2. Krieger: Unsere Rosse, o Erhabene, sind müde. Morgen früh werden wir den Schuhu verfolgen.

Kaiser: Hauptleute. Geht und verbrennt alle Pferdeställe.
(Es geschieht. Der Kaiser zu den Soldaten:)
Wo wollt ihr die Rosse anbinden?

Krieger (singen):
Wut, Wut, Wut
Füllt uns auf die Eulenbrut.
Es ist kein schöner Leben
Als der Kavallristenstand.

3. Krieger: Unsere Frauen, o Erhabene, wir haben sie weinen hören.

Kaiser: Wenn ihr wollt, bringe ich auch noch eure Frauen um.

Erzähler: Da wurden die Soldaten gehorsam und faßten einen Zorn gegen den Schuhu.

Krieger (singen):
Haß, Haß, Haß
Spürn wir gegen irgendwas.
Es ist kein schöner Leben
Als der Kavallristenstand.
(Abmarsch.)

(Verwandlung. Der Schuhu auf dem Mittelmeer.)

Erzähler: Der Schuhu war ans mittelländische Meer gelangt und auf ein Schiff gestiegen; nun segelte er, dem Wind entgegen, in schnurgerader Linie übers Wasser. Da tauchten hinter ihm, am rechten Rande des Wassers, dreitausend Segel auf. Das war die Flotte des Kaisers von Mesopotamien. Und dreitausend Segel erschienen am linken Rande des Wassers, das war die Flotte des Großherzogs von Coburg-Gotha.
(Es geschieht.)
Die Flotten kamen näher, und als sie in Hörweite gekommen waren, schrie der Kaiser von Mesopotamien, der auf der Brücke seines Flaggschiffs stand, dem Schuhu zu:
Du boshafter Verräter, ergib' dich, denn wir wollen dich braten.

Kaiser:

Erzähler: Der Großherzog von Coburg-Gotha, der auf der Brücke seines Flaggschiffs stand, schrie auch und setzte hinzu:

Großherzog: Wenn wir dich gebraten haben, fressen wir dich.

Erzähler: Der Schuhu antwortete:

Schuhu: Wo habt ihr denn euer großes Messer, daß ihr so aufschneidet?

Erzähler: Hierauf schrien die beiden Fürsten und erwiderten:

Großherzog und Kaiser:
Du altes Galgenhuhn.

Erzähler: Mit diesem Gespräch eröffneten sie die Seeschlacht. Die Korvetten, Schaluppen und Barkassen der Verbündeten umringten des Schuhus Schiff; sie zogen sich mit langen Haken an seine Seite, und die gepanzerten Soldaten sprangen über das Gelände und stürzten sich auf den Schuhu. Der Schuhu hackte mit dem Schnabel auf sie ein. Immer wenn er ein Dutzend Soldaten am Kragen hatte, warf er sie ins Wasser.
(Es geschieht.)
Das ging in dem Ton weiter, bis die Enterschiffe leer von Krieger waren und das Meer voll von ihnen. Da befahlen die Fürsten den Schiffen zurückzuweichen und eine Wendung zu machen.
(Es geschieht.)
Jetzt lagen sie, eins am anderen, wie der Wall einer Festung. Die Herrscher nahmen die ledernen Mützen von den Kanonen und feuerten eine tödliche Salve gegen das Schiff des Schuhu. Jedoch der Schuhu stand auf dem hinteren Deck, fing die Kanonenkugeln mit seinen ausgebreiteten Flügeln und schleuderte sie zurück in die Reihe des Feindes. Auf die Art versenkte er zwanzig Kriegsgaleeren.
(Es geschieht.)
Da ergriff der Kaiser von Mesopotamien das größte von seinen Schiffen und schmiß es dem Schuhu an den Kopf
(— es geschieht; der Schuhu versinkt, taucht aber wieder auf —)
so daß er über dem Ohr eine Beule bekam. Da riß der Schuhu eine Insel aus dem Meeresgrund und . . . und . . .
(— die Insel sitzt fest, aber es geschieht —)
schmiß sie auf die Flotte, so daß alle Schiffe zerbrachen und versanken.
(Es geschieht.)
Kein Soldat wurde gerettet. Nur der Kaiser und der Großherzog, welche keine Rüstung trugen, erreichten einen dahintreibenden Kochlöffel. An den klammerten sie sich; und der

Peter Hacks: Der Schuhu und die fliegende Prinzessin

Wind blies sie, ihre Mäuler in die Wellen tauchend, dorthin zurück, wo sie hergekommen waren.

(Es geschieht.)

Der Schuhu lachte bei dem Anblick; denn in den damaligen Zeiten war es üblich, vor dem Braten einen Trunk zu tun.

(Verwandlung. Beim König von Tripolis.)

Erzähler: An der Stelle, wo das Meer endete und das feste Land anfing, verließ der Schuhu sein Schiff und kam in die Stadt Tripolis. Da war eine marmorne Treppe, die ging er hinauf, da stand der Palast des Königs. Der König von Tripolis lag in einem seiner dreihundert Betten, und die Prinzessin lief mit einer goldenen Gießkanne herum und tränkte die Kakteen.

Schuhu: Guten Tag.

(Die Prinzessin fällt in Ohnmacht.)

Erzähler *(erläutert dem Publikum):* Die Prinzessin hörte seine Stimme und erkannte sie wieder, und sie erschrak so vor Glück, daß ihr das Herz still stehen blieb und sie wie tot auf den Rücken fiel.

König: Was machst du nur? *(Er steht auf, begießt die Prinzessin mit ihrer Gießkanne.)*

Prinzessin *(erwacht):* Er ist es.

(Der Schuhu fällt in Ohnmacht.)

König: Nu.

Erzähler *(erläutert dem Publikum):* Der Schuhu hörte ihre Stimme, und er erschrak so vor Glück, daß ihm das Herz still stehen blieb und er wie tot auf den Rücken fiel.

(Der König begießt den Schuhu. Der Schuhu erwacht und steht auf, und seine und der Prinzessin Blicke versenken sich ineinander.)

Prinzessin: Wie schön er ist.

Schuhu: Wie schön sie ist.

(Beide fallen in Ohnmacht.)

König: Auf die Art kommt nie eine Unterhaltung zustande.

Erzähler *(erläutert dem König):* Und sie erschranken so vor Glück, daß ihnen wieder das Herz still stand und sie zum andernmal auf den Rücken fielen.

(Der Schuhu und die Prinzessin erholen sich. Sie gehen auf einander zu, fassen sich bei den Händen und fallen in Ohnmacht.)

Peter Hacks: Der Schuhu und die fliegende Prinzessin

König: Das halte ich für eine Übertreibung der Gefühle. *(Er bringt sie mit allen Mitteln zu sich, hält sie voneinander und sagt:)* Wenn es euch vorhin so ergangen ist, kann ich das verstehen, denn eure Trennung war lang; aber euer jetziges Wiedersehen war nach einer Trennung von nicht mehr als zwei Minuten.

Prinzessin: Die Trennung war kurz, aber die Liebe ist groß.

Schuhu: Ein schwerer Stein braucht nicht von hoch zu fallen und erschlägt doch einen Ochsen.

Erzähler: So groß war ihrer Liebe Gewicht, Daß es beinah ihr Herz zerbricht.

König: Hochzeit. Schlagt die Trommel, das Bett auf und euch alle traurigen Gedanken aus dem Kopf. *(Ab.)*

Prinzessin: Haben auf diesen Tag Lange warten müssen Wie zwei Tropfsteine, Ehe sie sich küssen.

Schuhu: Haben uns gesucht, Haben uns gefunden.

Wollen uns suchen Bis zur letzten Stunde.

Beide: Unsre Liebe, die soll sein Fest wie Glas.

Ein Glas, das hält fünfhundert Jahr, Wenn ichs nicht fallen laß.

Erzähler: Was sollen wir viel von der Hochzeit erzählen? Sie heirateten eine volle Woche lang und hatten ihr Wohlgefallen aneinander; wer es genau wissen will, muß in den Liedern der Sänger von Tripolis nachlesen und in den Rechnungen der Marzipanbäcker.

(Verwandlung. Der König, im Bett. Die Prinzessin und der Schuhu, lesend.)

Erzähler: Danach lebten sie eine Weile zusammen als Mann und Frau, und der König von Tripolis wurde um eben die gleiche Weile älter. Eines Tages kam ein Bauer zu dem König. Er trug seine Stiefel in der Hand, um den Fußboden nicht schmutzig zu machen, und erzählte, was ihm begegnet war.

Bauer: Ich sah eine Katze im Meer unter dem Wasser schwimmen und einen Karpfen jagen. Der Karpfen verließ das Meer und stieg auf einen hohen Baum. Auf dem Baum saß ein Sperling, der

fürchtete sich vor dem Karpfen; er stürzte sich von seinem Zweig und grub sich, den Kopf vornüber, tief in die Erde.
(Die Prinzessin muß lachen, der König schenkt dem Bauern ein Goldstück. Der Schuhu versetzt ihm einen Tritt, stößt ihn aus der Tür, verbüllt sich dann in seine Flügel.)

König:

Warum trittst du ihn in den Hintern?

(Der Schuhu schweigt.)

Du bist ergrimmt über das Geschwätz, und du bist klug, was bedeutet es?

Schuhu:

Ein großes Unglück für unser Land.

König:

Was für ein Unglück?

Schuhu:

Ach, es bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß Sie heute nachmittag sterben müssen.

König:

Wenn das so ist, aber erst will ich ein Mittagsschläfchen machen.

Erzähler:

Der König legte sich in ein Bett von Korallen und schlief drei Tage und drei Nächte; dann erwachte er, küßte seine Tochter auf beide Wangen und starb.

(Verwandlung. Der Schuhu und die Prinzessin als Königspaar.)

Erzähler:

In jenen Tagen gab es noch einen großen Potentaten auf der Erde, den Starosten von Holland.

(Großer Auftritt des Starosten.)

Außer seinem Königreich besaß er viele Unterkönigreiche. In keiner Gegend der Welt wurden mehr Schiffe gebaut als in Holland. Sie fuhren leer nach den Unterkönigreichen und kamen voll zurück. Auf Wunsch seiner Räte ließ der Starost ein Schiff mit Butterbrot und Zuckerhüten beladen, damit umsegelte er die Erde. Auf dem Rückweg kam er in Tripolis vorbei und machte seinen Besuch.

(Der Starost benutzt den Erzähler als Lakaien; er übergibt ihm seinen Hut und den Zuckerhut, den er mit hat. Er nimmt Platz und schweigt.)

Schuhu:

Was gibt es Neues von den Zimtinseln?

Starost:

Zimt.

Schuhu:

Was gibt es Neues aus Pfefferland?

Starost:

Pfeffer.

Schuhu:

Was gibt es Neues aus Holland?

Starost:

Mich.

Schuhu

(gähnt sehr, sagt zu der Prinzessin): Ich bin heute so müde, fast wie mein Schwiegervater, dein Vater.

Prinzessin:

Seltsam. Ich bin heute so munter.

Starost:

Es wird am Wetter liegen.

Schuhu:

Wenn ihr erlaubt, gehe ich schon zu Bett. (Ab.)

(Der Starost holt sich vom Erzähler seinen Zuckerhut und zieht eine Klappstulle aus der Brusttasche. Er teilt sie, streut Zucker auf die Hälften. Er bietet der Prinzessin eine an; es schmeckt ihr; beide essen.)

(Verwandlung. Schlafzimmer im Palast.)

Erzähler:

Nach zwei Stunden kam die Prinzessin und legte sich zu dem Schuhu, ihrem Mann.

Prinzessin:

Ich schwöre, daß ich nur dich liebe.

Schuhu:

Was sprichst du da?

Prinzessin:

Ich schwöre, daß mein ganzes Fühlen dir gehört.

Schuhu:

Laß das gut sein.

Prinzessin:

Wahrhaftig, ich will graue Haare und scharfe Falten bekommen, wenn ich je meine Treue zu dir vergäße.

Schuhu:

Ach Frau, das war ein Schwur zuviel.

(Die Prinzessin weint.)

Erzähler:

In dem Augenblick fiel der Docht der Kerze, die in einem zinnernen Leuchter brannte, um und ersoff in dem flüssigen Wachs. Alles war dunkel. Aber weil noch ein Funken Wärme in ihm glimmte, entzündete sich der Docht und begann aufs neue zu brennen, ohne daß ihn jemand angesteckt hatte.

Prinzessin:

Was bedeutet das?

Schuhu:

Das bedeutet, daß du mich nicht mehr liebst, aber eines Tages wieder lieben wirst. (Singt:)

Du hast am Abend Licht gemacht.

Ich war dein neuer Mann.

Das Licht ging aus zur halben Nacht

Und ging dann wieder an.

Lieg stille, Freundin, liege still,
Auch wenn die Flamme nicht brennt,
Ob sie nicht wieder brennen will.
Die Nacht ist nicht am End.

Peter Hacks: Der Schuhu und die fliegende Prinzessin

Erzähler: Lieg stille, Freundin, liege still,
Im Docht ein Funke glimmt.
Wenn du mich morgen hassen wirst,
Kann sein, daß es nicht stimmt.
(*Er steigt aus dem Bett, geht ab. Die Prinzessin weint. Der Erzähler führt sie zu seinem Platz.*)
Am nächsten Tag aß die Prinzessin nichts und weinte vom
Morgen bis zum Abend.
(*Sie tut es.*)
Am Tag darauf weinte sie immer noch und aß ein Ei mit
Weißbrot.
(*Sie tut es.*)
Am folgenden Tag heiratete sie den Starosten von Holland.
(*Der Starost erscheint, sie fällt ihm an den Hals, er trägt sie fort.*)
Es gab viel Jubel und Gelächter, und die Sänger und die
Bäcker hatten eine feine Zeit.
Das hat die Prinzessin unternommen:
Vom Pferd auf den Esel zu kommen.

(*Verwandlung. In Holland. Auf einem großen Edamer Käse die Prinzessin und der Starost, frühstückend. Die Prinzessin streut Zucker auf Butterbrote und füttert den Starosten, der dabei mit einem Teleskop aufs Meer schaut.*)

Prinzessin (*singt*):
Vorn Kanäle
Hinten Schuten,
Und ich zähle
Die Minuten
Und entbehre dich wie nie,
Himmelsluft der Poesie.

Ach, was will ich hier im West,
Wo der Sonne blasser Rest,
Wenn er jemals hergerät,
Angeödet untergeht?

Und die Zwiebeln
Mit den Tulpen
Und die Stiebeln

Peter Hacks: Der Schuhu und die fliegende Prinzessin

Mit den Stulpen.
Langeweile frißt mich an.
Und das Dummste ist mein Mann.

Ach, was will ich hier im West,
Wo der Sonne blasser Rest,
Wenn er jemals hergerät,
Angeödet untergeht?

Starost: Das war ein gutes Frühstück. Wie ich mich auf das morgige
Frühstück freue. Laß uns zum Hafen gehn und die Schiffe
zählen.

Prinzessin: Ich will ein bißchen fliegen, ich werde ja schon dick. (*Sie fliegt ein bißchen.*)

Starost: Flieg nicht.

Prinzessin: Mein lieber Mann, ich bin die fliegende Prinzessin.
(*Der Starost holt sie aus der Luft herunter, schmiedet sie an den Käse.*)

Starost: So. (*Und geht zum Hafen.*)

Prinzessin: Da, der große
Alltagskäse,
Nebelsauce
Hollandaise.
Ewig lieg ich hingeduckt
Über diesem Milchprodukt.

Angekettet hier im West,
Wo der Sonne blasser Rest,
Wenn er jemals hergerät,
Angeödet untergeht.
(*Weint.*)

Erzähler (*tröstend zu der Prinzessin*): Eines Tages sah die Prinzessin
eine braune Wolke in der Luft heranziehen. Die Wolke kam
näher und näher und zog sich über die Sonne. Dann senkte sie
sich zur Erde. Und die Prinzessin erkannte, daß die Wolke
nichts anderes war als ein Schwarm von Sperlingen, und an
der Spitze des Schwarms flog der Schuhu, der die Vögel zu ihr
geführt hatte.

(*Dies geschieht. Jubelschrei der Prinzessin. Der Schuhu hackt die Kette entzwei, die Spatzen zwitschern.*)

Prinzessin
Schuhu: (*nach einer verlegenen Pause*): Nun, wie ist es dir ergangen?
Ich war in meiner Vaterstadt. Ich klopfte ans Haus des Bür-
germeisters.

(Links erscheint der Schneider, als Bürgermeister, und seine Frau. Der Schuhu fährt fort.)

Schneider:

Der Bürgermeister kam heraus, erblickte mich, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und rief:
Bist du das, Schuhu? Straft mich Gott mit deinem Wieder-

Frau:

Kehr um, Schamloser, laß den Bürgermeister in Frieden, oder die Büttel sollen dich zum Tor hinauspeitschen.

Schuhu:

... sagte seine Frau und versetzte mir eine Maulschelle.

Prinzessin:

Warst du nicht bei deinem Vater, dem Schneider?

Schuhu:

Davon erzähl ich ja. Mein Vater ist jetzt dort Bürgermeister.
(Das Paar verbeugt sich und geht ab.)

Prinzessin:

Was erlebtest du noch?

Schuhu:

Ich lief durch das Großherzogtum Coburg-Gotha, dieses Land fand ich ganz verwüstet. Denn seit so viele Soldaten im mittelländischen Meer ertrunken waren, gab es in Coburg-Gotha niemanden, um Spinat zu pflanzen, und niemanden in Mesopotamien, um die Purpurschnecken zu hüten. Als die Schnecken alles aufgefressen hatten, starben sie aus Mangel an Futter. Im Kaiserreich Mesopotamien traf ich es um kein Haar besser. Endlich, in der Mitte eines großen Waldes, stieß ich auf zwei arme Köhler.

(Rechts erscheinen die Friedriche, schwarz und unkenntlich, mit gelben Bärten. Der Schuhu fährt fort.)

Sie wohnten in einer Hütte von Zweigen; ihre Nahrung war Baumrinde und nichts zuzubrocken. Aber sie nahmen mich freundlich auf und gaben mir, sowie ich sie darum fragte, Nachricht von dem Schicksal des Großherzogs und des Kaisers. Diese selbstherrschenden Brüder hatten sich, an einem Kochlöffel treibend, aus dem Meer gerettet, und als sie an Land gekrochen waren, hatte ihnen das Wasser alle Schminke aus den Bärten geweicht. Der Bart des Großherzogs war nicht mehr grün und der des Kaisers nicht mehr rot, und beide Bärte zeigten plötzlich dieselbe Farbe. Welche Farbe war das?

Gelb.

Und was folgerten sie daraus?

Sie vertrugen sich und hatten keinen weiteren Streit miteinander und lebten von dem Tag an einträchtig wie Brüder. Woher wußten die Köhler ihre Geschichte?

Kaiser:

Herzog:

Kaiser:

Herzog:

Kaiser:

Herzog:

Beide:

Schuhu:

Beide:

Schuhu:

Beide:

Prinzessin:

Schuhu:

Sie waren es selbst.

(Die Friedriche verbeugen sich und gehn ab. Die Spatzen zwitschern hungrig. Sie bekommen den Käse und gehn mit ihm ab.)

Prinzessin:

Was erlebtest du noch?

Schuhu:

Ich gelangte zu einem großen Berg, der Kaukasus genannt wird und so groß ist wie die halbe Welt. Den stieg ich hinauf. Je höher ich stieg, desto wilder und schrecklicher wurde die Landschaft. Ich kletterte über nackte Felsen bis in die Wolken. Ich kletterte über die Wolken hinaus. Die Kuppe des Berges ist eine schöne, gewölbte Ebene; auf ihr gibt es Quellen, an deren Rändern Veilchen wachsen, und die Leute da leben von ein paar Bäumen mit Pfirsichen, Mandeln und Oliven.

Prinzessin:

Sind die Leute nett?

Schuhu

(skeptisch bejahend): Sie streuen keinen Zucker auf Butterbrot.

Prinzessin:

Genug. Was wirst du jetzt tun?

Schuhu:

Ich denke, ich werde zu dem Berg zurückfliegen.

Prinzessin:

Nimmst du mich mit?

Schuhu:

Wenn du willst, aber der Berg ist wirklich sehr hoch.

Prinzessin:

Ich denke, ich will.

Erzähler:

Und dann flogen sie zu dem Berg zurück.

(Alle Schauspieler treten auf und singen das Finale.)

Alle:

Und wenn sie sich nicht den Hals gebrochen haben, leben sie, bis sie starben.

DAS ENDE

Melchior Schedler Dämmerung nach vorwärts

Zu Peter Hacks: „Der Schuhu und die fliegende Prinzessin“

„Ich will in einer ‚Märchen-Novelle‘ oder einem derartigen Ding die modernen Ahnungen, die sich im Mittelalter zeigten, zur Anschauung bringen, ich will die Geister aufwecken, die unter der harten Erdrinde nach Erlösung pochten, vergraben unter den Fundamenten der Kirchen und Verließe.“
Friedrich Engels, 1839

Die einflußreichste Gruppe unter den Märchendeutern unserer Tage ist die aus der Schule C. G. Jungs, die das Märchen interpretiert als Spiegelung innerer Vorgänge und in ihm „eine Art Königsweg zum kollektiven Unbewußten“ (Max Lüthi) sieht. Aus dem Arsenal des Märchens werden also überzeitliche, allgemein relevante Modelle ableitbar. Modelle, die sich in der Pädagogik praktisch verwenden lassen und die nicht wenig suspekt sind, weil sie aufs Immer-schon-Dagewesene, Archaische, Archetypische verpflichten. Dazu Ernst Bloch: „Das Unbewußte C. G. Jungs begab sich desto gänzlicher in den Keller des Bewußtseins, als nur in ihm das Opium geraucht werden kann, womit der Faschismus Utopie betäubt“ (Prinzip Hoffnung, I, 1954¹, S. 152).

Schon seitdem das Märchen mit Charles Perrault literaturfähig wurde, erfaßte das Establishment und die Gegen-Aufklärung eine verdächtige Sympathie zu ihm und bediente sich bei Segur, Gozzi, Tieck, Hauff, Volkmann-Leander, Wiechert und Blunck seiner Techniken. Die „Kinder- und Hausmärchen“ (KHM) von Jacob und Wilhelm Grimm erscheinen 1812–15 zu Beginn der Restauration, die unter romantischen Vorzeichen das Volkhafte, Nationalistische und Retrospektive hervorkehrt (auch die Grimms, die Stammväter der Germanistik, leisteten dazu ja ideologischen Beitrag).

Die Stimmung idyllischer Regressivität und Verinnerlichung (Bloch: „Truhengefühl“) dieser Zeit, die nach Hacks¹ ihr Heil suchte in „freiwilliger Anerken-

Melchior Schedler: Dämmerung nach vorwärts

nung der Ordnung und freiwilliger Aufgabe der Eigenart, welche sich den vorgegebenen und natürlich metaphysisch überbauten Bindungen entzieht“, hängt der bürgerlichen Märchen-Rezeption bis heute an, bis hin zu den Bühnen-Adaptionen als „Weihnachtsmärchen“, dem gängigen Illustrationsstil und den von der Tiefenpsychologie herausgemolkenen Erziehungsrezepten. Nach und nach wird das Märchen überhaupt zur Domäne der Reaktion, und eine Beobachterin des zeitgenössischen Kunstmärchens² sieht in diesem Genre eine „symbolische Weltanschauungsdichtung auf ethischer Basis“, mit „Ewigkeitswerten“ hantierend und beseelt vom „Streben nach dem Wesenhaften“, sowie der „Bessinnung auf das Werthafte“.

Diesem romantischen Märchenkonzept setzt Peter Hacks das historisch-gesellschaftliche entgegen. In Umkehrung der bourgeoisen Tendenz, „gesellschaftliche Zustände zur condition humaine zu machen“ (Georg Lukács), löst er das Märchen aus allen archetypischen Bezügen, befreit seine Figuren von der mythischen Verkleidung und zeigt, daß auch sie von gesellschaftlich-ökonomischen Kräften bewegt werden.

Hacks spart alle jene Elemente des klassischen Märchens aus, die die tote Materie beleben, also vom Animismus und Totemismus herkommen, deren Ursprung in den frühen Naturreligionen und ihrem Medizinmännertum aber nicht mehr erkennbar ist. Er nimmt darin den Standpunkt Brechts ein, der die chthonisch verkleideten Mächte als soziale dingfest machte: „Die Erdbeben haben Geld in der Brusttasche. / Die Berge sind aus Fahrzeugen gestiegen / Und die reißenden Ströme gebieten über Polizisten“.

Bei Hacks gibt es keine sprechenden Bäume, Blumen, Steine und Gewässer (animistische Motive), keine mit Bewußtsein begabten Tiere (totemistische Motive), ebenso wie keine Hexen, Riesen, Zwerge und Zauberer mehr. Das Ausgeschaltete findet sich als Kontrafaktur wieder ein: der angeklagte Berg wird ausdrücklich als nicht der Sprache mächtig eingesetzt, und nebenbei fällt hier eine agnostische Umkehrung des Bibelwortes vom Glauben, der Berge versetzt, ab. Zum anderen wird das im Volksmärchen so beliebte Motiv des tierischen Helfers parodiert, der den bedrängten Mensch aus den fatalsten Notlagen befreit. Die Spatzen nämlich, die die Prinzessin von dem Holländer Käse losfressen, gehören ja bereits zur selben gefiederten Spezies wie der Schuhu selbst, was sie zur Kumpanei schon halb verpflichtet. Überdies sind sie gegen Entgelt engagiert worden, während die Ameisen, Bären und Löwen des Märchens sich erst später und unerwartet für eine Wohltat erkenntlich zeigen — Wunschprojektionen armer Schlucker, mit denen niemals einer einen Handel „um Gotteslohn“ abgeschlossen hätte.

Verwendet Hacks auch nicht die Fabel eines bereits existierenden Märchens, so hält er sich doch an geläufige Muster. Der Handlungsgang ist aus vielen Märchen

¹ P. H., Das Theaterstück des Biedermeier, Diss. München 1951

² Ellen Pröpstl, Die neuromantische Prosamärchendichtung, Diss. München 1950

bekannt: der mißliebige Sohn wird in die Welt hinausgeschickt, wo er sich bewähren und einen Herrn suchen soll. Nach mancherlei Fährnissen gewinnt er seine Prinzessin und wird nun ein Herrscher nach Märchenart, ein „König ohne Tabu, der den ganzen feindlichen Mutwillen der Großen abserviert hat“ (Bloch). Auch das oft benützte Schema der Zweiteiligkeit ist übernommen: im ersten Teil pflegt der Held die Königstochter zu gewinnen, im zweiten tauchen neue Schwierigkeiten auf, denn ein vordem hilfreicher Zwerg präsentiert seine Rechnung, ein Unhold bedroht das eben gewonnene Reich, oder — wie hier — ein Usurpator bemächtigt sich der Königin.

Mit dem Schuhu selbst kommt der Topos des Vogels ins Spiel, der in Märchen und Mythen immer dem Numinosen zugeteilt ist, dem — im Sinne Rudolf Ottos — „Ganz anderen“. Er bedeutet entweder eine Metamorphose der Gottheit: Athena erscheint als Schwalbe³, Brahma als Ganter, der Heilige Geist der Dreieinigkeit als Taube; er ist als „Seelenvogel“ die Reinkarnation eines Verstorbenen (etwa im „Aschenbrödel“), er ist als Phönix das Sinnbild der Wandlung überhaupt, er erscheint als Begleiter und Attribut des Gottes (wie Odins Raben).

Hacks säkularisiert nun das Charismatische des Vogelmotivs, dreht es um: das Vogelwesen ist ein Ärgernis, dem der untersten Kleinbürgerschicht angehörenden Schneider (im Märchen allemal der Inbegriff des Ärmlichen, Schlechtweggekommenen) ist das Tier der Höhe peinlich. Denn was da am und im Himmel sein Wesen treibt, ist Sache der Obrigkeit, der kleine Mann soll sich damit nicht zu schaffen machen.

Die Obrigkeit — vertreten durch den Bürgermeister — zeigt sich denn auch prompt kompromittiert, weiß sie doch, daß Wunder nur mit Tricks herstellbar sind und daß die Kenntnis des how to Besitz der Herrschenden zu sein hat. Sache der Beherrschten ist es lediglich, an das Wunder zu glauben, kurzum: sie müssen dran glauben.

Der Bürgermeister ist einer jener selbstzufrieden-gußeisernen Opern-Patrizier, in denen sich das Bürgertum der Metternich-Zeit selbst bespiegelte. Wenn ihn nach seiner „berühmten Arie“ der Beifall zwänge, sein Repertoire herunterzusingen, würde er gewiß als nächste Nummer Lortzings „Auch ich war ein Knabe in lockigem Haar“ anstimmen: ein gemütvoll-brutaler Panegyriker der zementierten Ordnung.

Das Mirakel, das sich aufrührerischerweise in der Schneiderkate eingestellt hat, ist zudem pfffig, es hilft dem Schneider, den Bürgermeister zu übertölpeln, darin ganz von der Art vieler Märchenhelden: „Sie ziehen aus, ihr Glück zu finden, klug gegen roh. Mut und List hülfe dem Schwachen wenig gegen die dicken Herrn, er würfe ihnen nicht den Turm zu Boden. List des Verstandes ist dem

³ Das Attribut der Athena ist die Eule, der Vogel der Weisheit; „Schuhu“ ist die thüringische Form von „Uhu“.

Schwachen sein menschlicher Teil. So phantastisch das Märchen ist, so ist es doch, in der Überwindung der Schwierigkeiten, immer klug. Auch reüssieren Mut und List im Märchen ganz anders als im Leben, und nicht nur das: es sind, wie Lenin sagt, allemal die schon vorhandenen revolutionären Elemente, welche über die gegebenen Stränge fabeln“ (Bloch, a. a. O., S. 381).⁴

Hier zeigt sich nun, daß der Schuhu nicht so geradewegs aus dem Numinosen herübergeflügelt kommt, er steht vielmehr für die Kraft der Phantasie, die die Unteren „aus wenig viel“ machen und auf Wege sinnen läßt, um aus ihrer Inferiorität herauszukommen: „Wenn sie ohne Aufsicht waltet, bringt die Phantasie Bilder hervor, welche zu sehr an Freiheit, an Fülle des Lebens erinnern . . . Widerwärtiger als die Kritik der Vernunft ist den gesellschaftlichen Systemen die Kritik der Phantasie, da sie nicht bejaht, was ist, sondern was sein könnte, das Unverwirklichte, Unerfüllte in mächtiger Bildersprache darzustellen versucht“ (Ernst Fischer). Das Nur-so-hin-Phantasierte kann alsbald ins Materielle umschlagen, und das Establishment war sich stets bewußt, daß „die Phantasie gegängelt, angeleitet, manipuliert werden müsse, damit sie nicht zum Bewußtsein ihrer befreienden Kraft erwache“ (Fischer). Erst die Konsumindustrie schafft das einigermaßen total, indem sie mit Feierabendträumen Scheinverwirklichungen liefert, die Phantastereien früherer Zeit ergingen sich noch unkontrollierter — beispielsweise im Märchen. Ernst Bloch nimmt denn in ihm auch eine „Dämmerung nach vorwärts, ins Neue“ wahr, rückt die Begriffe Märchen und „Staatsmärchen“ (für Sozialutopie) nah aneinander. Mit Aristophanes bereits macht sich — nach Bloch — die Reaktion über die Sozialutopie lustig, und zwar interessanterweise unter dem Topos des Vogels: mit dem „Wolkenkuckucksheim“ wird die „sozialistische Utopie schlechthin verspottet“ (Bloch).

Die Märchen-Erfinder siedelten die Gebilde ihrer Imagination in einer Umwelt an, die der ihren glich. Die Herrschaftsstrukturen, Soziologien und Vorstellungen der Entstehungszeiten und der folgenden, in denen das Märchen weitererzählt wurde, bilden notwendigerweise das Hintergrund-Material, vor dem sich dann fabulieren ließ. Heute aber wird nun dieses Material zum Archetypischen hinaufgehoben, das Historische wird als ewig Waltendes galvanisiert. Es zeigt sich die Dialektik des Märchens, die den Stoff, daraus man Utopien macht, umschlagen läßt in die archaisch beglaubigte Sanktionierung des Bestehenden — kurz Blochs „Opium, womit der Faschismus Utopie betäubt“.

Hacks hebt diese Dialektik auf, denn die einzigen seiner Figuren, die das Zeug zum Überdauern haben und gesellschaftlich nicht fixiert sind, sind der Schuhu und die fliegende Prinzessin, während die Autoritäten, gegen die sie sich zu behaupten haben, im Geschichtlichen zurückbleiben.

Die — als Vater — nächste Autorität verkauft dem Sohn auch alle väterlichen

⁴ Unter diesem Aspekt muß man auch die Verbote des Märchenerzählers sehen, die in der Zeit des Absolutismus ausgesprochen wurden.

Skrupel für 100 Dukaten (ein „märchenhafter“ Preis, wenn man bedenkt, welche Kriegsoffer-Renten für an die Obrigkeit veräußerte Söhne heutzutage gezahlt werden), mag nun das fremde Eigentum sehen, wo es bleibt. Der Schneider, Muster eines Untertans, wie ihn sich ein Soldatenkönig und ein Eugen Gerstenmaier nur wünschen kann, proklamiert in einem Choral, der den Ton Paul Gerhards und Matthias Claudius' aufnimmt, seine vollständige Unterwerfung unter Thron und Altar. Auch an anderen Stellen zeigt Hacks dieses Einverständnis der Unterdrückten mit der Unterdrückung: beim Salatgärtner und beim Schneckenhirt, von denen jeder sein Leben lassen will, um den Zwist der Herrschaften zu schlichten, und bei den gepiesackten Soldaten, die die Klage über den harten Dienst mit dem munteren Refrain „Es ist kein schöner Leben / Als der Kavalleristenstand“ absichern — einem schönen Exempel der makabren Rotbackigkeit des militärischen Selbstverständnisses, dem auch Stalingrad und Da Nang nichts anhaben konnten. Hierher, zu den mit dem Beherrschtwerden Einverständenen, gehört auch das erschrockene Bäuerlein, das von den (klassische Muster herzhafte persiflierenden) Vorzeichen berichtet, die dem Tod eines Hochgestellten voranzugehen haben, „Kometen sieht man nicht, wenn Bettler sterben“.

Der Hinauswurf des Sohnes aus dem Vaterhaus nimmt einen der häufigsten Märchenanfänge auf, formuliert zu einer noch unsocialeren Zeit als der unseren, da man einen überzähligen Esser durch Aussetzen, Töten oder Verkauf los wurde. Kaum maskiert findet sich dieses Motiv etwa beim Schneewittchen, das umgebracht werden soll, bei Hänsel und Gretel, die in den Wald gejagt werden, beim dritten Schneiderssohn (!) des „Tischlein-deck-dich“, der von der Ziege verleumdet und verstoßen wird oder bei den „Bremer Stadtmusikanten“, wo sich — ins Tierische übertragen — eine ganze Gemeinschaft von outcasts zusammentut.

Auf der Suche nach einem Dienstherrn gerät der Schuhu zunächst an einen beamteten Experten in schuhuischen Angelegenheiten, den Schuhulogen. Das Volapük, das dieser spricht, klingt wohl nicht ganz von ungefähr ähnlich wie die bürokratische Geheimsprache, die Vaclav Havel in der „Benachrichtigung“ erfand. Hacks wischt denen eins aus, die die Utopie zu verwalten haben und ihr die Flügel beschneiden, den Shdanows und Kurellas; die Spannung Blasche-Tassow ist hier schon antizipiert. Das „Welt“-Feuilleton und Günter Zehm mögen herausfinden, ob es ein Zufall ist, daß der Schuhuloge ausgerechnet im Thüringisch-Sächsischen sitzt, der Gothaische Potentat selbst ist jedenfalls eine Reminiszenz an die Welt Hans Christian Andersens und seine Biedermeier-Serenissimi in ihren skurril winzigen Ländchen.

Sein Widerpart ist aber nicht nur deshalb Kaiser von Mesopotamien, um aus solcher Disproportion Komik zu gewinnen. Hier weist Hacks auch raffiniert verpackt auf die lange Familiengeschichte des Märchens hin, er macht seine Genesis durch zunächst absurd erscheinende Historisierung wieder bewußt. Die Forschung nimmt nämlich für die europäischen Märchen heute allgemein einen vor-

indogermanischen (nach einigen Hypothesen indisch-vorderasiatischen) Ursprung in der Jungsteinzeit an — eine Tatsache, die durch das Phänomen der „Requisitverschiebung“ und „Akklimatisierung“ verdeckt wird. Das bedeutet, daß die Märchenerzähler die Fabel jeweils den Gegebenheiten ihrer Zeit und Landschaft anghen, ohne ihre Substanz zu verändern. Was also unter frühen Jägern, Sammlern und Hackbauern entstand, wurde immer wieder aktualisiert, Riten und Vorstellungen primitiver Clans und Stämme gerieten in Vergessenheit und wurden in der Folge durch bekannte ersetzt. Die Initiationshütte der Pubertätsriten wurde zum Rapunzel- und Dornröschenturm, die einem Drachen zu überantwortende Jungfrau bewahrt die Erinnerung an alte Menschenopfer. Ein Autor versucht sogar, die Glasberg- (= Stufenpyramiden) und Schatz-Motive auf assyrisch-babylonische Anregungen zurückzuführen. Anfang des 19. Jahrhunderts kam es dann zur „Requisiterstarrung“, das Märchen blieb entsprechend dem Zeitgeschmack auf ein vages Mittelalter fixiert. In diesem Stadium nahmen sich mit Grimm, Bechstein und weiteren die Sammler seiner an, und noch heute bedienen sich die Gebrauchsgraphiker ganz selbstverständlich in ihren Illustrationen bei staufischer Schlichtheit und Schongauerscher Süße.

(Das Axiom, daß das Märchen auch optisch ein für allemal im Mittelalter anzusiedeln sei, geht weniger auf die KHM selbst zurück — erst 1825 ließ Wilhelm G. auf Arnims Kritik hin sieben klassizistisch-romantische Kupferstiche zu — als vor allem die Arbeiten Moritz von Schwind's („Münchener Bilderbogen“ 1849 ff, Staffeleibilder) und die 174 Illustrationen Ludwig Richters in der 12. Auflage der Bechstein-Märchen 1853.

Die „Requisiterstarrung“, die ja ein Symptom für eine gewisse Mumifizierung ist, wurde den Grimms und den folgenden Sammlern zur Last gelegt. In Wirklichkeit tragen die soziologischen Veränderungen der Grimm-Epoche die Schuld, denn die vor allem das Märchen tradierenden Landarbeiter verließen nun das dem Märchen besonders günstige bäuerliche Milieu und bildeten das Industrieproletariat der Städte.

Die Grimms nahmen sich aus philologisch-volkkundlichem Interesse des Märchens an und bedienten sich entsprechend als erste einigermaßen integrierter Methoden der Aufzeichnung. Trotzdem sind die KHM ein domestiziertes, verbürgerlichtes Produkt. Zum einen waren die Haupt-Informanten junge Mädchen der Oberschicht, die wissentlich oder unwissentlich den sozialen Gehalt der Fabeln — die sie von ihren bäuerlichen Kinderfrauen gehört hatten — abschwächten. Die philologisch besser ausgerüsteten Sammler nach Grimm trafen, besonders in den märchenreichen ostniederdeutschen Landschaften, auf eine viel stärker ausgeprägte sozialkritische Komponente des Märchens. Zum anderen hielt Wilhelm G. es angesichts der überraschenden Popularität der KHM beim Bürgertum für richtig, noch stehengebliebene Ecken abzuschleifen. So sagt in der Erstausgabe ein armer Mann, der für sein 13. Kind einen Paten sucht, zu Gott:

„Ich will dich nicht zum Gevatter haben, denn du gibst den Reichen und läßt die Armen hungern.“ In den folgenden Ausgaben folgt hierauf ein von Wilhelm G. frei erfundener Kommentar: „Das sprach der Mann, weil er nicht wußte, wie weislich Gott Reichtum und Armut verteilt. Also wendete er sich vom Herrn und ging weiter.“

Anfangs waren die KHM nicht so ausschließlich für Kinder gedacht, wie es sich später — von Wilhelm G. dann bewußt betrieben — ergab. Erst seit der Aufklärung hat man es sich angewöhnt, Märchen als spezielle „Kinderdichtung“ anzusehen. Vorher und außerhalb des Bürgertums bis zu seinem allmählichen Versiegen richtete es sich primär an Erwachsene: ein ganz wesentlicher Aspekt.

Die Aufklärung geriet bei der Suche nach pädagogischen Hilfsmitteln an das Märchen, weil es — bei aller Reserve gegenüber seiner scheinbaren Irrationalität — in seinen einfachen Figuren und Situationen brauchbare didaktische Modelle sah. Die Aufklärer wurden damit aber auch die Urheber des Unfugs, das Märchen zu plumper Erziehllichkeit zu gebrauchen, und der „böse Wolf“ des Kinderzimmers geht letztlich auf sie zurück.)

Hacks kratzt nun diesen historisch gewordenen a-historischen Belag wieder ab, stellt den „Kaiser von Mesopotamien“ als Vertreter der sozusagen ältesten und den „Herzog von Coburg-Gotha“ als Vertreter der jüngsten Schicht nebeneinander. Das alleine ergäbe lediglich einen archäologischen Reiz: Hacks deutet mit dieser Nachbarschaft aber auch die Totalität der Erfahrungen und Wunschträume an, die ins Märchen eingegangen sind.

Daß statt Uruk und Babylon das spätere, parthisch-sassanidische Ktesiphon (das sich parallel zum römischen Imperium entwickelte) der Schauplatz ist, ist ebenso ironisch-verundeutlichende Poetisierung wie das Verpflanzen des altpolnischen Titels „Starost“ nach Holland. Dieser Starost wird als „Besitzer“ eines Königreiches vorgestellt, er vertritt aber natürlich — nach den feudalistischen Brüdern — das demokratische Großbürgertum: ein republikanischer Pfeffersack, der sich noch immer mit den Insignien des Monarchismus schmückt, sein Zeremoniell imitiert, nicht aus mangelndem Selbstgefühl, sondern um ein wenig von jenem Gottesgnadentum zu erhaschen, das den Gesalbten und Gekrönten des Feudalismus einst so nützlich war.

Mit dem Starosten beginnt der — nach dem bekannten Schema — zweite Teil, in dem das Märchen gewöhnlich ein neues Ungeheuer aus der Kulisse treten läßt. Auch der Starost ist eine — entmythologisierte — Paraphrase des Drachenmotivs⁵, denn auch der Märchen- und Sagendrache ist ja ein stumpfsinniger Besitzer von Jungfrauen und Schätzen. Analog zu Hacks wird der Drache Fafner bei Wieland und Richard Wagner ja auch in Wallstreet-Nähe expediert. Hier nun figuriert der Starost-Drache als kommerziell-kolonialistische Großmacht, die

⁵ Vgl. auch Umfunktionierung des Drachenmotivs bei Jewgenij Schwarz!

mit der selbstzufriedenen Ignoranz, wie sie sich nur eine Großmacht leisten kann, die Tripolitanerin als exotisches Souvenir in den Tresor steckt: ein folkloristischer Wertgegenstand, weiter nichts.

Mit der Figur des Königs von Tripolis kommt auch noch der semitisch-islamische Kulturkreis herein, dessen Märchen gegenüber den streng gebauten Europas realistischer, novellistischer, vielschichtiger sind und dem Erzähler mehr Freiheit für Improvisationen lassen. Entsprechend zeigt sich die fliegende Prinzessin, das orientalische Pendant zum Schuhu, auch viel emanzipierter.

Der König von Tripolis, der sich in einer elisabethanisch-düsteren Geisterschau als Abkömmling einer Ahnenreihe von Korsaren (wie sie ja tatsächlich bis ins 19. Jahrhundert die nordafrikanische Küste bevölkerten) vorstellt, erscheint wie eine Vorwegnahme des Königs René aus der „Margarete in Aix“, als einer von den königlichen Spätlingen aus der Sippe Romulus' des Großen, denen aller Heroismus und Imperialismus ihrer Vorgänger abhanden gekommen ist zugunsten einer artifiziellen Dekadenz, die den König von Tripolis fast in die Nähe des Ali Baba von Beardsley (ohne dessen morbides Parfüm) rückt.

Ein solches Ende einer Dynastie in einem gemütlichen Arkadien statt in der Emigration oder vor den Erschießungspelotons der Revolution ist ebenso bewußt märchenpoetisch wie die erbauliche Bekehrung der beiden Friedriche und ihre endliche Köhler- und Eremitenexistenz, die barocke (Grimmelshausen!) Muster zitiert.

Das Ende mit seinem parodistischen „Und wenn sie sich nicht den Hals gebrochen haben, lebten sie bis sie starben“ bringt eigentlich für die Figur des Schuhu und der fliegenden Prinzessin gar keinen rechten Abschluß, weil sie sich unmittelbar vorher auf einen ungeheuer hohen Berg (Kaukasus) zurückziehen (auch Prometheus, der „vornehmste Heilige im philosophischen Kalender“ [Marx], wird von den Göttern in den Kaukasus verbannt). Die geographische Lokalisierung versetzt den Schuhu in ein mythologisch sehr erlauchtes Milieu: „Der Garten Eden war vom Jahwisten im Oberlauf der beiden Ströme Euphrat und Hidekel (Tigris) gesucht worden ... Daß dieses Gebirge fürs höchste der Welt gehalten wurde, ist aus der Sintflutsaga und ihrem Ararat bekannt ... der ‚Lustgarten Gottes‘ ist eins mit dem ‚Berg der Stiftung‘, mit dem ‚heiligen Berg Gottes‘. Auch bei Dante erscheint ja das Paradies als Gottesberg hoch über dem Irdischen, und nicht nur die Bibel gibt dafür ein Zeugnis, sondern der Höhenkult in allen uranischen Religionen der Erde, vor allem und selber zuhächst in Babylon, mit dem uralten Bild des Himmelsbergs“ (Bloch, a. a. O., II, S. 352 f). Mythische Topoi und das Wolkenkuckucksheim des Aristophanes gehen in eins, der Kaukasus gibt eine Art utopisches Vogelnest ab, aus dem die Phantasie jederzeit aufbrechen kann, um Schneider und Schuhologen zu beunruhigen, und um „aus wenig viel zu machen“.

Helmut Pieper
Zehn Gedichte

APRIL APRIL

Er lehnte an einem Baum
und schlief als sie näher-
kamen entdeckten sie daß
er tot war ja

er war seit drei Tagen tot
kein Anblick für die Kinder die
ihn fanden an

einem Baum gelehnt als
hätte er geschlafen nein
es war kein Anblick für
irgendjemand.

IM WINTER

Als er in Freiheit war ging
er zu Zeiten in die
Kirche
stets zwei Revolver in der Tasche. Im
Winter vier.

Helmut Pieper: Zehn Gedichte

MIT LIEBE

Ob sie nun ihre Beine endlich
auseinanderlegen wolle fragt er

sie oder ob er es etwa selbst
tun müsse nein antwortet sie es

sei ihr gleich er solle
es nur mit Liebe machen.

ARTHUR FLEGENHEIMER

Wegen eines Polizisten
stand er nicht auf. Es wäre
sehr peinlich sagte er
wenn es einen Zwischenfall gäbe.

Um Mitternacht wartete sie unten
auf der Straße auf ihn. Sie war
besorgt. Sie weiß nichts. Können Sie
nicht sehen daß sie noch immer
auf ihn wartet?

Was hatte er sich gewünscht? Dicke
Automobile wie sie die reichen Leute
fuhren und dergleichen
gute Dinge. Die Regel
ist es nicht.

SCHNELLPORTRÄT

Immer wieder wirft er mit
der Wurst nach der Speck-

seite. Ich weiß gar nicht ob
ich glauben sollte daß viele

Menschen niemals (sagen wir
mal) ihr wahres Gesicht zeigen.

INNENLEBEN

Als die Hindernisse aus dem
Weg geräumt waren legte er

noch seinen Freund um der
ihn scherzend fragte warum

er nicht auch auf der anderen
Seite lache. Da fällt es manchem

wie Schuppen von den Augen.
Er hat nicht mehr davon.

HITLER

Er hatte Fehler ja
sogar hier
spricht man davon.
Harte Züge sollen sie haben
die Helden
ein weiches Herz?

WÜRGE DU WEITER

An Puppen
mußten die beiden Mädchen
auf der Anklagebank ihre
Untaten
wiederholen. Nichts war ihnen
mehr fremd. Keine
Gemeinheit. Eines
der beiden Mädchen bekannte daß der

Kontakt zwischen seinem Vater
und seiner Mutter nicht
abreißen konnte. Beide
liebten mich sagte es. Auch
die zweite Frau meines Vaters
und der zweite Mann meiner
Mutter mochten mich
gern. Es hatte

also zwei Väter und zwei
Mütter die um sein Wohl
besorgt waren. Das
andere Mädchen blickte
auf seine Hände. Sie
waren kurz und
dick. Unvorstellbar daß sie
einmal ein Kind
streichelten.

DER GERUCH

Es war in den Jahren kurz vor
dem großen Krieg an einem schönen
sonnigen Morgen im August als sie
vor einem Café auf dem Ring saßen
und die heißen Strahlen der Sonne
spürten die über dem Hochhaus auf
der gegenüberliegenden Seite stand. Auf
den Stühlen die mit roten und blauen
Plastikkleinen bespannt waren warteten
sie auf die Getränke die sie bestellt
hatten. Jetzt sagte der eine stinkt
es nach Parfum. Auch der andere
wollte etwas sagen aber im gleichen
Augenblick kam die Serviererin mit
einem Tablett und stellte die
Getränke auf ihren Tisch. Sie hat
sagte der eine während sie in das
Innere des Cafés zurückeilte einen
schönen Hintern voll und doch hoch-
sitzend und rund. Sie schwiegen.
Bisweilen tranken sie von der Limonade die
das Mädchen ihnen gebracht hatte. Schon
wieder stinkt es nach diesem billigen
Parfum sagte der eine endlich. Er
beugte sich über sein Glas und saugte das
Getränk durch den Strohalm ohne

das Glas mit den Händen zu berühren. Der
andere hatte das Glas in die Hand

genommen. Auch er saugte das Getränk
durch den Strohalm aber er

machte keinen Buckel wie der eine
und saß da wie vorher. Der Geruch

sagte er kommt von Nebenan aus dem
Friseurgeschäft das ist ganz klar.

VOR DER ROTEN AMPEL

Zwei Frauen trafen sich auf
dem Bürgersteig vor der roten Ampel. Nur
wenn man in der Nähe war konnte
man hören was sie sich sagten. Wie

wäre es wenn wir
einen Neger umlegten? fragte die
eine oder die andere und

ich fühlte nicht daß ich außer
mir war. Es war durchaus
nicht so wie
man es sonst in Büchern liest.

Christine Steiger
Herr Bruno H. Momm

Die Vertreter

„In Erwartung dieser
Verwandlung
feg ich aus — feg ich aus
die Blätter aus dem
Garten . . .“

Georges Schehadé

Ein kleines Zimmer. Ein Stuhl. Das dunkle Bild der Urgroßmutter an der rechten Wand. Die linke Wand — leer. Herr Bruno H. Momm in seinem Bett. Siebenuhnddreißig.

Bruno H. Momm steht auf, zieht sich an, nimmt die braune Aktentasche und geht in sein Büro.

Viertelnachzwölf.

Bruno H. Momm betritt einen Schnellimbiss, beißt schnell in etwas Bohnensalat mit Brot, trinkt einen Liter Milch.

Viertelnacheins.

Bruno H. Momm kehrt in sein Büro zurück.

Halbsieben.

Bruno H. Momm verläßt sein Büro, geht heim, bastelt ein Spiegelei. Ißt. Dann etwas Regen oder Zeitung oder nichts. Bruno H. Momm geht schlafen.

1.

Bruno H. Momm verläßt sein Büro und strebt eiligen Schrittes seiner Wohnstätte zu. Er eilt die Treppe hinauf, schließt die Wohnungstüre auf und erblickt einen Araber, der mitten in seinem Zimmer steht und mit wildgemusterten rotgrünroten Orientteppichen bekleidet ist. Die Urgroßmutter liegt am Boden mit dem Gesicht nach unten. An ihrer Stelle hängt an der Wand ein Bild, das einen

Christine Steiger: Herr Bruno H. Momm

lachenden Wüstenscheich zeigt, der Datteln ißt. Neben Bruno H. Momms Bett steht ein zu einem Stuhl verarbeiteter Kamelsattel, auf dem Boden liegen Orientteppiche in zehn Schichten übereinander, und dem Wüstenscheich gegenüber ragt ein Gazellenkopf aus der Wand.

Bruno H. Momm gelingt es, seine Aufregung zu unterdrücken. Er grüßt kurz und fragt den mit Teppichen bekleideten Araber, was er in Bruno H. Momms Zimmer zu tun gedenke.

„Ich grüße Sie, Herr Momm“, sagt der Araber ernst, „mein Name ist Harald ben Harald ibn Harald, und ich möchte Ihnen, Herr Momm, verkaufen zweiundzwanzig Orientteppiche und das Bild und diesen Gazellenkopf, den meine Tante in der Wüste geschossen hat. Alles gute alte Familienqualitätsware. Bitte kaufen Sie, Herr Momm, bitte kaufen Sie.“

Der Araber setzt sich auf Bruno H. Momms Bett und schluchzt bitterlich. Arabische Tränen fließen auf die arabischen Teppiche. Bruno H. Momm setzt sich auf den Kamelsattelstuhl, sagt leise: „Ich kaufe nichts, Herr Harald. Ich hänge meine Urgroßmutter wieder an die Wand, und Sie nehmen den Kopf da und die anderen sonderbaren Sachen wieder mit.“ Die arabischen Tränen bilden einen Fluß mittlerer Stärke, der aus dem Zimmer hinaus in die kleine Küche fließt.

„Warum weinen Sie?“ fragt Bruno H. Momm. „Ich habe elf Kinder“, schluchzt der Araber, „sie brauchen alle eine gute Erziehung, aber Schweizer Sitten sind teuer.“

„Elf Kinder?“ fragt Bruno H. Momm und ist sehr entsetzt. Der Fluß versiegt zu einem kleinen Gebirgsbach, und der Araber erzählt von seinen Kindern, beginnt bei der Geburt (Dauer der Erzählung von elf Geburten: vier Stunden zwanzig Minuten), kommt zum Windelwaschen, Zähne erscheinen, Wachstum, Zähne wieder raus, andere Zähne rein und Aussprüche, Aussprüche, Aussprüche . . .

Als Bruno H. Momm am anderen Morgen erwacht, hat er nichts gekauft, alles ist wie früher, und er geht — etwas müder als sonst — in sein Büro.

2.

Es ist Abend. Erschöpft steigt Bruno H. Momm die Treppe hinauf, steckt den Schlüssel, dreht um, zieht den Schlüssel raus, hinein. Aktentasche hinlegen, Mantel ab, hinsetzen, Zeitung . . .

„Tobobopf“, klopft es.

Wieder liegt die Urgroßmutter auf der Nase, Bruno H. Momm sitzt auf einem Vibrierstuhl, der innerhalb von zwölf Minuten müde Momms entmüdet. Sein Bett steht vor der Türe. Ein älterer Herr mit einem wehenden weißen Bart trägt ein automatisches Bett herein, das man auf Wiegen zum Einschlafen bis hohen

Seegang zum Aufwachen einstellen kann. Der Herr installiert das Bett, ohne ein Wort zu sagen, schleppt keuchend einen automatischen Kleideranzieher, Schuhputzer, Kochroboter, Fensterputzer, Pfeifenraucher, nebst einem elektrischen Rosenhalter ohne Rose, drei Radioprogramm-Mixern, vier Rolltreppen und sieben Katzenstreichlern (zum Aufziehen) herein. Er wischt sich mit einem rosa Taschentuch (Handbetrieb) die Stirne, sagt: „Kaufen Sie bitte, Herr Momm, ich kann unmöglich das alles wieder raustragen, ich zittere jetzt schon.“ „Nein“, sagt Bruno H. Momm und blickt weg, „nein.“

3.

Diesmal steht ein langer Junge in Bruno H. Momms Zimmer und zeigt ihm die zehnbändig-goldschnittig-bibliophilige Ausgabe von den zusammengesuchten Werken eines Menschen, der, wie Bruno H. Momm jetzt, in großen Büros gearbeitet hat. „Es müsste Sie interessieren“, sagt der Junge und spricht sehr viel. Doch Bruno H. Momm will nicht lesen, was er täglich lebt, schielt nach den dicken Lexika mit den farbigen Bildern, sagt auch dazu „Nein, nein, nein“, obwohl die Büchergestelle mitgeliefert würden — und „Bücher sehen so farbig aus“, sagt der Junge, der seine Taktik geändert hat. „Oder hören Sie lieber?“ Der Junge legt eine Platte auf. Gewitter in New York. Es donnert, akustischer Regen prasselt. Bruno H. Momm ist beeindruckt, erkundigt sich nach Sonne in New York, doch die kann man nicht hören. So geht auch dieser.

4.

Am nächsten Tag sagt Bruno H. Momm schon im Büro leise vor sich hin: „Ich kaufe nichts, ich kaufe nichts, nein, nein, ich kaufe nichts.“ Denn sein Zimmer soll bleiben, wie es ist, mit Urgroßmutter und Bett und Stuhl. Wozu mit mehr leben? Wozu einen elektrischen Rosenhalter? Rosen? Rosen . . .

*

Auf dem Heimweg denkt Bruno H. Momm an den Gazellenkopf, an den fremden Geruch, den er verbreitete. „Wahrscheinlich Wüstengeruch“, sagt Bruno H. Momm und erschrickt über seine Stimme, die an einem Haus emporspringt. An diesem Abend kommt niemand. Bruno H. Momm sitzt auf seinem Stuhl, liest seine Zeitung und — wartet. Er denkt an das Gewitter von New York, an den Stuhl, der seine Müdigkeit wegrütteln würde. Die Urgroßmutter starrt Bruno H. Momm an und wird immer dunkler. Bruno H. Momm streckt die Hand aus, hängt das Bild ab, läßt es fallen. Die Urgroßmutter zerschlägt endgültig auf dem Boden. Nunmehr nur noch Bett, Zeitung und Stuhl.

Bruno H. Momm sieht weg von den leeren Wänden zum Fenster hinaus, doch draußen weder Rosen noch amerikanisches Gewitter, auch kein Wüstengeruch. Ein Flugzeug schreibt an den schwarzgelben Himmel: „KAUFEN SIE REGEN-BOGEN.“

Bruno H. Momm weint.

Die Wanderung des Bruno H. Momm

Bruno H. Momm stieg auf seinen Patentbürostuhl, ließ dreimal das Klingelzeichen seiner Schreibmaschine ertönen und hielt seinen Kollegen und Kolleginnen folgende Ansprache: „Meine Damen und Herren!“ rief er laut, und erstaunt hörten die Kollegen und Kolleginnen zu. Noch nie hatte der Büroangestellte Bruno H. Momm eine Ansprache gehalten. „Da draußen“, begann Bruno H. Momm und zeigte mit seinem dicken Zeigefinger in Richtung Fenster, „da draußen ist es anders als hier drin. Zerschmettert die Schreibmaschinen, werft die Stühle in die Luft und wandert, WANDERT!“ Die Kollegen und Kolleginnen sahen sich kopfschüttelnd an, beugten sich über ihre Schreibmaschinen und tippten weiter.

Bruno H. Momm stand da — hoch oben auf seinem Patentstuhl, den Finger ausgestreckt — bis ihm schwindlig wurde, und er sehr schnell und sehr still von seinem Stuhl herunterstieg und verlegen weiter seine O's tippte. Herr Bruno H. Momm tippte seit vielen vielen Jahren O's — und er tippte sie ausgezeichnet! Er tippte noch dreizehn O's, dann stand er auf, ging zu seinem Chef und bat das erste Mal seit dreiundvierzig Jahren um zwei Tage Ferien vom O-Schreiben. Der Chef lächelte freundlich, verstand alles und nichts und klopfte Bruno H. Momm auf die Schulter.

Am folgenden Tag (es war der erste Ferientag) stand Bruno H. Momm sehr früh auf, um seine Wandervorbereitungen zu treffen. Er eilte in die sechshundertachtundsiebzigste Straße. (Die Stadt war groß, in der Bruno H. Momm wohnte, und die Straßen waren numeriert, weil der Bürgermeister schlecht im Erfinden von Straßennamen war.) Dort gab es ein Geschäft, das grüne Tirolerhüte verkaufte — Andenken an Tirol, aber die Stadt lag nicht in Tirol. (Nein, New York war es auch nicht!) Bruno H. Momm kaufte zwei Tirolerhüte (einen als Reservehut) und ging in ein Schuhgeschäft. Er probierte lange an und entschied sich für

ein Paar riesige Wanderstiefel mit gelber Leuchtfarbe hinten dran (damit man nachts nicht überfahren wurde). „Halten die auch gut?“ fragte Bruno H. Momm. „Sie sind sowohl für Beton als auch für Zement und Pflastersteine sehr geeignet“, erwiderte die Verkäuferin bestimmt. „Aha“, sagte Bruno H. Momm und bezahlte. Daraufhin kaufte er drei Knickerbockers, fünf Socken in verschiedenen Farben, einen Eispickel (Schweizer Qualität), einen Rucksack (blau mit weißen Streifen), drei Pfund Ziegenkäse, eine Flasche Rotwein, eine kleine Schachtel Stärkungspillen, ein Pariserbrot (an den Gürtel zu schnallen) und zwei Sicherheitsnadeln. Solchermaßen ausgerüstet sank er am Abend ins Bett, lächelte kurz der Königin Elisabeth zu, die über seinem Bett hing und die er heimlich liebte, und schlief ein.

Schon um fünf Uhr hörten ihn verschreckte Nachbarn ein unanständiges Lied singen (ich sage nicht, was für eines), und Punkt sechs Uhr trat Bruno H. Momm, Büroangestellter in der sechshundertneunundfünfzigsten Straße, in Knickerbockers, Wanderstiefeln und Tirolerhut, den Rucksack auf dem Rücken, den Qualitäts-Eispickel in der Hand auf die Straße.

Die Sonne war noch nicht hinter den grauen Wolkenkratzern aufgegangen, alles war noch von mitteldunkler Farbe, und Bruno H. Momm atmete tief die leicht nach Benzin stinkende Luft ein. Dann wanderte er entschlossen los und bog um die Ecke der siebenhundertachten Straße. Er war irrsinnig fröhlich und rannte lachend und singend bei Rot über die Kreuzung, so daß ihn fast ein Aufnahmewagen des Fernsehens überfahren hätte. (So kam es auch, daß man Bruno H. Momm am Abend in der Tagesschau sehen konnte.) Sein Ziel war, den zweitausend Stockwerke hohen Wolkenkratzer in der dreiundvierzigsten Straße zu erklimmen, oben den Proviant aufzuessen und dann wieder hinunterzusteigen und bei sinkender Sonne und beginnender Nacht nach Hause zu wandern.

Es zeigte sich jedoch, daß Bruno H. Momm schon nach zwei Stunden Anmarsch sehr erschöpft war und zur Stärkung ein bißchen am Pariserbrot knabbern und an der Flasche Wein riechen mußte. Vor und während drohender Gefahren trank Bruno H. Momm aus Prinzip keinen Alkohol. Am Fuße des Zweitausenders angekommen, erschrak Bruno H. Momm ein wenig, da er den Wolkenkratzer bisher nur auf Ansichtskarten gesehen hatte. Doch mutig trat er durch die Eingangstür, grüßte freundlich den Portier, würdigte den Lift keines Blickes und begann unverzüglich den Aufstieg.

Vieles sah und hörte er unterwegs.

Von der sechsten bis zur zwanzigsten Etage verfolgte ihn ein wild bellender Bernhardinerhund, groß wie ein Kalb und mit riesigen gelben Zähnen. Bruno H. Momm raste schwitzend und keuchend die Stufen hinauf und sank auf der zwanzigsten Etage zusammen. „Der wird mich zerbeißen und zerknabbern, zerbeißen und zerknabbern!“ dachte Bruno H. Momm entsetzt, aber der Hund hatte schon in der Neunzehnten aufgegeben.

Im hundertdreißigsten Stock balancierte ein winziges Kind auf dem Geländer

und winkte ihm fröhlich zu. Bruno H. Momm verdeckte seine Augen mit der rechten Hand und stieg schnell weiter.

Im vierhundertsten Stockwerk war eine Wohnungstür offen, und Bruno H. Momm sah eine große Familie um den Tisch herumsitzen und Kartoffeln essen.

Im fünfhundertelften Stockwerk wohnten ein Kapitän und ein Lumpensammler. Bruno H. Momm wurde immer langsamer, und schließlich setzte er sich verzweifelt auf eine Treppenstufe und hatte noch tausendvierhundertzweiundzwanzig Stockwerke vor sich. Traurig stützte er den Kopf in die Hand und erblickte vor sich einen großen schwarzen Kater mit gelben Augen, der ihn ernst und gefaßt anstarrte. „Grüß dich“, sagte Bruno H. Momm, doch der Kater antwortete nicht und seine Augen wurden immer gelber. „Bitte“, sagte Bruno H. Momm, „ich geh ja schon!“ und stieg weiter die Treppen hoch.

Oft sah er dem Lift nach, der an ihm vorbeischwebte mit Männern und Frauen und Kindern, die erstaunt ihre Nasen an das Glas preßten und ihn betrachteten. Bruno H. Momm seufzte und stieg weiter, den Eispickel schwingend.

Im tausendfünfhundertsten Stockwerk setzte sich Bruno H. Momm hin und schwor, nie wieder aufzustehen. „Was machen Sie da?“ fragte ihn jemand. Bruno H. Momm sah auf, erblickte eine Frau in einer mit Rosen bestickten Küchenschürze und antwortete: „Ich wandere.“ „Man sieht nichts davon“, antwortete die Frau, „ich rufe die Polizei.“ So wanderte Bruno H. Momm weiter, hakte den Eispickel am Geländer fest und zog sich so höher. Seine Schuhe hallten auf den Stufen, und viele Hausbewohner sahen ihm mit dem Fernrohr nach.

Im tausendachthundertdreiunddreißigsten Stockwerk entfloß ihm sein Tirolerhut, und so setzte er den Reservehut auf.

Ich weiß, Sie werden es mir nicht glauben, aber Bruno H. Momm erreichte das oberste Stockwerk des Wolkenkratzers, ohne den Lift zu benutzen und stemmte sich durch eine Dachluke auf das Dach.

Oben angekommen schluckte er schnell zwei Pillen, schnallte das Pariserbrot ab, entkorkte die Flasche und packte den Käse aus. Er setzte sich auf einen Schornstein, schaukelte mit den Beinen und aß und trank mit großem Appetit. So hoch oben lag immer ein wenig ewiger Schnee, und über den graublauen Dächern der großen Stadt schwebten kleine weiße Wolken. Abends konnte man hier oben das berühmte Wolkenkratzerglühen sehen, wenn die Sonne unterging, und die Stadt errötete. — Bruno H. Momm hatte nicht soviel Zeit. Nachdem alles aufgegessen war, machte er sich an den Abstieg, grüßte unterwegs die Frau in der Rosenschürze, den Kater mit den gelben Augen, den Kapitän, der seine Wohnungstür putzte und die andern Lieben. Auch der große Hund hatte sich beruhigt.

Unten traten zwei Herren auf ihn zu. „Polizei“, sagten sie und hielten ihm ein glitzerndes Blechstück vor die Augen. Die Rosenschürzenfrau hatte ihn angezeigt oder der Kapitän, genau weiß man es heute noch nicht. Er wurde zwei Tage lang von den besten Psychiatern des Landes behandelt, aber er war normal. Erst

dann wurde er als Erstbesteiger des zweitausend Stockwerke hohen Wolkenkratzer gefeiert. Das Fernsehen unterbrach ein Trauerspiel, um sein Bild zu zeigen!

Wieder saß Bruno H. Momm in seinem Büro und tippte O's. „Wie kamen Sie auf diese Idee?“ fragte ihn ein junger Kollege. „O wissen Sie“, antwortete Bruno H. Momm, „das Grün meiner Schreibmaschine hatte mich an irgend etwas erinnert. — Was war das nur?“ Und er versank in Nachdenken.

Pillenbillard

Bruno H. Momm füllte lauwarmes Wasser in die gelbe Gießkanne, maß mit einem Thermometer, ob die Temperatur richtig war für seine Lieblinge, die Stiefmütterchen, die im Blumenkasten vor dem Fenster wuchsen. Er goß aus einer Flasche ein stärkendes, selbergelkochtes Wässerchen dazu und rannte mit der gefüllten Gießkanne zum Fenster. Er war sommerlich gestimmt und trug ein himmelblaues leichtes Hemd, obwohl das Wetter draußen nicht ganz so himmelblau tat, ein kühler Wind pfiff um die grauen Häuser und schüttelte Bruno H. Momms begossene Stiefmütterchen, fuhr auch ihm ins Gesicht, daß er fast die Gießkanne fallen gelassen hätte.

So kam es dann, daß Bruno H. Momm gewaltig zu husten begann und in ein Geschäft ging, um einen dicken, gestrickten Schal einzukaufen, den er sich um den Hals wickelte. Doch obwohl er in dem dicken Schal ungeheuer schwitzte, hustete sein Husten weiter. „Es klingt“, dachte Bruno H. Momm, „wie eine rostige Tür im tiefsten Burgverlies.“ Dabei war Bruno H. Momm noch nie in einem Burgverlies gewesen.

Bruno H. Momm eilte in eine Apotheke, um sich eine Antiburgverlieshustentablette zu kaufen. Der Apotheker war ein älterer Herr mit einem tiefersten Apothekerblick. Er ließ sich von Bruno H. Momm vorhusten, horchte aufmerksam und suchte den gleichen Rostton auf dem Klavier, das zu diesem Zweck (mit Absicht etwas verstimmt) bereit stand. Dann nickte er, murmelte einige unverständliche Pillennamen, zog ein kleines Schubfach auf, nahm eine rote und eine grüne Schachtel heraus und noch eine kleine braune Flasche. Diese Dinge baute er vor Bruno H. Momm auf dem Ladentisch auf, nahm aus der roten Schachtel eine kleine ovale rosa Pille, legte die in Bruno H. Momms Hand und sagte mit Vertrauen erweckender Apothekerstimme: „Diese hilft Ihnen bestimmt. Sie müssen

drei davon nehmen: eine am Morgen und zwei am Abend.“ Dann öffnete er die grüne Schachtel, nahm eine längliche, schwarzlackierte Pille heraus, warf Bruno H. Momm seinen ernsten Apothekerblick ins Gesicht und sagte: „Diese müssen Sie nur einmal schlucken, sie ist ein Wunder an Wirkung!“ Er legte noch zwei gelbe Pillen aus der Flasche dazu, packte alle in ein kleines Papier und sagte: „Macht achtfünfundvierzig.“ Und Bruno H. Momm ging mit dem kleinen Papier nach Hause.

Dort packte er sie aus, legte alle auf den Tisch, setzte sich auf einen Stuhl, wickelte den dicken Schal enger um den Hals und betrachtete, was er da schlucken sollte. Er ließ eine der kleinen rosa Pillen über den Tisch rollen, so daß sie sanft mit der schwarzlackierten Pille zusammenstieß. Das erinnerte ihn an seine Kindheit, als Bruno H. Momm noch der kleine Momm gewesen war und auf der Straße gespielt hatte. Gerührt verschob Bruno H. Momm das Schlucken auf morgen.

Am anderen Tag legte Bruno H. Momm die sechs Pillen (drei rosa, eine schwarzlackierte, zwei gelbe) in eine mit Watte gepolsterte Streichholzschachtel und nahm sie mit ins Büro, um sie seinem Kollegen, Herrn Jan an der Schreibmaschine nebendran, zu zeigen. Aber Herr Jan war gar nicht beeindruckt, zog eine kleine Dose hervor und schenkte Herrn Momm eine seiner eigenen grasgrünen Pillen, die Herr Jan von seinem Arzt verschrieben bekommen hatte — gegen was, wußte er nicht. Er erklärte Bruno H. Momm, daß man die bedeutenden und wichtigen Pillen nur durch ein Rezept vom Arzt erhalten könne. Bruno H. Momm steckte entzückt Herrn Jans grasgrüne Pille zu seinen übrigen in die Streichholzschachtel und hatte einen großen Gedanken: „Ich werde Pillen sammeln!“ Herr Jan sammelte Briefmarken, Herr Momm wird Pillen sammeln.

Abends ging Bruno H. Momm zum Arzt, hustete ihm vor, doch der achtete nicht darauf, maß die Stärke des Hustens an der Dicke des Schals und schrieb auf ein Rezept: „Zwei große blaue Pillen, eine mittlere fuchsrote Pille, vier arktisblaue durchsichtige Pillen, eine dunkelbraune Pille.“ Glücklicherweise ging Bruno H. Momm mit dem Rezept (insgesamt acht Pillen) in die Apotheke. Der Apotheker verwandelte seinen ernsten Blick in einen entsetzten, wollte nicht glauben, daß seine Pillen nichts geholfen haben sollten und hielt Bruno H. Momm für einen todkranken Bruno H. Momm. Er packte die Pillen sehr schnell ein und begleitete Bruno H. Momm wegen drohender Ansteckung nicht zur Türe.

Bruno H. Momm erfand ein Spiel mit fünfzehn Pillen, zwei Streichhölzern und vielen schwierigen Regeln, das er Pillenbillard nannte. Er lud dazu Herrn Jan ein, und zusammen spielten sie bis tief in die Nacht Pillenbillard. Herr Jan war begeistert und versprach beim Weggehen, jeden Dienstag abend zu einer Partie Pillenbillard zu kommen. Herr Momm warf vor Freude die gelbe Gießkanne aus dem Fenster und ließ die Stiefmütterchen verdorren.

Herr Jan erzählte den anderen Kollegen vom Pillenbillard, und daß Bruno H. Momm Pillen sammle, und so bekam er von allen Seiten Pillen geschenkt. Große,

kleine, längliche, viereckige, runde und in allen Farben. Gegen gebrochene Beine und Herzen, gegen lange Nasen und große Augen, für ein langes Leben und einen lieblichen Tod. Zu Weihnachten und zum fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum schenkte ihm sein Chef eine besonders nette Zusammenstellung von seltenen Pillen. Immer mehr Streichholzschachteln mußten ausgepolstert werden, und der Husten war verschwunden.

Die Pillensammlung, die nun aus zweihundertelf Pillen bestand, wuchs von Jahr zu Jahr. An einem Betriebsausflug hielt Bruno H. Momm einen kleinen Vortrag über Pillenbillard und hatte großen Erfolg damit. Viele Kollegen und Kolleginnen waren so begeistert, daß sie selber Pillen zu sammeln begannen und einen Pillenbillardclub gründeten.

Doch eines Abends als Bruno H. Momm wie gewöhnlich vor seiner Pillensammlung saß und die Pillen in anmutige, wunderschöne Bilder zusammenlegte, bemerkte er einen seltsamen Geruch in der Luft: es roch nach Teer und ein bißchen Fabrik und nach verfaulenden Fischen. Bruno H. Momm schnüffelte aufgeregt in der kleinen Wohnung umher, auch im Blumenkasten vor dem Fenster, in dem seit Jahren keine Stiefmütterchen mehr wuchsen, seit Bruno H. Momm die gelbe Gießkanne aus dem Fenster geworfen hatte. Mit Schrecken entdeckte Bruno H. Momm, daß der Geruch von der schwarzlackierten Pille kam, die sich aufzulösen begann! Seine geliebte Pillensammlung begann zu stinken und verderb! — Was sollte er an künftigen Abenden, wenn er vom Büro heimkam, tun? Von was sollte er seinen Kollegen und Kolleginnen erzählen, wenn nicht von seinen Pillen? Und am Dienstag abend? Kein Pillenbillard mehr mit Herrn Jan! Betrübt setzte er sich auf einen Stuhl, legte seine Pillen (zweihundertelf) zu einem Stiefmütterchen-Mosaik zusammen, holte ein großes Glas Wasser und begann traurig alle zweihundertelf Pillen zu schlucken. Er kam nur bis zur zweihundertzehnten. Die letzte kleine grasgrüne Pille in der Hand sank er über dem Tisch zusammen. — So fand ihn Herr Jan, der gekommen war, um Pillenbillard zu spielen.

Geert Hesse Goemann: Animalische Aspekte

Vom Maulwurfe.

Wenn alles Licht vorüber ist, dann schaufelt er sich durch die Erde. Die ist noch warm. Allein, in diagonalen Gängen genauer Systemlosigkeit. Sein triebhafter Weg findet ihm die Nahrung, allein. Wenn man ihm eine Falle stellt, stirbt er in ihr, allein, wenn alles Licht vergangen ist. Aber im Garten kommt er wieder, allein, und die Falle fängt ihn nicht mehr; nur sein schwarz-grau-silbernes Fell hinterläßt ein Büschel. Die Gänge werden länger und genauer, immer am Zaun entlang, auf Rückzug aus dem Licht der Falle Tod, in die Systemlosigkeit des Lebens geschaufelt.

Von den Ratten.

Die Ratten sind sehr dick, hintenherum. Wenn das Gas sich in ihren Gängen verbreitet, stemmen sie sich damit gegen die Löcher — doch von Auschwitz haben sie nie etwas gehört und die Juden haben natürlich andere Gesichter als sie. Die Ratten haben natürlich Latein gelernt und können heute noch „gallia est divisa“, ganz perfekt deklamieren, besonders unter dem Weihnachtsbaum wenn sie ihre christlich-amerikanisch-sozialen demokratischen Rattenlieder singen, zum Rattenfamilienalbum mit dem Karpfenumschlag.

Seit der Rattentotalherrschaft sind ihre Höhlen gut beheizt, doch klemmen sie stets ihren Schwanz in den Thermostaten, denn Elektronik ist verdächtig wie Parteipolitik und muß natürlich durch das gesunde Rattenempfinden kontrolliert werden.

Ja, natürlich sind die Ratten.

Vom Hunde.

Wenn wir wüßten, wie wir auf ihn kamen, wir würden sofort alle Katzen vergiften durch schwarz uniformierte Ratten mit Totenköpfen auf den Kragenspiegeln. Oder wen sollten wir exterminieren — die Politiker, das Parlament, das ja in freien Wahlen entstanden ist, bei denen die Männer wählen konnten zwischen Herzinfarkt, Pleite oder Entlassung, die Frauen zwischen Waschmaschine, Gebärmutterkrebs und Dreiecksverhältnis und die Kinder sogar zwischen Betrübnis, Pseudoeltern oder Schule.

Ja, die Wahl der Kinder bringt die Menschheit auf den Hund.

Vom Eisbären.

Er ist unser lebendiges Kühlfleisch, anzuschauen in allen zoologischen Gärten, mit wenig Blumen als Frostfachreklame. Fast so attraktiv wie die Affen ohne Gitter, nur sehr viel skandinavischer.

Hagenbeck und Grzimek — doch historische Kategorien mögen ihn nicht trösten. Er geht bis zum Rande des kaum sichtbaren Grabens und webt seinen Weg zurück mit dem Schwanken seines Kopfes in das Gefängnis der unsichtbaren Stäbe. Die Revolution des potentiellen Bettvorlegers ist komplett, wenn wir das Eintrittsgeld bezahlt haben und das Schild beachten: „Bitte nicht füttern! — Geben Sie das Futter beim Wärter ab!“

Der große Oktober 1917 und die heutige Literatur

1.

Die obige Zusammenstellung ergibt sehr selten, und nur für wenige ein einheitlich-geschlossenes Bild. Die unbezweifelbare, aber für das Erlebnis abstrakte Wahrheit, daß es keinen heutigen Menschen gibt, dessen Existenzgrundlagen und Denkweisen nicht durch den Oktober und seine Folgen entscheidend bestimmt wären, ist eben wegen dieser großen Allgemeinheit für den Einzelnen schwer konkretisierbar. Zudem verdunkeln Pro und Kontra entstandene Legenden die gleicherweise schlichten und äußerst komplizierten Tatsachen der großen Umsturztag und auch die bedeutenden, wandlungsreichen Jahre, die sie notwendig auslösten. So kommt es, daß es besonders für jene, die diese Zeiten nicht selbst erlebten, gar nicht leicht ist, auch den verstandesmäßig anerkannten Zusammenhang mit den eigenen Lebensfragen des Heute konkret zu deuten.

Wenn ich, der selbst Zeitgenosse, anfangs Beobachter aus der Ferne, später, wenn auch bescheidener, aber doch aktiver Mitstreiter in dieser Weltwende war, nun heute versuche, ihre Essenz und ihre Folgen im Gedächtnis zusammenzufassen und das so errungene Ergebnis auf die Gegenwart zu beziehen, tritt als erster Schritt zur Konkretisierung die Gestalt Lenins, des zentralen Bewegers, des leitenden Hirns, der sichtbaren Verkörperung der Umwälzung in den Vordergrund. Und merkwürdigerweise kristallisiert sich seine Gestalt in die untrennbare Einheit eines gewaltigen Willens zum radikal Neuen einerseits und in einen Knäuel von realen Widersprüchen andererseits, aus deren Zusammengehörigkeit die menschliche Monumentalität seines Werkes und zugleich die Fülle der für jeden Menschen verpflichtend aufgeworfenen Probleme der Epoche zwingend hervortritt.

Maxim Gorki hat in äußerst treffender Weise die faszinierende Wirkung Lenins beschrieben, die zugleich die Faszination der großen Revolution selbst war, den Grund warum beide Momente unergründlichen Haß oder begeisterte Liebe in den verschiedensten Menschen auslösten. Lenin verstand, nach Gorki, „wie nie-

mand vor ihm, die Menschen zu hindern, ihr gewohntes Leben weiterzuleben“. Man vergesse nie: all dies ereignete sich 1917, ereignete sich auch für Menschen, die nicht in Rußland lebten, inmitten des Weltkriegs, der für die ganze bürgerliche Welt die eingebildete Sekurität von vor 1914 samt ihrer Ideale in Trümmer schlug, der jeden auch für sein persönliches Leben zwang, die Frage nach Sinn oder Sinnlosigkeit neu zu stellen. Was hier Gorki als Wesen der Aktivität Lenins, als Ausstrahlung seiner Taten treffend charakterisierte, war das Wesen der Epoche selbst, die Frage, die diese an jeden Einzelnen richtete. In der größten Äußerlichkeit erscheint diese Frage als die von Gewalt oder Gewaltlosigkeit, als Bejahung oder Verneinung ihrer universalen Berechtigung, das Leben der Menschen innerlich wie äußerlich zu bestimmen. Bei Lenin war die Bejahung selbstverständlich. Er wußte und verkündete als folgerichtiger Marxist, daß jedesmal, wenn die Menschheit ihre alten Lebensformen zerschlägt und den Aufbau wesentlich neuer in Angriff nimmt, die Gewalt stets als unentbehrlicher Motor der Erneuerung wirken muß. Hier soll nicht die geschichtsphilosophische Seite der Alternative behandelt werden. Das gesellschaftliche Sein selbst hat, gewichtige Gegenstimmen wie die Gandhis annullierend, die Antwort erteilt. Diese Frage war aber für die meisten damals Lebenden nicht bloß eine historisch-objektive. Für jeden von uns, dessen Entwicklung auf diesen Scheideweg geriet, stand die persönlich-innerliche Frage: wie stelle ich mich, vom Standpunkt der Sinnhaftigkeit des eigenen Daseins aus, zu dieser Alternative? Auch hier hat Gorki die Widersprüchlichkeit, die dabei sichtbar wird, durch verschiedene Gesprächsfragmente Lenins sehr deutlich herausgestellt. Der Dichter beklagte sich über die Grausamkeit des revolutionären Alltags, und in Lenins, wie der Chronist sagt, erstaunter und zorniger Entgegnung befindet sich der Satz: „Mit welchem Maß messen Sie die Menge der notwendigen und der überflüssigen Hiebe in einer Schlägerei!“ Aber in einem anderen Gespräch derselben Periode spricht Lenin darüber, daß er die „Appassionata“ Beethovens liebt — aber sie nicht allzu oft hören möchte. Er fügte, nach Gorkis Worten, „nicht besonders fröhlich“ hinzu: „man möchte liebevolle Dummheiten sagen und den Menschen die Köpfe streicheln, die in einer widerwärtigen Hölle leben und so etwas Schönes schaffen können“. Man müsse aber, so endet er, „mitleidlos einschlagen, obwohl wir unserem Ideal nach gegen jede Gewaltanwendung gegenüber den Menschen sind“. Natürlich gibt es in diesem Gewirr von Tendenzen und Gegentendenzen eine sichere Richtschnur des Handelns: den Marxismus. Und es ist sicher überflüssig, darüber Worte zu verlieren, wie wichtig seine unverfälscht echte Lehre für Lenin immer war. Im Krieg, nach Ausbruch der Revolution, während der Räteregierung geht sein Hauptbestreben stets dahin: diese Lehre von allen vereinfachenden Verfälschungen gereinigt in ihrer wahren Gestalt darzustellen, sie ihrem echten Sinne nach anzuwenden. Es ist keine Karikatur, bloß eine nicht unwichtige Seite der Sache selbst, wenn man „Staat und Revolution“ als eine philologisch exakte Auseinanderlegung der Marxschen Anschauungen über die-

sen Problemkomplex in ihrer historischen Kontinuität betrachtet. Und praktisch erscheint tatsächlich die Räterepublik als ein realisierter Schlußstein dieses Gedankensystems. Aber derselbe Lenin hat die theoretische Lage bei der Einführung der NEP, in bezug auf die Probleme des sozialistischen Staatskapitalismus, bereits so geschildert: „Nicht einmal Marx kam auf den Gedanken, auch nur ein einziges Wort darüber zu schreiben, und ist gestorben, ohne ein einziges exaktes Zitat und unwiderleglichen Hinweis hinterlassen zu haben. Wir müssen also jetzt versuchen, uns selber zu helfen.“ Und den vorangegangenen, nunmehr zu überwindenden Kriegskommunismus betrachtet er ebenfalls nicht als eine Verwirklichung der Marxschen Theorie. Er „wurde durch den Krieg und die Ruinen erzwungen. Er war keine Politik, die den wirtschaftlichen Aufgaben des Proletariats entspricht, und konnte es auch nicht sein. Er war eine provisorische Maßnahme.“

Eine solche marxistische Haltung erschien damals — nach Jahrzehnten einer opportunistisch-dogmatischen Entstellung und Erstarrung des Marxismus — sehr vielen als äußerst paradox. Sie erscheint heute — nach Jahrzehnten einer dogmatischen Entstellung unter Stalin — ebenfalls paradox. Und diese Paradoxie steigert sich noch mehr, wenn man das Grundproblem der russischen Revolution ins Auge faßt. Der orthodoxe Marxist Lenin hat der — prinzipiell richtigen — theoretischen Voraussicht von Marx, daß die proletarische Revolution zuerst in den entwickeltsten kapitalistischen Ländern, die die Überreste der feudalen Zurückgebliebenheit bereits sozial liquidiert haben, ausbrechen und siegen würde, strikt entgegengehandelt. Rußland befand sich 1917 eben in einer revolutionären Situation, und zwar, wie Lenin richtig erkannt hat, sowohl in bezug auf den objektiven wie auf den subjektiven Faktor. Die große Alternative: Kapitalismus oder Sozialismus war nicht von ihm, auch nicht von seiner Partei, sondern von der gesellschaftlichen Wirklichkeit selbst imperativ gestellt. Und Lenin hatte den Alternativcharakter der Geschichte immer radikal zu Ende gedacht. Es gibt keine ausweglose Lage, sagte er, d. h. keine mechanisch-fatale „Notwendigkeit“ der Entwicklung. Diese ist das Ergebnis menschlicher Aktivitäten, freilich nicht bloß von Individuen, sondern von Klassen, von Massen. Darum ist nach Lenin, eine revolutionäre Situation erst da, „wenn die ‚unteren Schichten‘ die alte Ordnung nicht mehr *wollen* und die ‚Oberschichten‘ in der *alten Weise* nicht mehr leben *können*.“ Der imperialistische Weltkrieg hatte in Rußland eine solche revolutionäre Situation geschaffen, und es galt für die russischen Marxisten, auf die ihnen so gestellte Alternative praktisch zu reagieren.

Sie taten es, vor allem auf Lenins leidenschaftliche Initiative hin, in einer Weise, die der Marxschen theoretischen Voraussicht widersprach. So stand Lenin an der Spitze einer, im Sinne des strikten Marxismus, irregulären sozialen Revolution. Die Geschichte rechtfertigte ihn; denn wir wissen ja, daß diese Revolution im Laufe eines halben Jahrhunderts zu einer Daseinsdetermination für die Menschen der ganzen Welt geworden ist. Hat aber Lenin mit alledem die Geltung der

Marxschen Theorie auch in diesem Fall geeignet? Keine Spur. Er hat stets gewußt, daß die russische Revolution eine welthistorisch entscheidende, eine bedingungslos zu bejahende Tat war; er wußte aber zugleich, daß sie — bei allen beispielgebenden, international wirksamen Folgen der großen Initiative — doch für lange Zeiten jene ökonomische Zurückgebliebenheit verkörpern mußte, die Rußland im Gegensatz zu den kapitalistisch hochentwickelten Ländern damals charakterisierte. Er hat also gegen die Marxsche theoretische Voraussetzung gehandelt — und richtig gehandelt —, ohne ihre Geltung in welthistorischem Maßstabe auch nur für einen Augenblick zu bezweifeln. Darum kann er 1920 über die internationale Bedeutung der russischen Revolution positiv schreiben. Er fügt jedoch hinzu: „Ebenso wäre es ein Fehler, außer Acht zu lassen, daß nach dem Sieg der proletarischen Revolution, sei es auch nur in einem *einzigsten* fortgeschrittenen Land . . . Rußland bald danach nicht mehr ein vorbildliches, sondern wieder ein rückständiges Land (im Sinne des Sozialismus und des Sowjetsystems) sein wird.“

Diese Betrachtungen können kein auch nur annähernd vollständiges Bild erstehen lassen. Wir brechen also hier ab, erwähnen bloß, als ergänzenden Abschluß, daß Lenin, der bekanntlich der Theoretiker der strengen Parteidisziplin war, ebenfalls 1920 über ihre Aufrechterhaltung und Kontrolle erklärte, daß sie „durch die Richtigkeit der politischen Führung . . . verwirklicht wird; durch die Richtigkeit ihrer politischen Strategie und Taktik, unter der Voraussetzung, daß die breitesten Massen sich von deren Richtigkeit durch *eigene Erfahrung* überzeugen.“ Sonst wird die Parteidisziplin „unvermeidlich zu einer Fiktion, einer Phrase, einer Groteske“. Der Widerspruch, den mancher heutige Leser hier empfindet, ist gerade die Leninsche Einheit von kommunistischer Parteidisziplin und verwirklichter proletarischer Demokratie.

Ebenso ist alles, was in den früheren Beispielen auf der Oberfläche widerspruchsvoll schien, nichts anderes als je ein einzelner Aspekt dieses grandios komplizierten und doch grandios einheitlichen Prozesses. Gerade weil diese Einheit den Kern, das Wesen bildet, weil das Widersprüchliche an ihm bloß seine Allseitigkeit, seine alles Umfassende, seine alles umwälzende Beschaffenheit ausdrückt, mußte dieser Charakter der Revolution von 1917, der Charakter des geistigen Zentrums, der Lenins so unwiderstehlich faszinierend (oder — je nach Klasseneinstellung — vehement abstoßend) wirken. Die latente Krise der alten Welt, die unterirdisch-geistig schon in der Periode der Sekurität manchem fühlbar wurde, brach orkanhaft in den Alltag der Menschen ein, stellte sie vor einen Katarakt verschiedenster Alternativen, und die alte Welt war nicht einmal imstande, die eigenen Fragen zu formulieren, sie stotterte oder erdichtete Wunschmythen. Dagegen stand diese allseitig schillernde und leuchtende Einheit im Leben, in den Taten eines Landes: des revolutionären Rußland. Kein Wunder, daß jede Opposition, in der nur ein Fünkchen von Echtheit lebendig war, dorthin blicken mußte. Walter Jens, den niemand verdächtigen wird, kommunistische

Sympathien zu haben, schreibt einmal: „Am Ende wird niemand bezweifeln, daß nicht zuletzt der Blick auf die Sowjetunion die Kunst der zwanziger Jahre geprägt hat.“

2.

Und die eigene Kunst? Der Anfang scheint einfach. Der Sog jener Problemfülle, die hier angedeutet wurde, machte Majakowski zum lyrischen Tribunen der ersten Revolutionsdekade. Aber vielleicht ist der Fall, der sich im Poem „Die Zwölf“ von Blok ereignet, noch charakteristischer. Denn der bedeutende Lyriker stand Zeit seines Lebens der eigentlichen Ideenwelt der Revolution fremd gegenüber. Was ihn erschütterte, was seiner Dichtung weltliterarische Größe verlieh, war das Pathos der von der Revolution aufgewühlten menschlichen Problematik, war die Vision einer neuen Welt, die imstande sein wird, das von der alten Welt menschlich Unlösliche zu echten Fragen und Antworten zu klären. Daß Blok den Weg und nicht das Ankommen, die Sehnsucht und nicht die Erfüllung ausdrückt, bezeichnet am deutlichsten seine Einzigartigkeit, macht sein Poem zum bleibenden Ausdruck der Weltstimmung dieser Tage.

Freilich, wenn von den Einwirkungen des großen Oktobers auf die Literatur die Rede ist, so können diese natürlich nicht auf die Tage und Wochen des unmittelbaren Umsturzes beschränkt werden. Die Literatur, wenn sie Weltgeltung erhalten und bewahren soll, muß gültige Bilder des gesamten großen Weges geben, den die sozialistische Revolution ging, der sie zum Idol oder zum Schreckbild von Millionen Menschen gemacht hat. Auch hier ergibt sich eine gedoppelt widerspruchsvolle und doch letztlich einheitliche Lage. Schon auf dem ersten Kongreß der Kommunistischen Internationale sprach Lenin seine Befürchtung aus, die Revolutionsentwicklung könne ein derartig rasches Tempo einschlagen, daß das Bewußtsein der Menschen unfähig wäre, ihr zu folgen. Diese Warnung hätte, wenn sie ohne Kontrast geblieben wäre, noch viele befriedigen können, die in einem simplen Mitlaufenkönnen mit dem Wandel in den Oberflächenbegebenheiten das einzige Kriterium einer geistig-künstlerischen Vorhut erblickten. Aber gerade gegen solche avantgardistische Simplifikationen appelliert Lenin wieder an den Marxismus, an dessen Verwurzeltheit sowohl im Wechsel wie in der Kontinuität, der seine weltgeschichtliche Bedeutung, seine revolutionierende Kraft gerade dadurch erlangte, daß er „sich alles Wertvolle der mehr als zweitausendjährigen Entwicklung des menschlichen Denkens und der menschlichen Kultur aneignete und verarbeitete.“ Wieder eine alt-neue widerspruchsvolle Forderung: das Neue in seiner wesentlichen Neuheit zu erblicken, nicht hinter seiner Konkretheit zurückzubleiben, jedoch so, daß es dabei die andere Seite des Wesens, die es zum wesentlichen Moment in der Menschheitsentwicklung macht, nie verliere.

Die große Zeit hat auch eine solche Literatur gehabt. (Wir sprechen hier ausschließlich über Literatur. Es ist aber unmöglich, auf das Faktum des Films dieser Zeit nicht wenigstens hinzuweisen.) Es ist wahr: die Zahl der bedeutenden Literaturwerke ist an sich nicht allzu groß. Vergleicht man sie jedoch mit der der größten vorangegangenen Umwälzung, mit der französischen Revolution, so erscheint sie schon recht beträchtlich. Damals entstand kein einziges Wortkunstwerk, dessen Aktualität und Allgemeinheit mit Volksliedern, wie die *Carmagnole* eines war, verglichen werden könnte; erst Jahrzehnte später wird die menschliche Größe der großen Jahre bei Balzac und Stendhal dichterisch gestaltet. Die erste Periode der russischen Revolution kann dagegen — ich führe nur große Beispiele an, keine Liste — den „Jegor Bulitschow“ und den „Klim Samgin“ Gorkis, den „Stillen Don“, das „Pädagogische Poem“ Makarenkos aufweisen. Und diese Spitzen erheben sich aus einer Fülle guter Werke, die oft nicht auf großer Gestaltungshöhe, aber sehr oft mit menschlicher und künstlerischer Ehrlichkeit diese Welt der immer akuten Alternativen schildern, in denen kein Mensch sein Leben in der gewohnten Weise weiterführen konnte. Das hat oft zu tragischen Zusammenbrüchen geführt, oft zu inneren Wandlungen, die ein Leben unter völlig verwandelten Bedingungen möglich machten; das konnte sich im Lebenskreis der Intelligenz der Metropolen ebenso abspielen wie in entlegenen Dörfern, ebenso inmitten bewaffneter Zusammenstöße von Revolution und Gegenrevolution wie in einsamen Studierstuben.

„Der stille Don“ hebt sich aus dieser Reihe schon durch sein mächtiges, unwiderstehliches Strömen hervor. Er ist ein Epos der Auseinandersetzung der Bauern am Don mit der alten Welt des Zarismus, mit seinem Zusammenbruch, mit den Kämpfen um Leben und Tod zwischen Alt und Neu. Er zeigt, wie die Alternativen des Oktober für jeden Menschen gelten, wie der große soziale Gegensatz in das innere Leben eindringt und auch die Seele des Einzelnen zum Schlachtfeld macht. Es ist ein Epos von tiefer Wahrhaftigkeit sowohl in der Psychologie wie in den Schicksalen; Einzelne repräsentieren allgemeine Klassenprobleme, und Klassenentscheidungen werden zum Schicksal für eigenwillige Einzelne. Das Für und Wider vieler Bauern der proletarischen Revolution gegenüber erhält eine echte Verkörperung in der Gestalt von Grigori Meljchow, in dessen Seele und Geschick konzentriert alle diese Tendenzen ihre Gegensätze auskämpfen, um in einem Sichabfinden mit der Tatsache einer unabwendbaren Umwandlung zu schließen. Das Alte kann nie mehr wiederkehren, das Neue ist aber längst nicht fertig da, es muß erst geschaffen werden.

Weit entfernt von solchem breiten Universalismus gestaltet der junge Fadejew in den „Neunzehn“ das Schicksal der aktiven Soldaten der Revolution, der überzeugten Bolschewiken. Gerade weil solche Gestalten durch die Stalin-Zeit, vielfach mit Recht, fragwürdig erscheinen — und der spätere Fadejew hat persönlich nicht wenig dazu beigetragen, daß es so kam — soll dieses seltene Gelingen hier hervorgehoben werden. Der junge Fadejew gestaltet den überzeugten, den hel-

denhaften Kommunisten als Ergebnis seines eigenen Werdens, seine Bewährung im Kampf bis zum persönlichen Untergang. Sein Heroismus hat damit eine tiefe Verknüpftheit mit der Zeit, ein tiefes Verwurztsein im Proletariat und zugleich eine unauslöschbare persönliche Note. In der Art, wie er höchst bewußt den konkreten Ausweg für die gute Sache sucht und doch nur als Held für sie fallen kann, wird er zu einem moralischen Repräsentanten der heroischen Periode, zu einem Typus der Zeit, die auch außerhalb Rußlands Ähnliches produzierte. Die revolutionäre Literatur vermochte solche Levinés aus München, Otto Korvins aus Budapest nicht als dichterische Gestalten zu verewigen, Fadejew Lewinson steht für die ganze Periode.

Das großartigste, reifste und reinste Zeitbild bleibt aber das Heldengedicht Makarenkos von der geistig-praktischen Geburt der Erziehung zum Sozialismus. Der tiefste Jammer des Bürgerkriegs bildet den Ausgangspunkt: Kinder, die dieser zu Vagabunden und — größtenteils — zu Verbrechern gemacht hat. Es kann hier die pädagogische Methode Makarenkos unmöglich auch nur angedeutet werden, höchstens einige Momente des menschlich Neuen darin. Makarenko zeigt die menschliche Sackgasse jenes anarchistischen Individualismus, der in der Seele rein auf die eigene Kraft, sich physisch zu erhalten, angewiesener Jungen entstehen muß, zeigt aber auch seine Überwindung, wie die bewußt gewordene Solidarität mit der Gemeinschaft, in der jeder konkret zu leben und zu handeln hat, die jeder durch eigene Taten mitzugestalten hilft, eine höhere Form der Persönlichkeit hervorbringt. Und diese äußerst kompliziert entstandene, konfliktvoll funktionierende Vereinigung von Gesellschaftlichkeit und Personsein offenbart erst die menschliche Individualität und Freiheit. In Makarenkos Welt finden sich die Mensch werdenden Kinder erst infolge von Alternativenentscheidungen, die sehr oft mit einem Scheitern, mit einer Katharsis der Selbstkritik enden. Aber gerade darin erweist sich diese Welt als eine der echten neuen Freiheit: die Katharsis ist ausschließlich auf die innere Wandlung, auf die seelische Basis des zukünftigen Handelns gerichtet; sie ist zugleich eine ins Praktisch-Weltanschauliche erhobene Kriegserklärung an die Reue, an das Gekettetbleiben an vergangene Verfehlungen, an seelische Frustrationen jeder Art.

Diese Beispiele sollten bloß Beispiele sein. Sie zeigen an, daß die echte Literatur, die der Oktober ins Leben rief, die aus dem unermeßlichen Problemkomplex, den er ins Menschenleben schleuderte, schöpfte, redlich und erfolgreich bemüht war, je einen der menschlichen Aspekte seiner Totalität zur gültigen dichterischen Gestalt zu erheben. Wenn auch kein so großartiges und allseitiges Bild der Epoche entstand, wie bei Dante oder Shakespeare, wie in der „Menschlichen Komödie“ oder Tolstois großen Romanen, ist diese Literatur doch ein würdiges Echo jenes Rufs, den der Oktober und seine Folgen erschallen ließen.

3.

In den dreißiger Jahren ebbt diese weltgeschichtliche Flut der russischen Literatur ab. Natürlich entstehen dann und wann — vor allem in der schweren Anfangszeit des Zweiten Weltkriegs — Werke von beträchtlicher Höhe, aber der Grundcharakter dessen, was man sozialistischen Realismus zu nennen pflegt, repräsentiert in Wirklichkeit nichts weiter als einen, wie ich es einmal nannte, ärarischen Naturalismus, garniert mit der sogenannten revolutionären Romantik, die dazu da war, jeden Unterschied zwischen Wunsch, Einbildung, offiziellem Bericht und Wirklichkeit prinzipiell zu verschmieren und der bürokratischen Manipulation alle Möglichkeiten freizugeben.

Dieser, aus einer gewissen historischen Distanz gesehen, jähe Absturz ist ohne Frage eine notwendige (?) Frucht der Stalinschen Periode. Um sie jedoch richtig zu verstehen, muß man auf ihre wesentlichen Grundlagen, auf ihre gesellschaftliche Praxis und auf deren Theorie zurückgreifen, was bis jetzt leider sehr selten geschehen ist. Natürlich spielten dabei etwa die großen Prozesse, die darauf folgenden massenhaften Abführungen in die Konzentrationslager eine wichtige Rolle. Das waren aber vor allem doch extreme Erscheinungsformen eines Systems, nicht dieses System selbst. Man konnte also diese Exzesse der Praxis sehr weitgehend liquidieren, ohne die Grundlagen des Systems selbst wirklich aus der Welt zu schaffen.

Wir haben gesehen: Lenin hatte über den im Marxschen Sinne nicht klassischen Charakter der russischen Revolution keinerlei Illusionen. Zu Hause erstrebte er daher, schon in der NEP-Politik, gesellschaftliche Umschaltungen, die diese Zurückgebliebenheit allmählich aufheben oder zumindest in ihren Folgen mildern sollten. In seinen letzten Jahren, schon von seiner Krankheit an der Arbeit gehindert, konnte er aber keinen umfassenden Reformplan mehr entwerfen. Seine permanente Angst vor der Bürokratisierung des Sowjetsystems zeigt aber an, daß er solche Reformen bei Aufrechterhaltung der proletarischen Demokratie durchführen wollte.

Es wäre müßig, heute darüber zu grübeln, wie diese Reformen gewesen wären, ob Lenin imstande gewesen wäre, sie zu verwirklichen. Vor seinen Nachfolgern — sein Testament zeigt, daß er über alle, nicht nur über Stalin, sehr skeptische Anschauungen hatte — stand nun die Aufgabe, so schnell wie möglich die ökonomische Zurückgebliebenheit Rußlands aufzuheben. Diese Aufgabe erhielt am Anfang der dreißiger Jahre ein gewaltig beschleunigendes Motiv: das Aufkommen der Hitler-Bewegung, die Perspektive eines neuen Weltkriegs, das Gebot für den jungen Sowjetstaat, sich gegen den deutschen Militarismus verteidigen zu können, was natürlich eine entwickelte Schwerindustrie voraussetzt. Es kann hier unmöglich unsere Aufgabe sein, eine ökonomisch-soziale, eine historische

Analyse dieser Entwicklung auch nur anzudeuten. Worauf es hier allein ankommen kann, ist, aufzuzeigen, wie jene Methoden, mit denen Stalin diesen Umbau der russischen Wirtschaft vollbrachte, auf die ideologische Entwicklung des Landes, vor allem auf die der Literatur einwirkten.

Da ich mich wiederholt über diese Methoden öffentlich ausgesprochen habe, kann ich jetzt verhältnismäßig kurz zusammenfassen. Vor allem zeigt sich der Gegensatz darin, daß Lenin, sobald der akute Bürgerkrieg im großen ganzen vorbei war, dessen spezifische Methoden aus der Welt zu schaffen und zu normalen Regierungsweisen zurückzukehren versuchte, während Stalin, sobald sich die innerparteiliche Lage nur etwas verschärfte, in einer sozial sonst völlig ruhigen Lage wieder auf die Methoden des Bürgerkriegs zurückgriff, aus ihnen „normale“ Grundlagen der Administration auch unter konsolidierten Verhältnissen machte. Schon damit wird ein notwendiges Übel des Bürgerkriegs, das alles übergreifende Dominieren der Zentralmacht, die Suspendierung jeder Autonomie und Demokratie, in eine permanente Lebensform verwandelt.

Um dies in einem Lande, in welchem der Marxismus die herrschende Weltanschauung war, konsequent durchzuführen, mußte Stalin, bei Beibehaltung der Marx-Leninschen Terminologie, die von ihr gebrauchten Begriffe, ihren Zusammenhang, ihre Hierarchie etc. radikal umkehren. Für Marx und Engels gab es theoretisch-wissenschaftlich festgestellte Prinzipien der gesellschaftlichen Entwicklung. Mit ihrer Hilfe konnte die Partei die großen, dauernden, herrschenden Tendenzen einer Epoche feststellen, wodurch dann die Strategie der kommunistischen Partei und des sozialistischen Staates wissenschaftlich bestimmt werden konnte. Deren Erkenntnis verhalf weiter dazu, innerhalb der sich rasch wandelnden Tagesereignisse zu richtigen taktischen Beschlüssen zu kommen. Die Hierarchie: Prinzip-Strategie-Taktik hat ihre Evidenz natürlicherweise im Übergang von der erhöhteren Stufe zur lebensnäheren, der aber nie einen deduktiven Weg verfolgen durfte, sondern stets als konkrete Analyse der jeweiligen real wirkenden konkreten Tendenzen gedacht war. Stalin kehrte nun diese Hierarchie um. Maßgebend für ihn war stets nur die jeweils fällige taktische Maßnahme. Zu dieser wurde dann in jedem Fall eine ihr zu entsprechen scheinende Strategie und ein eben solches System von Prinzipien „logisch“ hinzukonstruiert, welche sich bei Veränderung der Taktik notwendig mitverändern mußten.

Dieses Aufsaugen von Prinzipien, Perspektiven und Strategie durch die Taktik dient vor allem dazu, jede so entstandene Feststellung oder Entscheidung absolut, inappellabel zu machen. Die theoretisch wie praktisch entscheidend wichtige Frage des Marxismus, wie ein eventuell unvermeidlicher taktischer Schritt prinzipiell und strategisch zu beurteilen sei, fällt gänzlich weg, und damit auch jede echte Selbstkritik der revolutionären Bewegung, die Marx für ihre *diferencia specifica* im Gegensatz zu der bürgerlichen hielt; proletarische Revolutionen, sagte Marx, „kritisieren beständig sich selbst“. Aber Lenin war seither der erste

und letzte, der, wie wir gesehen haben, dies in der Beurteilung des Kriegskommunismus offen praktizierte. Unter Stalin gibt es nur eine, sehr oft mit organisatorischem Druck aufgezwungene Selbstkritik von Individuen, die über solche unfehlbaren Beschlüsse Zweifel zu äußern wagten. Die Marxsche Methode wurde verzerrt und zu einer Methode der brutalen Manipulation erniedrigt.

Das wäre — offen ausgesprochen — ein totaler Bruch mit der Marxschen Methode gewesen. De facto hat Stalin diesen Bruch auch praktisch vollzogen. Er tat es aber in der Form der Bewahrung des orthodoxen Marxismus-Leninismus. Die Aussprüche der Klassiker bewahrten ihre Geltung, ja diese wurde durch offizielle Kanonisierung nur gesteigert, dogmatisiert. Als bestimmende und ordnende Methodik galt aber die soeben dargelegte Vorherrschaft der Taktik. Alldies kam natürlich nicht auf einmal. Zuerst wurde Marx durch Lenin allmählich zurückgedrängt (die von Rjasanow initiierte kritische Gesamtausgabe der Werke von Lenin ist nicht weitergeführt oder gar vollendet worden), später trat auch Lenin neben Stalin in den Hintergrund. Er existierte natürlich, wurde reichlich zitiert, jedoch nur, soweit seine Aussprüche die jeweils aktuell-taktischen Weisungen Stalins zu unterstützen schienen. Die große Umstellung der Marx-Leninschen Methode vollzog sich also bei Aufrechterhaltung ihrer Terminologie, wobei natürlich die methodologische Umstellung den Inhalt aller Kategorien verändert, ihnen zumeist einen bürokratischen, manipulationsmäßigen, abstrakten, starren Sinn gibt.

Für die Literatur bedeutet diese Umwandlung des Marxismus ihre restlose Unterordnung unter die jeweiligen Beschlüsse der Partei (d. h. Stalins). „Schreibt die Wahrheit“, gab er einmal als Rat den Schriftstellern. Aber Wahrheit bedeutete praktisch: Übereinstimmung mit den letzten Beschlüssen des Zentralkomitees. Wir haben früher angedeutet, daß diese ganze methodologische Umstellung nicht auf einmal, sondern schrittweise erfolgte, so daß es, freilich nur gelegentlich, nur episodisch, auch oppositionelle Stimmen gab. So protestierte die tapfere und kluge Essayistin Jelena Ussijewitsch gegen die Auffassung, daß der Wahrheitsgehalt eines jeden Schriftstellers in den Parteibeschlüssen niedergelegt sein müsse. So zeigte sie ein andermal die menschliche Minderwertigkeit der offiziellen politischen Poesie der dreißiger Jahre auf; ihr damaliger Appell an Majakowski ist — freilich unausgesprochen — ein Appell an den menschlich-gesellschaftlichen Gehaltsreichtum der großen Anfangszeit im Gegensatz zur schematisierenden Erniedrigung des Menschen in der Stalinschen Gegenwart. So nahm auch ich, weniger direkt, an diesen Protestversuchen teil. Die Stalinsche Praxis führte dazu, daß zwischen Parteitheorie und dichterischem Ideengehalt ein mechanisches System des notwendigen Zusammenfallens beider, ein direktes Bestimmtheits von diesem durch jene statuiert wurde. Wenn ich dabei, als Interpretation der Balzac-Auslegung von Engels, der Tolstoi-Kritik von Lenin, auf die Kompliziertheit, Widersprüchlichkeit, Ungleichmäßigkeit zwischen der bewußten Weltanschauung eines Schriftstellers und dem Ideengehalt seines Werks

hinwies, so war das auch ein — ebenfalls unausgesprochener — Protest. Natürlich wurden solche Versuche — und diese waren nicht die einzigen — von der überwiegenden Mehrzahl der stalinistischen Kritiker schroff verworfen.

4.

Das Jahr 1956 brachte die Abrechnung mit Stalins Lehre ins Rollen. Auch hier muß festgestellt werden, daß wie die Herrschaft Stalins, so auch der beginnende Kampf gegen seine Methode, letztlich ökonomisch-soziale Gründe hatte. Mit was für Mitteln immer, es ist Stalin gelungen, in der Sowjetunion eine bedeutende Industrie aufzubauen. Krieg und Nachkrieg sind unwiderlegliche praktische Beweise dafür. Das hatte aber auch eine innere soziale Umschichtung zur Folge. Es gab in der Sowjetunion nunmehr eine zahlreiche und vielfach durchgebildete Arbeiterklasse. Und im Gegensatz zu den dreißiger Jahren, als die ökonomischen und technischen Fachleute noch überwiegend aus dem alten Bürgertum stammten und vielfach bewußte Gegner des Sowjetsystems waren, hat die ökonomische Entwicklung jetzt bereits eine breite Spezialistenschicht rein sowjetischen Charakters geschaffen. Einerlei wie man die Stalinschen Methoden der „politischen Kommissare“, der universellen Kontrolle allen gesellschaftlichen Geschehens durch die politische Polizei usw. betrachtet, zur Zeit seines Todes waren diese Methoden von der Entwicklung bereits historisch überholt; sie waren zu Hemmnissen der ökonomischen Entwicklung geworden; man mußte sie eliminieren. Das ist die reale soziale Grundlage, die Chruschtschows Auftreten auf dem XX. Kongreß und die darauf folgende Reformpolitik ins Leben rief. Es ist wiederum nicht hier der Ort, das Auf und Ab dieser Bewegung auch nur andeutend zu schildern. Zusammenfassend kann und muß aber gesagt werden, daß schon Chruschtschow Stalin weitgehend in Stalinscher Manier, mit Stalinschen Methoden kritisiert und korrigiert hat, daß auch seitdem die Stellung zu Stalin ihr methodologisches Vorbild etwa in der Trotzki-Kritik der Stalin-Zeit hat. Von einem Versuch, wirklich historisch, wirklich marxistisch an die Kritik des Stalinschen Lebenswerks heranzutreten, war und ist noch kaum die Rede. Darum entsteht im Lager der Reformfreunde stets eine Nervosität, wenn irgendwo positive Momente von Stalins Tätigkeit hervorgehoben werden; man befürchtet — und fügen wir hinzu: nicht immer grundlos —, daß es sich dabei um Versuchsballons handelt, sich der Stalinschen Praxis wieder anzunähern.

Ideologisch ist dabei das wichtigste, daß die Stalinsche Umbildung der Marx-Leninschen Methodik und damit das Niederhalten, das Hemmen der Weiterbildung des Marxismus im Namen einer „Parteilichkeit“ (wieder im Sinne Stalins und nicht Lenins) weiter bestehen blieb. Ohne auf diese Frage hier wirklich eingehen zu können, muß nur bemerkt werden, daß dadurch zwar einerseits eine echt marxistische Analyse der Wandlungen in der Weltökonomie seit dem

Tod der Klassiker, das Aufdecken der ökonomisch neuen Züge erfolgreich verhindert, daß aber andererseits auch ein Einströmen und eine unkritische Rezeption westlicher „Errungenschaften“ in den Marxismus ermöglicht wurde. Statt Selbstkritik und wirklicher prinzipieller Reform entstand häufig ein Bündnis des konservativ-dogmatischen Bürokratismus mit bestimmten neuesten Parolen des Westens. Man denke etwa an Vorschläge, die untheoretischen, rein bürokratischen Grundlagen der Planwirtschaft nicht durch eine Rückkehr zum wieder rein gemachten, entdogmatisierten, auf echte Tatsachen gestützten Marxismus umzugestalten, sondern durch Ausrüstung des unverändert bewahrten Bürokratismus mit kybernetischen Maschinen zu überwinden etc. Hinter solchen Tendenzen steht der Wunsch einer Annäherung der brutalen Manipulation der Stalin-Zeit an die „feine“ Manipulation des gegenwärtigen Kapitalismus. Und es ist von diesem Standpunkt aus gesehen nur konsequent, wenn Fälle vorkommen, daß der noch bestehende Stalinsche Bürokratismus jeden Avantgardismus freigibt, der Renaissance des Marxismus gegenüber jedoch eine Zensur von gut Stalinscher Strenge aufbewahrt.

Natürlich kann damit die ökonomische Entwicklung doch nicht auf die Dauer aufgehalten werden. Es zeigt sich immer deutlicher, daß der bloße Abbau der absoluten Herrschaft der politischen Polizei, die Ausschaltung der exponiertesten und unbelehrbarsten alten Stalinisten nicht ausreicht, um eine zeitgemäß funktionierende sozialistische Wirtschaft in Gang zu setzen. Die imperative Macht der ökonomischen Tatsachen bringt deshalb an verschiedenen Orten reale Reformbewegungen hervor, die — einerlei vorläufig, auf Grundlage welcher Theorie — die echten Kräfte der ökonomischen Erneuerung freizusetzen bestrebt sind, die deshalb, wenn wirklich durchgefochten, mit der Zeit auch ihre marxistische, theoretische Fundierung ins Leben zu rufen gezwungen sein werden, soweit sie das historisch notwendig Gewordene tatsächlich verwirklichen wollen.

Diese verworrene Fülle von akuten Lebensproblemen bestimmt auch die gegenwärtigen Tendenzen in der Literatur. Für sie ist die vernichtend-gerechte Kritik der Stalinschen Periode ebenso eine Lebensfrage wie für die Ökonomie. Soll der ärarische Naturalismus wirklich überwunden werden, so muß eine gesellschaftlich-menschlich echte, tiefgreifende, universelle Überprüfung der Stalin-Periode einsetzen. Die Unabweisbarkeit einer solchen Thematik ist leicht einzusehen. Will irgendein Schriftsteller Probleme der Gegenwart, heutige Menschen echt gestalten, so muß er schriftstellerisch auch dazu Stellung nehmen, wie sie das geworden sind, was sie gegenwärtig sind. Die Periode ihres Werdens, ihres Geformtseins ist aber gerade die Stalinsche Periode; die Konflikte, an denen die heute lebenden Menschen sich gefestigt haben oder zum inneren Zwiespalt, zur Verkommenheit, zur Erstarrung etc. getrieben wurden, sind eben die Probleme der Stalinschen Periode, freilich nicht in einem abstrakt-soziologischen Sinne, sondern eben, wie konkrete Zeittendenzen auf die Entwicklung eines jeden Individuums positiv oder negativ einzuwirken pflegen. Ohne rücksichtslose

Wahrhaftigkeit in diesen Fragen kann der ärarische Naturalismus nie wirklich vernichtet werden. Welche formalen Wege die Literatur dazu einschlagen wird, kann erst die Praxis begabter und ehrlicher Schriftsteller zeigen. Es muß nur verstanden werden, daß es dabei um Stellungnahmen zu Lebensalternativen geht, nicht bloß um die Wahl zwischen wirksamen Ausdrucksformen. Es ist nämlich durchaus möglich, mit inneren Monologen, Zeitblenden und dem Kult des Absurden eine Apologie der Stalin-Zeit zu schreiben, so wie es schon in den dreißiger Jahren Werke gab, die die „neue Sachlichkeit“, die Montage und andere Modeströmungen in den Dienst der damals offiziellen Literatur gestellt haben. Ansätze zu einem echten neuen Aufschwung sind zweifellos da. So in manchen Gedichten, die neuerdings in den sozialistischen Ländern entstanden sind, so auch in der Prosadichtung, vor allem in der Novelle. Ich habe bereits vor Jahren auf die große Bedeutung Solshenizyns hingewiesen, gerade weil er mutig und begabt an das Zentralproblem der Periode heranging: wie die Menschen im Kampf mit dem Stalinschen Alltag — die Konzentrationslager gehören dazu, ohne das alleinige Schlachtfeld zu sein — die Substanz ihres Menschseins zu erproben, zu bewahren vermochten, wie sie in diesen Kämpfen entwickelt oder zerstört und verdorben wurden. Von der Seite der Bürokratie wird gegen eine solche Einschätzung der Lage der Vorwurf erhoben: man solle nicht in der Vergangenheit „wühlen“, man solle sich vielmehr den Fragen der Gegenwart zuwenden. Dagegen ist vor allem zu sagen, daß gerade hier die Probleme der Gegenwart liegen. Natürlich kann man in einer offiziellen Autobiographie, die für die Personalabteilung irgendeines Amtes geschrieben wird, die eigene Vergangenheit so manipulieren, daß sie für die betreffende Behörde schmackhaft wird — in der Wirklichkeit ist das Heute eines jeden von uns sehr weitgehend von dem Verhalten bestimmt, das wir den Ereignissen der Stalin-Zeit gegenüber eingenommen haben. Das eine ist ohne das andere literarisch authentisch und hochwertig nicht darstellbar. Was wäre aus Shakespeares Dramatik geworden, wenn er nicht in der Vergangenheit der Rosenkriege „gewühlt“ hätte? Solshenizyn und seine Mitstreiter sind auf diese Weise vorbildliche Vorläufer (vielleicht einst auch Erfüller) eines neuen Aufschwungs des sozialistischen Realismus. Man muß beim Einschätzen neu ansetzender Tendenzen sehr vorsichtig sein. Auch hier kann man vorerst nur Negatives feststellen: das jetzt versprechend Entstehende hat stilistisch sehr wenig mit der bedeutenden Literatur gemein, die der Oktober unmittelbar ausgelöst hat; freilich noch weniger mit den herrschenden literarischen Richtungen des Westens. Das zeigt, daß hier wirklich etwas wesentlich Neues im Entstehen begriffen ist. Es sind die Anfänge einer neuen Kunst, die zur Befriedigung neuer Volksbedürfnisse entsteht; ihre Formen werden organisch aus dem Gehalt jenes sozialen Auftrags herausgebildet, dem sie ihre Existenz als originär neue Erscheinungen verdanken. Eingehend kann über diese ästhetischen Probleme erst gesprochen werden, wenn diese neue Kunst sich bereits einigermaßen entfaltet hat. Dann erst — post festum — wird es sich

zeigen, ob es Fäden gibt, die sie mit der ersten Periode verknüpfen, und wie diese Verbindungen beschaffen sind. Jetzt kann man nur — mit Freude und Hoffnung — ihre Existenz feststellen und begrüßen.

5.

Krise und Suchen nach dem Ausweg beschränkt sich heute keineswegs auf das Gebiet des Sozialismus. Im Westen sehen wir heute vielfach den Zusammenbruch von falschen Weltbildern, die lange Zeit als fest fundierte Wahrheit gehegt wurden. Man sagt heute oft: der kalte Krieg näherte sich seinem Ende. Was sich dahinter wirklich verbirgt, ist jedoch viel mehr als ein bloßer taktischer Wandel in der Außenpolitik. Für die USA ist der Traum einer Weltgeltung des „american way of life“ zusammengebrochen; für England der von der „Commonwealth“ als Weltmächtersatz; für die Bundesrepublik der des „roll back“ als Grundlage für die Wiederherstellung der alten Militärvormacht in Europa usw. usw. Wenn man noch dazu nimmt, daß alle Kolonialreiche in dieser Periode zusammengebrochen sind, daß die als permanente ökonomische Daseinsweise gedachten „Wirtschaftswunder“ sich als bereits beendete Rekonstruktionsperioden erwiesen haben (ich stütze mich in der letzten Frage auf die Forschungen von F. Jánossy); wenn man bedenkt, daß die menschliche Problematik der scheinbar so perfekten Konsumgesellschaft sich immer deutlicher zeigt, so sind mehr als genug ökonomische, soziale, politische Grundlagen für eine allgemeine ideologische Krise vorhanden.

Auch hier muß vor allem von Literatur die Rede sein. W. Jens, den wir bereits als Zeugen für die Wirkungen der Oktoberrevolution zitierten, sagt über die Enttäuschung der deutschen (und nicht nur der deutschen) Intelligenz, die von den Ereignissen der dreißiger Jahre ausgelöst wurde: „Die Intelligenz wurde, nun für immer, heimatlos“. Daß diese Heimatlosigkeit in der Periode der kapitalistisch-imperialistischen Illusionen — bei aller zu Schau getragenen Skepsis und Schwarzsicht — sich im wesentlichen als Selbstgefälligkeit äußerte, tut jetzt wenig zur Sache. Die hohlen Ideale von 1945, die reaktionären Utopien aus der Zeit des kalten Krieges befinden sich nunmehr im Prozeß der Auflösung. Ich hebe jetzt nur ein, freilich wichtiges, Symptom dieser Krise hervor. Jahrzehntlang war es große Mode in der fortgeschrittenen Intelligenz des Westens, den Marxismus als eine längst überlebte Ideologie des auch sonst beiseite geschobenen 19. Jahrhunderts tief zu verachten. Jetzt treibt die ideologische Krise immer mehr Intellektuelle in die Richtung, gerade im Marxismus den Schlüssel zur Lösung jener Probleme zu erblicken, auf die das „fortgeschrittenste“ bürgerliche Denken keine Antwort zu finden vermochte.

Daß damit die Stellungnahme auch zum Sozialismus als Perspektive sich allmählich ändern muß, versteht sich von selbst. Gerade hier hängt jedoch die reale

Entwicklung in den sozialistischen Ländern mit der Anziehungskraft des Sozialismus als Perspektive für die Intelligenz des kapitalistischen Westens aufs engste zusammen. Die Faszination des Oktober und seiner unmittelbaren Folgen war, daß in ihnen ein Komplex von Antworten sichtbar wurde, die diese Intelligenz, aus gesellschaftlichen Gründen, mit eigenen Denkmitteln kaum bis zu Fragestellungen klären konnte. Die dogmatische Enge, Starrheit, der grob vulgarisierende Charakter dessen, was man in der Stalin-Zeit Marxismus zu nennen pflegte, konnte naturgemäß weder derartige Wirkungen ausüben, noch die antimarxistische Welle im westlichen Denken aufhalten. Für das beginnende Interesse, für die wachsende Sympathie, die dem Marxismus jetzt im Westen zuteil zu werden beginnt, ist es also von entscheidender Bedeutung, wie die Kommunisten an der Renaissance des Marxismus teilnehmen werden. Vorläufig ist die Lage höchst verworren. An einem Pol sind die Traditionen der Stalinschen Periode noch stark verwurzelt, am anderen Pol entsteht nicht selten die Neigung, den Vorurteilen und Verworrenheiten aller Gesprächspartner allzu weit, bis zum Aufgeben grundlegender Prinzipien des Marxismus entgegenzukommen. Letztthin entscheidend ist aber, was sich selbstredend ohne eine echte Renaissance des Marxismus nie vollständig verwirklichen kann: die Antwort erteilende Wucht des Lebens selbst im Sozialismus. So ausschlaggebend für die innere Welt des Sozialismus die Reform der Ökonomie auch sein mag, die bloße Erhöhung der Produktion, des Lebensniveaus wird nie instande sein, diese Anziehungskraft auf den Westen auszuüben. (Das war eine der Illusionen Chruschtschows.) Heute erscheint also dieser höchste Hoffnungen erweckende Prozeß noch in einem weitgehend verworrenen Stadium. Als Marxist kann man aber mit gutem theoretischen Gewissen die so notwendige gedankliche Klärung auf Grundlage der Reform des gesellschaftlichen Lebens, der Ökonomie in der Welt des Sozialismus, als Perspektive erwarten.

Aus solchen Gründen kann heute der gesellschaftlich-menschliche Problemkreis des Oktober keine extensive oder intensive Wirkung auf die westliche Literatur ausüben. Wie immer entscheiden die Lebensprobleme der Gegenwart darüber, was Schriftsteller oder Leser als lebendige, als beispielgebende Vergangenheit zu erleben instande sind. Und die westliche Literatur ist dazu noch auch mit ihrer eigenen Gegenwart, mit ihrer eigenen unmittelbaren Vergangenheit lange nicht fertig geworden. Die Diskrepanz zeigt sich deutlich darin, daß noch heute die unmittelbar menschlichen Dokumente des Widerstandes gegen den Faschismus — man denke an die letzten Briefe der hingerichteten Antifaschisten, an die Kerkerzeichnungen Fučiks — von ihren Gestaltungen nur in seltenen Ausnahmefällen erreicht worden sind. Es gibt natürlich nicht unwichtige Anläufe dazu, so einzelne Novellen von Vercors, so „Billard um halb zehn“ von Böll, so den „Stellvertreter“ von Hochhuth, so die letzten Dramen von Peter Weiß. Aber nur Jorge Sempruns „Große Reise“ erhebt sich ganz in die Nähe der wirklichen Lebensvorbilder.

In dieser Lage spiegelt sich der Unwille des Westens, mit der faschistischen Vergangenheit wirklich abzurechnen. Daß die öffentliche Meinung der Bundesrepublik die Frage des Hitlerismus auf die Judenverfolgung zu beschränken versucht, zeigt dieses Ausweichen am plastischsten: Kriegsanleihen an Israel ergeben eine höchst komfortable „Katharsis“ und machen zu Hause alte Nazis als führende Politiker möglich, erlauben wieder eine — freilich von verbalen Vorbehalten verdeckte — ideologische Schmutzkonkurrenz mit den extrem rechten Erben der deutschen Reaktion. Aber auch in anderen Ländern fehlt die entschiedene Abrechnung damit, daß erst ihre Duldung es Hitler ermöglichte, zu einer Bedrohung der ganzen menschlichen Zivilisation emporzuwachsen. Auch auf die damit zusammenhängenden Fragen einzugehen würde den Rahmen dieser Betrachtungen sprengen. Es sollte nur angedeutet werden, daß es an unserer Gegenwart liegt, wenn die Ausstrahlungen des Oktober heute nicht als lebendige Vergangenheit der Menschheit wirken können.

Eine solche neue „Gegenwart“ ist noch in weiten Fernen. Man darf freilich den Explosionsstoff, der in einzelnen, einsamen, persönlichen Revolten latent oder eruptiv aufgespeichert war und ist, keineswegs unterschätzen. Wir sprechen dabei natürlich nicht von jenem nonkonformistischem Konformismus, der die elementare Unzufriedenheit der Menschen zu einer selbstgefälligen, selbstzufriedenen, auch innerlich passiven Verzweiflung sublimiert, der für das geistig exklusive Publikum einen Prestigekonsum der eigenen Entfremdung liefert. Es hat immer wieder auch Entgegengesetztes gegeben, so den späten O'Neill, so den Abschluß von Thomas Wolfes Laufbahn, so Elsa Morantes „Lüge und Zauberei“, so Styron und noch einiges ander mehr. Diese Revolten haben deshalb eine so große gesellschaftliche wie künstlerische Bedeutung, weil in ihnen überall, als individuell gestaltete Taten von Einzelmenschen, das Ansich ihrer Gesellschaftlichkeit implicite doch vorhanden ist. Es wäre eine wichtige und schöne Aufgabe des erwachsenen Marxismus, dieses Ansich klar, allgemein gültig und weitwirkend vereint zu einem Füruns zu machen. Damit wäre ein Entwicklungsweg gebnet, dieses Ansichsein der Revolte gegen die Entfremdung in der manipulierten Welt zu ihrem eigenen Fürsichsein zu erheben.

Die Formen der menschlichen Entfremdung im Westen sind so beschaffen, daß für den Willen der Menschen, aus ihrem Zauberkreis herauszubrechen, gerade Literatur und Kunst bedeutsame Impulse geben könnten. Die Bewußtheit über sich selbst, über die eigene Lage, über die eigenen Möglichkeiten impliziert dann das Selbstbewußtsein des Menschen über sich selbst, aber gerade als zugleich aktiv-selbsttätiges und unaufhebbar gesellschaftliches Wesen. Er ist — objektiv — nicht in eine entfremdete Welt „geworfen“, sondern lebt in einer, wenn auch noch so feindseligen Welt, deren Sein aber doch vom Sein seiner eigenen Innerlichkeit nie getrennt werden kann. So ist der Mensch an seiner eigenen Entfremdung in bestimmter Weise mitschuldig, weshalb auch die Ablehnung seiner Umwelt immer ebenso eine praktisch gerichtete Selbstkritik miteinbegreift, wie auch

eine Kritik der objektiven gesellschaftlichen Wirklichkeit. Das bloß subjektiv bleibende, bloß gefühlsmäßige Ablehnen der Entfremdung gleitet deshalb so oft in eine, nur formell vorbehaltvolle Anpassung an diese herab, weil es vor dieser realen Dialektik von Subjekt und Objekt ausweicht. Die bewußt praktisch gewordene Dialektik der gedoppelten, ineinander verschlungenen Verneinungen gibt erst der menschlichen Substanz eine Widerstandskraft, drängt sie vom bloßen unmittelbaren Ansich zur Selbsterkenntnis des Fürsich.

Diese Problemformen sind den spezifischen Bestimmungen des heutigen gesellschaftlichen Seins entsprungen. Ihre direkte Verbundenheit mit dem vom Oktober in die Welt geschleuderten Frage-Antwort-Komplex ist deshalb sehr lose, äußerst weitläufig und vieldeutig. Sie ist aber doch real vorhanden. Und wenn die Renaissance des Marxismus Schaffende und Leser einer solchen Bewußtheit, Selbstbewußtheit zulenkt, schlägt sie objektiv eine Brücke zwischen dem Oktober und der besten Literatur des Heute und des Morgen.

Elvira Högemann-Ledwohn Fragen an Georg Lukács

Ein Diskussionsbeitrag

„Auch in der Philosophie wird nicht über Gesinnungen, sondern über Taten — über objektivierten Gedankenausdruck, über dessen historisch notwendige Wirksamkeit — abgestimmt. Jeder Denker ist in diesem Sinn für den objektiven Gehalt seines Philosophierens vor der Geschichte verantwortlich.“ (G. Lukács, Die Zerstörung der Vernunft. Vorwort.)

Es ist in der Bundesrepublik nicht ganz leicht, sich über den Sozialismus zu orientieren; der dazugehörigen Klärung der gesellschaftlichen, philosophischen und politischen Probleme liegen bei uns heute noch größere Hindernisse im Weg als die, die Brechts Ziffel mit dem Stoßseufzer bedachte, eine komplette marxistische Ausbildung würde ihn schätzungsweise 40 000 Goldmark kosten, ganz abgesehen von den wirtschaftlichen Nachteilen, die man nach der Aneignung des Marxismus in Kauf nehmen müsse. Mit dem Antikommunismus als der herrschenden Ideologie, die Politik und Erziehungswesen prägt, mit der Bestrafung der kommunistischen Organisation und der offiziellen Aufgabe auch letzter Reste sozialistischen Gedankengutes durch die SPD sind die heutigen Hauptschwierigkeiten gekennzeichnet. Die Lektüre der marxistischen Klassiker, wie überhaupt greifbarer Beiträge zur sozialistischen Theorie haben in dieser Situation besondere Bedeutung. Jemanden, zu dessen „Bildungsgang“ die bewunderungswürdige Arbeit über die „Zerstörung der Vernunft“ ebenso gehört wie die Auseinandersetzung mit Ihren Beiträgen zur Realismuskritik, der Interpretation der deutschen Klassik und des bürgerlichen kritischen Realismus, fordert Ihr Beitrag „Der große Oktober 1917 und die heutige Literatur“ zu Fragen, Zweifeln und Einwänden heraus. Entsprechend meinem Gegenstand werde ich dabei weniger von Literatur, als von Politik und Theorie zu reden haben. Lenin ist der erste und hervorragende Gegenstand Ihrer Bewunderung, die sie mit anderen Sozialisten teilen, befremdend aber wirkt doch, in welcher Weise dem führenden Politiker und Theoretiker der Oktoberrevolution Ihre Bewunderung zuteil wird: Er erscheint schlechtweg genial, vergrößert durch seine außergewöhnlichen Tugenden und geradezu entrückt in dieser Größe. Solch persona-

listische Betrachtung steht dem traditionellen, irrational eingefärbten Geniebegriff nicht mehr ganz fern. Am deutlichsten ist das zu sehen, wo Sie Lenins führende Rolle bei der siegreichen russischen „im Sinne des strikten Marxismus irregulären sozialen Revolution“ herausheben und fortfahren: „Die Geschichte rechtfertigte ihn“. Hier kommt ein geheimnisvolles Moment in den geschichtlichen Ablauf, es ermöglicht das gewissermaßen atemlose Aufschauen zu einer großen Persönlichkeit in einer großen geschichtlichen Situation. Das Geheimnis könnte ganz leicht entschleiert werden: Als schöpferischer Marxist hatte Lenin schon vor der Revolution die Entwicklung des zeitgenössischen Kapitalismus untersucht und war zu dem Schluß gekommen, daß im Zeitalter des Imperialismus mit den anwachsenden staatlichen Bürokratien und anderen Kennzeichen, die den Staat des liberalistischen Kapitalismus von seinem als Unterdrückungsapparat entwickelten Nachfolger unterscheiden, die Macht des Imperialismus zuerst „an der schwächsten Stelle der Kette“ gebrochen werden kann. Bei Weglassen der ökonomischen Analyse gewinnt das Handeln Lenins eher abenteuerliche Züge. Zu seiner vergrößerten Erscheinung in Ihrem Artikel gehört außerdem, daß er nicht inmitten einer Gemeinschaft von Handelnden gesehen wird, im Hinblick auf seine Bedeutung für sie, für die Partei im engeren Sinne, für das in der Revolution kämpfende und am Aufbau des Landes arbeitende Volk im weiteren. Diese seine Bedeutung wird mystifiziert zu rein persönlichen Eigenschaften: „Gerade weil das Widersprüchliche . . . bloß seine Allseitigkeit . . . ausdrückt, mußte dieser Charakter der Revolution von 1917, der Charakter des geistigen Zentrums, der Lenins, so unwiderstehlich faszinierend . . . wirken.“ Unter einer ähnlich entrückten Betrachtungsweise leidet der Hinweis auf Lenins nichtdogmatischen Umgang mit der marxistischen Theorie: Wenn da die Kautskyanische Denkmalpflege am Marxismus, die mit politischer Erstarrung und dem Sichabfinden mit der bürgerlichen Gesellschaft einherging, wenn also das ideologische Glasperlenspiel integrierter Opportunisten in einem Atemzug mit dem Dogmatismus der Stalinzeit genannt wird, fällt das — marxistische — Unterscheidungsmerkmal heraus: die gesellschaftliche Praxis, die über den historischen Stellenwert beider Ideologien entscheidet. Solche inhaltsleeren Analogien erleichtern nicht das Verständnis für den höchst widersprüchlichen Charakter der Aufbauphase der dreißiger und vierziger Jahre in der Sowjetunion. Man kann sicher die Dialektik von Parteidisziplin und Demokratie in der sehr abstrakten Formel vom Widerspruch in seiner Einheit zusammenraffen, es ist aber gerade für den angesprochenen heutigen Leser nichts erklärt, wenn man den Gedanken mit dem — abermals personalistischen — Hinweis auf die „Leninsche Einheit“ dieses Widerspruchs erledigt. Wieder bleibt die Führerpersönlichkeit einsam in ihrer Größe stehen, wo es darum ginge, zu zeigen, daß die kommunistische Partei nach ihren eigenen Ansprüchen fähig sein müßte, als gesellschaftliche Avantgarde den Prozeß der praktischen Verwirklichung der sozialistischen Demokratie zu leiten. Denn gerade eine sozialistische Gesellschaft — und auch

eine Gesellschaft auf dem Wege dahin — steht nicht strukturlos ihren mehr oder — wie die Geschichte gezeigt hat — auch minder genialen Führern gegenüber. Lenin hat über Wichtigkeit und konkrete Funktion der gesellschaftlichen Organe viel gedacht und geschrieben, er hat insbesondere die Schlüsselrolle gesehen, die der Avantgarde in der weiteren Entwicklung zum Sozialismus zufällt. Seine Bedeutung zeichnet sich nicht zuletzt darin ab, daß er in der Praxis und in der Verbindung damit in der Theorie Maßstäbe gesetzt hat für das rationale und selbstkritische Funktionieren von Partei und Staat auf allen Ebenen. Diese Maßstäbe waren schon Praxis und damit nicht mehr nur Eigentum eines genialen Einzelnen. Erst wenn man die Praxis der Staatsorgane wie der Partei wenigstens knapp in die Überlegungen einbezieht, kann man zu einer im Wesen treffenden Interpretation der Geschichte der UdSSR kommen; das Gegeneinandersetzen der individuellen Qualitäten zweier ihrer bedeutendsten Staatsmänner reicht dazu nicht aus.

Zu untersuchen, welche Anregung, welchen weltweiten Umbruch die Oktoberrevolution für die Literatur darstellte, wäre ein faszinierendes Thema. Faszinierend schon deshalb, weil man in den zahlreichen Einzelschicksalen bedeutender Künstler, in der Entwicklung ganzer Gattungen und Themenkomplexe den Prozeß verfolgen könnte, wie die Literatur nach einer großen gesellschaftlichen Umwälzung ihre Funktion neu bestimmt. Diese Entwicklung unterscheidet das Schicksal der Literatur in dem ersten sozialistischen Land von den Literaturen anderer Länder; zwar wurde mit der Revolution für einzelne Künstler auch hier die Frage nach ihrer gesellschaftlichen Rolle aktualisiert, sie stellte sich jedoch bei weitem nicht so radikal, praktisch und umfassend wie in der Sowjetunion selbst. In der vorigen Nummer dieser Zeitschrift ist anhand der literarischen Manifeste und der Aktivität der verschiedenen literarischen Gruppen innerhalb der frühen sowjetischen Kulturpolitik gezeigt worden, wie die Fragestellung nach dem Gesicht der neuen Literatur im Sozialismus innerhalb der sowjetischen Literatur selbst gewachsen ist. Sie hat sich durch die vielen Negationen entwickelt, die in diesen frühen Jahren der Sowjetunion durchgespielt wurden. — Sie gehen in Ihrem Artikel nur kurz auf einzelne große Beispiele der Literatur ein, die durch die Revolution hervorgebracht wurden. Allerdings sollen sie Beispiele für die gesamte Literatur und das Neue in ihr sein. Vielleicht hat die Blickrichtung ausschließlich auf den Roman dazu beigetragen, daß das Problem der neuen und von Grund auf gewandelten Beziehung zwischen Autor und Leser dabei von Ihnen nicht berührt wird.

In dem Fragen und Experimentieren der Gattungen, die unmittelbar ein gesellschaftliches Auditorium haben — das Drama, der Film, in jenen Jahren übrigens auch die Versdichtung — spiegelte sich damals in immer neuer Weise das Problem des neuartigen, den gesellschaftlichen Verhältnissen angemessenen Austauschs mit dem Publikum. Diese Frage bei der Einschätzung jener Literatur-epoche zu vernachlässigen, entspricht der traditionellen Literaturbetrachtung, die

in den westlichen Ländern, vor allem an den Universitäten, vorherrscht. Daß es sich aber um eine zentrale Frage handelt, geht schon aus dem Selbstverständnis und Programm der Revolution hervor: Da die sozialistische Gesellschaft sich, gestützt auf ihre ökonomischen Grundverhältnisse, an die Aufgabe begeben kann, den Anspruch sozialer Gleichheit radikal zu verwirklichen, fällt damit auch zum erstenmal in der Geschichte das den oberen Klassen vorbehaltene Privileg der Teilhabe an und der führenden Rolle in der Kultur. Zum erstenmal kann damit die Kunst ein universales Publikum haben. Viele der russischen Intellektuellen, die sich auf die Seite der Revolution gestellt hatten, fühlten sich gerade von diesem Gedanken angezogen: Es wurde versucht, in einer Art Volkshochschulkursen in kürzester Zeit den jahrhunderttiefen Graben zwischen der Kultur der Oberen und der der Unteren zuzuschütten — nicht nur, indem Verständnis erweckt werden sollte für die Besonderheiten der Literatur, sondern auch, indem man quasi im Schnellverfahren Dichter und andere Künstler aus den unteren Schichten auszubilden suchte. Mit oberflächlichen Aktivitäten war aber wenig auszurichten: die wirklichen Fragen der neuen Zeit an die Literatur und an die Kultur waren viel komplexer, die auf der Tagesordnung stehenden Änderungen tiefgreifender. Ein echter Schritt in die Zukunft war es, das Publikum der akustisch und optisch auffaßbaren Künste ohne weitere Umstände radikal zu vergrößern. Aus den frühesten Zeiten der Sowjetunion datiert die Tradition, Lyrik vor riesigen Auditorien, in Sälen oder Fabrikhallen, zu lesen.

Das neue Publikum — nicht nur geduldet, sondern seine vollen Rechte beanspruchend, und im allgemeinen von vielen Künstlern selbst gebeten, sie zu beanspruchen — meldete für die Künste neue Probleme an, die mit seinem legitimen Anspruch zusammenhingen, sich selbst in den Produkten der Kunst wiederzufinden. Daraus entsteht Bewegung an mehreren Punkten, die hier nicht alle genannt werden können. Ein umfassender Bildungsprozeß wird in Gang gesetzt, damit das Publikum seinerseits lernt, mit der Kultur, auch der ererbten, umzugehen. Das kann nur in einem längeren Zeitraum erreicht werden, und die Beiseitigung des Analphabetentums bedeutet nur den allerersten Schritt auf diesem Weg. Sofort und unaufschiebbar muß der Künstler, will er vor seiner gesellschaftlichen Rolle nicht kapitulieren, sich auf die Suche nach seinem neuen Standort in der Gesellschaft begeben und dabei die Entwicklung des Publikums vorausschauend mitdenken.

Am Beispiel Majakovskijs kann man die spannungsvolle Radikalität dieser Problematik deutlich ablesen. Schon in den frühen Dichtungen (z. B. „Vojna i mir“) wird die Suche nach dem die Revolution bringenden und erhoffenden Publikum thematisch. Nach der Revolution hat Majakovskij dann experimentiert, wie er mit dem neuen Publikum in einen direkten Austausch treten kann: in den agitki, den Agitationsversen unter Plakaten zu aktuellen politischen Ereignissen, in Gedichten über politische Themen, in seinen gezielt aktuellen satirischen Stücken. Die komplizierte und exklusive innere Struktur seiner frühen

Versichtungen wurde einer harten Revision unterworfen: In „150 Millionen“ beschreitet er den Weg der völligen Entpersönlichung der Fabel und des Helden. Der „russische Ivan“, der die Revolution gemacht hat, rauft sich nun mit dem amerikanischen Kapital herum. Die Naivität dieses Verfahrens stieß die politisch Fortgeschrittensten unter Majakovskijs Publikum ab; Lenin fand in dem Gedicht „einen besonderen Aspekt des Kommunismus — den Halbstarkenkommunismus“. In „Pro eto“ entwickelt Majakovskij die Thematik seines individualisierten und hochkomplizierten lyrischen Ichs noch einmal in aller Breite, im Kontext des zeitgenössischen NOP-Spießertums, alle Beschränkungen ausmessend, die seine individuellen Leiden ausmachen, keine Lösung für seine Fabel findend als den Tod und seine Hoffnung nur setzend auf das „dreißigste Jahrhundert“, in dem auch der Held, wiederaufgeweckt, „das Seine zu Ende leben“ könne. Nicht nur die Begeisterung für die Revolution, auch die Einsicht, daß die ganz spezifischen Bedrückungen seines lyrischen Ichs unter den nachrevolutionären Bedingungen noch lange Zeit nicht aufgehoben werden können, läßt ihn in den großen Dichtungen nun das individuelle Thema meiden. Gerade das unterscheidet ihn von den romantischen Dichtern nach der bürgerlichen Revolution. Wenn da das uneingelöste Versprechen der bürgerlichen Gesellschaft auf eine freie Entfaltung des Individuums thematisch in der Zerfallenheit des Individuums mit der Welt hervortritt, so geschieht das vor dem Hintergrund der damaligen gesellschaftlichen Situation der Literatur. Die bürgerlich-humanistisch gebildete Intelligenz sprach zu ihresgleichen und artikulierte die menschlich-gesellschaftlichen Probleme der mit gleichen Ansprüchen und Maßstäben Herangewachsenen, d. h. ihres damaligen natürlichen Publikums. Genau dieser gesellschaftliche Hintergrund besteht aber jetzt nicht mehr. „Dem eigenen Lied auf die Kehle tretend“, wie er es später ausdrückt, versucht Majakovskij mit seinen Dichtungen das gesamte neue Publikum zu erreichen. Sie werden bewußt auf den politischen Bereich konzentriert, die Leiden des jungen Majakovskij ausgespart. Das Lenin-Poem und „Gut und schön“ sind so nicht nur im Thema echte Antithesen zu den frühen Poemen, sondern auch in ihrer formalen Beschränkung ein Gegensatz zum verwirrenden Formenreichtum der frühen Werke. Das Bemühen um Verständlichkeit bringt ein deutlich publizistisches Element in die Dichtung, wie z. B. den Versuch einer Marx-Popularisierung im Lenin-Poem. Majakovskij nahm sich 1930 das Leben. Damit bleibt seine Suche nach der lebendigen Funktion des Dichters im Sozialismus fragmentarisch — nicht nur wegen der unabgeschlossenen neuen Versuche wie dem Poem „Schlecht“ und der „Universalen Antwort“, die er an seine Hörer zu schreiben gedachte. Daß aber der „menschlich-gesellschaftliche Reichtum der großen Anfangszeit“ von Majakovskij aufgegeben wurde, weil er die Frage ernstnahm, ob ihm die Zeitergebnisse gestatteten, sein „Leben so weiterzuleben wie bisher“, liegt in seiner bewußten Stellungnahme für die Revolution begründet. Es ist daher schwer zu verstehen, in welchem Sinn die von Ihnen zitierte Kritikerin Ussievič mit ihrem

Appell an Majakovskij „gegen die menschliche Minderwertigkeit der offiziellen politischen Poesie der dreißiger Jahre“ zu Felde zog. Scheinbar soll hier doch der frühe Majakovskij dem späten beispielhaft entgegengehalten werden; die Konsequenz seiner künstlerischen Entwicklung, die für seine historische Bewußtheit spricht, ist in diesem Falle dann nicht mitgedacht worden. Majakovskijs freiwilliger Tod zeigt, unter welchen Schwierigkeiten eine solche Entwicklung auch unter den Bedingungen der sowjetischen Gesellschaft zu leiden hatte, die noch frei vom Terror waren, und es steht ganz außer Zweifel, daß die nachfolgende Zeit mit ihren ungerechtfertigten Beschränkungen und den Deformationen der staatlichen Machtausübung die Entwicklung der gesamten sozialistischen Literatur und Kunst behindert hat. Es wäre einer genaueren Betrachtung wert, wie auch unter diesen Umständen dennoch die echte, notwendige Auseinandersetzung der Künstler mit den selbsterarbeiteten Prinzipien des sozialistischen Realismus weiterging. Sie selbst deuten an, daß diese Auseinandersetzung trotz allem nicht unfruchtbar gewesen ist, wenn Sie auf die in jener Zeit entstandenen großen Werke der Literatur hinweisen.

Wie unsicher aber ein heutiges Urteil über die Diskussionen in der damaligen Situation der sozialistischen Künstler und Intellektuellen sein kann, habe ich selbst bei der Lektüre Ihres Artikels erfahren. Aus Ihren Essays, die in den dreißiger Jahren geschrieben wurden, konnte man entnehmen, Sie wollten Beiträge leisten zur Diskussion über den sozialistischen Realismus, dessen Grundprinzipien Sie akzeptierten. Jedenfalls ist in dem Fundament Ihrer theoretischen Anschauungen kein Widerspruch zu jenen zu entdecken: die Forderung nach Totalität der gestalteten Welt, nach gesellschaftlicher Typisierung und individueller Rundung der Gestalten, nach dem Widerschein der historischen Tendenz im Kunstwerk, wie dies schon im Prinzip von den bürgerlichen Realisten, besonders im Roman, entwickelt worden ist — all das scheint Sie zu einem Mitstreiter zu machen, der von einem immanenten Standpunkt aus diskutiert. Der Briefwechsel mit Anna Seghers und auch der Aufsatz über die intellektuelle Physiognomie der Gestalten, in dem Sie auch die vielfältigen intellektuellen Physiognomien verschiedener Führer der Arbeiterbewegung zitieren, sind für sich eigentlich nur zu verstehen als Vertiefung, mitunter sogar Reinerhaltung der ganz unbestritten grundlegenden Fragestellung. Deswegen wirkt es leicht irritierend, wenn Sie heute Ihre damaligen Diskussionsbeiträge als „Protestversuche“ gegen den als ärarischen Naturalismus bezeichneten sozialistischen Realismus interpretieren. Ist das so zu verstehen, daß Sie die Gemeinsamkeit der grundlegenden Fragestellung heute nicht mehr sehen? Leider muß ich Sie fragen, weil ich es aus Ihrem Artikel nicht erkennen kann, von welcher Position aus interpretieren Sie dann heute?

Es scheint mir der damaligen Situation nicht gerecht zu werden, so sehr sie auch charakterisiert war durch administrative „Lösungen“ kulturpolitischer Probleme, durch die Grobschlächtigkeit offiziöser und offizieller Verlautbarungen, wenn Sie einfach der als unanfechtbares Axiom hingestellten Meinung, daß „der Wahr-

heitsgehalt eines jeden Schriftstellers in den Parteibeschlüssen niedergelegt sein müsse“, praktisch sogar in den „letzten Beschlüssen des Zentralkomitees“ die „gelegentliche(n) nur episodisch(en) oppositionell(en) Stimmen“ gegenüberstellen. Ob sich die damalige Auseinandersetzung auch innerhalb der Sowjetunion wirklich auf ein solch vereinfachtes Schema reduzieren läßt? Dann müßten Sie fast alles, was in der russischen Literaturwissenschaft einen Namen hat (von den Künstlern selbst ganz zu schweigen), von Tomaševskij zu Cukovskij, Gukovskij und Vinogradov unter die episodischen Stimmen zählen. Wurde nicht in Wirklichkeit die Auseinandersetzung gerade dadurch kompliziert, daß die Beteiligten auf einer gemeinsamen geistigen Grundlage diskutierten, wobei die Fronten der Meinungen nicht so einfach in „offizielle“ und „protestierende“ zu scheiden sind? Zusätzlich wurde diese Situation noch dadurch kompliziert, daß Organe des Staates sich über die gemeinsame Grundlage hinwegsetzen, die Diskussion durch Administration ersetzen und die Situation des einzelnen willkürlich tragisch zu spitzen konnten.

Schließlich aber gehören zur Situation der Literatur und des gesamten geistigen Lebens dieser Jahre auch so gewichtige Tatsachen wie die Weiterführung der Massenbildung, wobei man gerade damals damit beginnen konnte, Kulturgüter in breitem Maßstab unter Volk zu bringen. Es gehörte dazu das Reifen des gesellschaftlichen Bewußtseins bei den sowjetischen Bürgern, das sie fähig machte, in einer riesigen moralischen Kraftanstrengung den Faschismus zu besiegen. Bei einer gerechten Beurteilung der Literatur der Stalinzeit müßte, denke ich, davon ausgegangen werden, daß sich die Kultur weiter auf einer breiten, dem Inhalt nach sozialistischen geistig-moralischen Basis entwickelte, daß diese unbestrittene gemeinsame Grundlage zusammen mit den sozialistischen Grundlagen der Gesellschaft selbst weiterbestand und nicht aufhörte, ihre Eigengesetzlichkeit zu entfalten.

Nach Ihrer Einschätzung des Stalinismus würde ich noch zwei Dinge für diskussionswürdig halten: Es scheint mir zu allgemein, als den eigentlichen Grundfehler der damaligen politischen Führung in der Sowjetunion die Verkehrung der „Hierarchie von Prinzip-Strategie-Taktik“ zu postulieren. Sie sagen hinterdrein selbst, daß diese Hierarchie aus einer konkreten Analyse erwachsen muß, es fällt aber trotzdem schwer, in dieser Beschreibung die dialektische Verfahrensweise des wissenschaftlichen Sozialismus wiederzuerkennen. Auf eine „Hierarchie“ kommt es glaube ich, nicht an. Eher schon auf die Gültigkeit einiger Grundprinzipien, zu denen besonders die sträflich vernachlässigte Dialektik des Denkens gehört. Daß Stalin versucht hat, das schöpferische Umgehen mit den Klassikern des Sozialismus durch in ihrer theoretischen Berechtigung nicht mehr einsehbare Zitatarrangements zu ersetzen, zeigen die immer neu geordneten „Fragen des Leninismus“. Jedoch wäre es auch hier zu einfach, diese Tendenz schon für die gesamte geistige Situation unter den Marxisten-Leninisten jener Zeit zu halten. Wie in der Literatur, so muß man auch hier von vielschichtigeren Widersprüchen

ausgehen als dem einen, den sie feststellen. Sie erwähnen die abgebrochene Lenin-Ausgabe. Schließlich war von den geplanten dreißig Bänden noch der sechszwanzigste Band erschienen, der sich mit den Problemen des Jahres 1921, dem Übergang vom Kriegskommunismus zur NOP, befaßte. Dieser Band wurde übrigens 1937 zum drittenmal aufgelegt.

Aus Ihrer Darstellung aber könnte man entnehmen, daß das Quellenstudium des Marxismus so gut wie völlig aufgegeben war. Wer hat dann die erschienenen Bücher gelesen? Bisher haben selbst westliche Sowjetologen nicht behauptet, daß die marxistischen Quellen in der Stalinzeit unter Verschuß, im „Giftschrank“ gestanden hätten. Es kann nicht — jedenfalls nicht ohne Beleg — angenommen werden, man hätte damals einen kommunistischen Funktionär im Laufe seiner Ausbildung systematisch von der marxistischen Theorie fernhalten können, wenn selbst in den Antifa-Schulen im Kriege die deutschen Gefangenen von ihren sowjetischen Lehrern zum Studium eben dieser Quellen angehalten wurden. — Die KPdSU hatte niemals den Anspruch abgegeben, eine marxistisch-leninistische Partei zu sein, die Theorie des wissenschaftlichen Sozialismus blieb für sie verbindlich, sie hat nie aufgehört, die Kenntnis der Theorie von den Kommunisten zu verlangen. Allerdings lagen damals Theorie und Methode des Marxismus mit dem dogmatischen Herangehen an Wirklichkeit und Wissenschaft im Streit, was die Wirksamkeit und Weiterentwicklung der Theorie stark beeinträchtigte. Es wäre aber viel zu einfach, die damalige Situation z. B. in den Parteigremien zu beschreiben als die reine Herrschaft der Taktik bei völlig beliebiger Zukonstruktion neuer Prinzipien. Gerade wenn man die sowjetische Entwicklung rückschauend betrachtet, kann man nichts anderes konstatieren, als daß der Marxismus in der kommunistischen Partei weiterhin verbindlich und wirksam war, daß er — allem Dogmatismus zum Trotz — sich aus den Köpfen der Kommunisten nicht verflüchtigte. Wo hätte sonst die sowjetische Gesellschaft die Kraft hernehmen sollen, zur gleichen Zeit große Leistungen des Aufbaus und der Verteidigung vollbringen und sich schließlich aus eigenem Antrieb, in einer Rückbesinnung auf die eigenen Prinzipien, daran machen können, ihre Fehler zu überwinden?

Die Praxis der sozialistischen Bewegung jener Zeit zeigt überdies, daß trotz eines verbreiteten dogmatischen Herangehens an die politische Wirklichkeit die Erfahrungen des politischen Kampfes letztlich stärker wogen und auch unter diesen Umständen eine „Selbstkritik der revolutionären Bewegung“ hervorbrachten. Sie erklären eine solche Selbstkritik in der damaligen Zeit für schlechthin nicht vorhanden. Wie ist damit die Tatsache in Übereinstimmung zu bringen, daß die kommunistische Internationale 1935 auf ihrem VII. Kongreß einige sektiererische, sogar verderbenbringende Strategien, die sie im Kampf gegen den Faschismus praktiziert hatte, überwand und durch eine offene Strategie der antifaschistischen Bündnisse ersetzte? Weiterführend als das recht unverbundene Nebeneinandersetzen der harten Notwendigkeiten des wirtschaftlichen Aufbaus einerseits und

der Umfunktionierung der marxistischen Theorie andererseits schiene mir eine Untersuchung der tatsächlichen damaligen Vermittlungen von Theorie und Praxis zu sein. Wenn die reine Theorie oder auch die reine Manipulation so fern von der Praxis dargestellt werden, sind die Aufschlüsse, die sich aus dieser Darstellung gewinnen lassen, gering. Hier wirkt sich eines der Versäumnisse bei Ihrer Würdigung Lenins noch einmal aus: Indem Sie unterlassen, Wirkungsweise und Funktion der kommunistischen Partei in der sozialistischen Entwicklung zu diskutieren, entwinden sich die tatsächlichen Strukturprobleme der sozialistischen Demokratie, der schöpferischen Anwendung der Theorie und ihrer Weiterbildung Ihrem Begriff. Wesentlich erscheint mir für die damalige Zeit, wie auch für die Überwindung der Schwierigkeiten heute, wie der Prozeß der Meinungsbildung, der offenen Selbstkritik auf allen Ebenen vor sich geht. Ein Führerkult in der Partei steht dem diametral entgegen. Daher war es eine der entscheidenden Korrekturen innerhalb der kommunistischen Parteien nach dem XX. Parteitag, daß man sich bemühte, die Kollektivität der Führung nicht nur in den obersten Gremien wieder einzuführen. Daraus müssen sich weitere Folgen ergeben: eine verantwortliche Diskussion, die auf Klärung aus ist, und eine abschließende echte Beschlußfassung anstelle von Administration.

Erst bei einer die Praxis immer einbegreifenden Betrachtung ist es möglich, die Tendenzen der Jahre nach 1956 nicht nur abstrakt, schematisierend, als rein theoretische zu beurteilen. Ein solches Urteil hat auch alles andere denn rein theoretische Bedeutung — es handelt sich dabei immerhin um eine der Bedingungen der Praxis der gegenwärtigen Generationen, auch des Teils, der in den westlichen Ländern lebt, wenn auch in weniger direkter Weise als z. B. für Sie, der Sie in einem sozialistischen Land zuhause sind.

Sie fassen zusammen, daß „Stalin weitgehend in Stalinscher Manier, mit Stalinschen Methoden kritisiert und korrigiert“ worden sei. Schon auf Chruščev allein trifft *dieser* Vorwurf nicht zu: Denn der Wendepunkt der Methoden, zu dem sich das ZK der KPdSU entschloß, konnte auf dem XX. Parteitag nicht heller signalisiert werden als durch jenen Rechenschaftsbericht, der die Verluste und grausamen Fehler der Stalinzeit den Delegierten gesammelt zu Gehör brachte. Um die gesamte Praxis der Partei und des Staates zu korrigieren, bedurfte es einer neuen Analyse, deren Fehlen Sie beklagen und — darin konsequent — die bisherigen Schritte der Reformen in den sozialistischen Ländern für rein technische Verbesserungen halten, die obendrein noch nach westlichem Vorbild gefertigt seien.

Ein bundesrepublikanischer Professor der Volkswirtschaftslehre und Soziologie, fortschrittlich, kein Marxist, kommt in seiner Untersuchung (W. Hofmann, Stalinismus und Antikommunismus, Zur Soziologie des Ost-West-Konfliktes, Suhrkamp 1967) zu einer fundamental anderen Einschätzung, die durch Angabe von Material erhärtet ist. Er sieht in den sowjetischen Verhältnissen nach 1956 einen echten Wendepunkt sowohl in der Wiederbelebung der Dialektik als auch in

einem neuen Sinn für Realitäten und zitiert die ersten Ergebnisse einer neueren marxistischen Gesellschaftsanalyse. Er stellt die Reformen des gesellschaftlichen Lebens der sozialistischen Länder als neuen Abschnitt ihrer Entwicklung heraus, als Rückkehr zu und Ernstmachen mit Prinzipien der frühen Zeit der Sowjetunion. Die Tatsachen — beispielsweise die Wiedereinrichtung von „Produktionskomitees“ in den Fabriken mit Kontrollbefugnissen und Initiativrechten noch in den fünfziger Jahren — sind Ihnen natürlich bekannt, ebenso wie die Grundsätze der ökonomischen Reformen, die neben dem nun konsequent durchgeführten Prinzip, daß die ökonomischen Interessen des Einzelnen nicht den gesellschaftlichen Interessen widersprechen dürfen, auch ein demokratisches Element in der Dezentralisierung von Entscheidungen enthalten. Selbstverständlich ist es mit der Reform des ökonomischen Systems allein nicht getan. Warum aber berücksichtigen Sie nicht in Ihrer so bitteren Einschätzung, daß gerade in der Sowjetunion — im Unterschied zu manchen anderen sozialistischen Ländern — das Problem der Erziehung der Werktätigen zu gesellschaftlichem Bewußtsein gleichwertig in die Reformdiskussion einbezogen ist? Gerade in den letzten Monaten wurden in der Sowjetunion einer qualitativen Verbesserung der Gesellschaftswissenschaften sowie der politischen Massenbildung beträchtliche Aufmerksamkeit geschenkt und Maßnahmen (ZK-Beschlüsse) zu ihrer Weiterentwicklung getroffen. Es ist weiterhin mit den vorliegenden Untersuchungen neuer Zeit über den heutigen staatsmonopolistischen Kapitalismus kaum in Einklang zu bringen, daß Ihrer Meinung nach „eine echt marxistische Analyse der Wandlungen in der Weltökonomie seit dem Tod der Klassiker, das Aufdecken der ökonomischen neuen Züge erfolgreich verhindert“ worden sei. Wie ist das zu vereinbaren mit den Untersuchungen über die heutigen Krisenformen des Kapitalismus, die ökonomische Steuerungsfunktion des imperialistischen Staates, die neue, durch die historische Spätsituation des Imperialismus bedingte Einheit von Ökonomie und Politik mit den neuen Schlußfolgerungen daraus für die Strategie der Arbeiterbewegung? (Literaturangaben hierzu bei W. Hofmann; außerdem: Imperialismus heute, 4. Aufl., Berlin 1967.) Ich möchte nicht behaupten, daß all dies schon einen idealen Zustand der marxistischen Theorie beschreibt, jedoch geht es hier darum, daß Sie einen Neuanfang gänzlich bestreiten.

Was würden Sie im Lichte Ihrer eigenen Einschätzungen und Wertungen unter der geforderten „Renaissance des Marxismus“ verstehen? Leider bleibt das weitgehend von Geheimnis umgeben, nur was Sie von den heutigen neuen Tendenzen ablehnen, ist — wenn Sie sie auch konkret nicht analysieren — erkennbar. Und die Alternative? Ein wenig ratlos macht mich der Hinweis auf „die an verschiedenen Orten“ entstehenden „realen Reformbewegungen“. Was hätten diese — im prinzipiellen Unterschied zu den „offiziellen Reformen“ — zum Ziel? An früherer Stelle sagen Sie selbst, daß das entscheidende Kennzeichen der revolutionären Arbeiterbewegung die Fähigkeit zur Selbstkritik sei — wenn es wirklich um diese Fähigkeit der Arbeiterbewegung geht, kommt doch alles auf die

immanent geführten Diskussionen in der Partei und in gesellschaftlichen Organen an, der Fortschritt des Sozialismus wäre an deren praktischem Fortschreiten zu messen. Warum also führen Sie nun ganz unbestimmte „verschiedene Orte“ als Kristallisationskerne des Neuen ein? Wie solche „Orte“, die „vorläufig“ auf einer offenbar beliebigen theoretischen Grundlage operieren, fähig sein sollten, den Sozialismus weiterzuentwickeln, der ja eine in immer größerem Maße bewußte Lenkung des gesellschaftlichen Prozesses erfordert, bleibt durchaus offen. Bisher scheint mir die marxistische Theorie die adäquate theoretische Grundlage für diese Weiterentwicklung. Erstaunlicherweise aber setzen Sie, ein Bewunderer von Marx und Lenin, Ihre Hoffnungen ausschließlich auf Leute, die den Marxismus erst experimentell neu finden müssen. Man könnte aus dieser Ihrer Zukunftshoffnung schließen, daß Sie die bestehenden marxistischen Positionen für die weitere Entwicklung als so wertlos betrachten, daß Sie sie gar nicht mehr erwähnen. Bedeutet das aber nicht eine Blickrichtung, auf eine Tätigkeit außerhalb alles Offiziellen in der heutigen sozialistischen Gesellschaft? Ist das nicht genau das Gegenteil von dem, was Sie in den dreißiger und vierziger Jahren praktiziert haben in der Teilnahme an der Gesamtdiskussion der Kommunisten? Besteht nicht die Gefahr, daß die „Renaissance des Marxismus“, abgeschnitten von den Problemen der Gesamtgesellschaft, durch die mehr informellen „realen Reformbewegungen“ ohne Erfolgchancen in Angriff genommen wird? Tatsächlich zeigt sich in Ihrem Artikel, wie sehr diese Renaissance letztlich losgelöst von der Bewältigung der praktischen Fragen, von den sich im Augenblick vollziehenden gesellschaftlichen Entwicklungen gedacht ist. Symptomatisch ist der abstrakte und abschließende Verweis auf die „Antwort erteilende Wucht des Lebens selbst“. Wer gestaltet dieses Leben? Bei einer so allgemeinen Betrachtungsweise kann man zur gegenwärtigen Praxis nicht viel sagen, auch nicht mehr genau kritisieren. Diese Entferntheit von den Prozessen der Gegenwart vollendet sich in dem Satz, daß man „als Marxist aber“ die notwendige Klärung und gesellschaftliche Reform „als Perspektive erwarten“ kann. Und das „mit gutem theoretischen Gewissen“! Völlig ausgespart bleibt, durch wen innerhalb welcher Formen und Organisationen sich Klärung und Reform vollziehen soll und kann. Im Lichte der zu bewältigenden Aufgaben bleibt das „Erwarten“ eine unzulängliche Position. Die Implikationen für die Praxis des Einzelnen, ohne die, scheint mir, eine konsequent sozialistische Betrachtungsweise keine Analyse einer historischen Tendenz abschließen kann, werden von Ihnen nicht berührt. Diese Haltung erinnert an die vieler Intellektueller des Westens, die — spontan — im Widerspruch ihrer Einsichten und ihrer gesellschaftlichen Lage schlechten Gewissens aus der bewußten gesellschaftlichen Praxis emigrieren und keine wirklichen Möglichkeiten einer verändernden Praxis mehr sehen. Der Intellektuelle im Sozialismus, der sich in der von Ihnen angegebenen Weise auf seine Erwartungen stützt und nicht nach seiner gesellschaftlichen Praxis fragt, scheint mir das spiegelverkehrte Abbild dieser auch meist fortschrittlich gesinnten Intellektuellen des

Westens zu sein. Es lassen sich hier innere Beziehungen zu den Anschauungen von Ernst Fischer herstellen, der die Lage des Intellektuellen sowieso in beiden Gesellschaftsformen, Kapitalismus wie Sozialismus, durch den gleichen apriorischen Gegensatz zwischen „Geist“ und „Macht“ charakterisiert, womit ihnen hier wie dort eine Stellung außerhalb der Praxis der Gesellschaft — vielleicht auch darüber — als die naturgemäße zugeschrieben wird. Leider ist hier nicht der Ort, das Problem eingehender zu behandeln, nur kann ich die Befürchtung nicht ganz leugnen, daß eine solche Anschauung eine vielleicht schon vorhandene Resignation vor der Praxis noch bestärkt.

Um auch von anderer Seite die Notwendigkeit der von Ihnen ins Auge gefaßten Renaissance des Marxismus zu erhellen, geben Sie eine schlaglichtartige Beschreibung der Weltlage, aus der folgt, daß die weltweiten Machtkonflikte zwischen Imperialismus und Sozialismus sich im Grunde überlebt haben, daß demgegenüber aber die inneren ökonomischen und politischen Schwierigkeiten der kapitalistischen Länder wachsen, so daß eine ideologische Krise entsteht. Die Intelligenz des Westens sieht sich heimatlos — in dieser Lage scheint es das Wichtigste, und es scheint vielleicht schon den allgemeinen gesellschaftlichen Fortschritt zu garantieren, wenn die Renaissance des Marxismus in den sozialistischen Ländern so voranschreitet, daß diese für die Heimatlosen anziehend werden.

Leider kann diese Vision des Fortschritts zum Sozialismus im Weltmaßstab nicht stimmen, denn sie hält den Tatsachen nicht stand. Leider — weil sie entscheidend weniger Schwierigkeiten enthält, als der Weg, den die führenden kapitalistischen Länder tatsächlich noch zurückzulegen haben. Sie meinen, der Traum der Weltgeltung des „american way of life“ sei zusammengebrochen wie die Kolonialreiche . . . Für das Volk von Vietnam hat die Weltgeltung dieses Traums heute noch grausame reale Kraft, nach dem Willen der USA-Regierung soll dieser Fall außerdem die Kraft eines Exempels haben. In ihrer Hemisphäre haben die USA bisher kein Exempel gescheut, das zu statuieren gewesen wäre. Selbst daß die alten Kolonialreiche zusammengebrochen sind (auch die nicht überall) besagt nicht, daß es keine mehr gäbe: die heutigen imperialistischen Bestrebungen, wo sie nicht zu offener Gewalt übergehen, drücken sich in dem Abhängighalten der jungen Nationalstaaten durch wirtschaftliche Einflußnahme der Monopole der Mutterländer und durch direkte politische Kontrolle durch sie aus. — Als Bürger der Bundesrepublik möchte ich sehr gern durch die Taten der Bundesregierung bewiesen sehen, daß ihr Traum von der Militärvormacht in Europa aufgegeben sei. Wenn Sie es heute als Tatsache annehmen, ist es für mich eher beunruhigend. Oder bahnt sich hier ein Mißverständnis an — Sie hätten lediglich auf das gescheiterte Roll-back als eines Mittels der Politik der Bundesregierung hinweisen wollen? Wozu aber? Zu prüfen wäre, ob sich Wesentliches in den Grundlagen der Politik geändert hat — darauf geht auch Ihre Beurteilung der Weltsituation schließlich hinaus. Der Verteidigungsminister und frühere Außenminister Schröder will auch heute die Bundeswehr als ein politisches Instrument benutzen. Die

„neue Ostpolitik“ der großen Koalition hält nach wie vor an den Forderungen fest, die die Eingliederung der DDR und von Teilen des heutigen Polen und der Sowjetunion in die Bundesrepublik bedeuten, an dem Anspruch also, mit dem Deutschen Reich rechtlich identisch zu sein und so mit formalem Recht auf den Grenzen von 1937 zu bestehen. Die Schritte, die unsere Regierung als Beiträge zur Entspannung ausgibt, werden von den Landsmannschaften der beanspruchten Gebiete (sie haben nach wie vor ihren Platz in unserem öffentlichen Leben) freundlich begrüßt, da sie die Grundprinzipien auch ihrer Politik wahren. Die Bundesregierung hat gerade in der Diskussion um den Atomwaffensperrvertrag ihren Anspruch auf Mitverfügung über Atomwaffen unüberhörbar angemeldet. Mit dem Hinweis auf kommende außenpolitische Krisen wird in der BRD ein Notstandsrecht vorbereitet, das die Regierung ermächtigen soll, jeden Bürger zu Kriegszwecken einzuspannen und das die Ausübung der Herrschaft auch dem letzten Rest einer demokratischen Kontrolle und Einflußnahme entzieht. Wie der Staatssekretär im Bundeskanzleramt, Guttenberg, der aufgrund der Richtlinienkompetenz des Kanzlers auch in der Außenpolitik ein Wort mitzureden und Weichen zu stellen hat, sich die künftige europäische Politik vorstellt, hat er in seinem Buch „Wenn der Westen will — Plädoyer für eine neue Politik“ (1964) niedergelegt: „Niemand soll glauben, daß sich die deutsche Freiheit ohne grundlegende Änderung der Verhältnisse in Osteuropa herstellen ließe... Es wäre weniger als ein ‚Minimalprogramm‘, wollte man das westliche Bündnis als ein reines Verteidigungs- und Abschreckungssystem verstehen.“ Damit sind auch die Ausführungen des Bundesministers Strauß in dessen Buch „Entwurf für Europa“ (1966) in Parallele zu setzen. Die harten Machtfronten in der Welt sind noch nicht aufgelöst. Den internationalen Klassenkampf, wenn Sie so wollen, gibt es nach wie vor. Im Vergleich zum Anfang der sechziger Jahre ist sogar eine merkbare Verschärfung der imperialistischen Politik eingetreten.

Die ideologische Krise, von der Sie sprechen, ist durch mehr Momente charakterisiert als die krisenhaften Erscheinungen unserer Wirtschaft: Die offen durchgeführte aggressive Politik, vor allem und immer wieder der Vietnamkrieg, das Zusammenstehen der Herrschenden für diese Politik fordert die informierten Intellektuellen zum Engagement heraus. Zunächst formuliert sich dies als eine Absage an die westliche Solidarität, vor allem an die bei uns nach dem Kriege gängige Bewunderung der USA als Vorbild eines demokratischen Landes. Hierbei entsteht im Bewußtsein ein weiterer Krisenpunkt: da wegen der unveränderten Grundkonstellation unserer offiziellen Politik auch die antikommunistischen Propagandaschemata immer noch gelten — und wegen ihrer in unserem Teil des Landes praktisch fünfzigjährigen ungebrochenen Wirksamkeit sich tief im politischen Bewußtsein und Unterbewußtsein der Menschen festgesetzt haben — wird der sich Engagierende gezwungen, sich mit diesen eingewachsenen Werturteilen bewußt auseinanderzusetzen. Schon mächtige meinungsbeeinflussende Organe wie die Springer-Presse, die sogar noch dem konstruktiv und staats-

freundlich argumentierenden Sozialdemokraten Günter Grass die Teilnahme an der kommunistischen Verschwörung unterstellt, zwingen ihn dazu. Andererseits aber läßt ihn das Sichtbarwerden der Grenzen der Leistungsfähigkeit des herrschenden Systems — in wirtschaftlicher, sozialer, bildungspolitischer Hinsicht — die Frage nach einer wirklich demokratischen gesellschaftlichen Alternative aufkommen.

Ein neues Interesse für den Marxismus ist auch in der Bundesrepublik vorhanden. Es erwächst aus dieser vielschichtigen sozialen, politischen und zum Teil ökonomischen Krise, in der sich unsere Gesellschaft befindet. Um aber diesem Interesse auch nur einigermaßen ungehindert nachgehen zu können, ist schon wieder politisches Engagement erforderlich — gegen das ganze weitreichende System der Tabuisierung des Marxismus, das nur seinen gegenständlichsten Ausdruck im KPD-Verbot findet. Einen Ausweg aus dieser Krise, oder besser, einen gangbaren Weg zu ihrer Lösung sehe ich weniger in einem bewundernden Hinschauen der hiesigen Intellektuellen auf die sozialistischen Länder, wenn sie erst die Renaissance des Marxismus, die Ihnen vorschwebt, hinter sich gebracht haben. Man muß wohl auch der Tatsache einige Aufmerksamkeit schenken, daß die Macht der Manipulationsapparate bei uns selbst durch ein noch so attraktives Verhalten der sozialistischen Länder nicht automatisch zusammenbricht: Die Fehler der Entwicklung des Sozialismus sind eine Sache, die Absichten der Meinungsmacher hier durchaus eine andere, wie die Räuberstory vom „Manifest der tschechischen Intellektuellen“ ein überflüssiges Mal gezeigt hat. Unumgänglich scheint mir, daß Intellektuelle wie auch andere Kreise der Bevölkerung bei uns es lernen, ihr politisches Geschick in der eigenen Aktion zu gestalten und im stetigen Austausch von Handeln und Reflexion eine eigene begründete Vorstellung von der Zukunft unserer Gesellschaft erwerben, in der sie bewußt handelnd ihren Platz einnehmen. Daher finde ich auch, daß es keine sehr tiefgründige Beschreibung der Situation der westlichen Intellektuellen ist, sie als „Heimatlose“ zu bezeichnen. Vorbildlich und den Notwendigkeiten der heutigen Situation entsprechend erscheint mir das Engagement des Schriftstellers Christian Geissler, der auf der Münchner Kundgebung gegen die Erschießung des Studenten Benno Ohnesorg sagte: „Wir haben die vernünftige gerechte Sache auf unserer Seite und haben also, meine ich, Anlaß, mit Vergnügen und mit Entschlossenheit für dieses Land hier zu kämpfen, für die Entwicklung einer demokratischen Ordnung, für das Vorwärtstommen von Fortschritt und Frieden.“

Selbstverständlich ist die Position Geisslers nicht die allgemeine Position der bundesrepublikanischen Intellektuellen. Im Gegenteil, es zeigt sich gerade jetzt, wie vielfältig und partiell die engagierten Standpunkte sind, auch formulieren sich Gegentendenzen, die dem aus intellektueller Einsicht und Verantwortung entstehenden Engagement entgegengerichtet sind. Damit entstehen Frontstellungen in der Diskussion und auch im Handeln, die bei der Einschätzung und dem Dialog mit „den“ westlichen Intellektuellen berücksichtigt werden müssen. Die

Differenzierung spiegelt sich auch in der Problematik der heutigen Literatur. Die „neue Gegenwart“ kündigt sich innerhalb dieser Differenzierungen verschieden und in unterschiedlichem Maß an. Sie erwähnen lediglich eine Strömung der heutigen westlichen Literatur, bei der der „Explosionsstoff“ der persönlichen Revolte und der unbeschönigten Abschilderung der eigenen Entfremdung über die bestehenden Verhältnisse hinausweist. Sicher ist es eine vernünftige und schöne Aufgabe für die Marxisten, den gesellschaftlichen Gehalt dieses Protestes analysierend freizulegen und so das Bewußtwerden der betreffenden Schriftsteller zu fördern, sie berührt aber die schon bestehenden Auseinandersetzungen in der heutigen Literatur nicht. Gerade im Hinblick auf die neue Gegenwart, auf die gesellschaftliche Zukunft unserer Länder und ihrer Kunst bedeutet es auch ein Werturteil, die Kunst auf ihre in die Zukunft weisenden Momente zu prüfen. In diesem Sinne, mit dem Blick auf eine Literatur und Gesellschaft der Zukunft, müßte sich der Urteilende unter Umständen zwischen dem künstlerischen Verfahren von Peter Weiß und dem von O'Neill entscheiden, natürlich bei einer historisch gerechten Würdigung der kritischen und sogar in gewissem Rahmen explosiven Funktion der Kunst, die sich nicht zu einem Gesamtverständnis der spätbürgerlichen Periode herausarbeiten konnte. Ebenso natürlich müßte der Analytiker mögliche Übergänge zu der fortschrittlicheren Methode fördern. Dazu aber sollte man die fortgeschrittenere Position weder aus dem Auge verlieren, noch verschweigen.

Zum Schluß möchte ich eine mir wesentlich erscheinende Beobachtung zum Thema „Großer Oktober und Literatur“ hinzufügen: Durch das welthistorische Ereignis der Oktoberrevolution, durch die sich anschließenden und von Erschütterungen nicht freien Schicksale der Literatur in dem ersten sozialistischen Land nicht zuletzt durch die dramatischen Weltereignisse heute, in die auch jenes Ereignis ursächlich mitverflochten ist, ist der Elfenbeinturm als Heimstätte der Literatur wie ihrer Produzenten zerbrochen. Die Revolution hat eine neue und tiefere Reflexion der Literatur und ihrer Produzenten über ihre Funktion in der Gesellschaft provoziert, in den Ländern des Sozialismus dazu direkte aktuelle und auch mit Irrtümern angegangene Aufgaben gestellt. In den nichtsozialistischen Ländern zeigt sich der Reflex der Wirkungen der Revolution in der vertieften Frage nach den gesellschaftlichen Möglichkeiten der Literatur, im direkten politischen Engagement, das im Lichte der andauernden gesellschaftlich bedingten Isolation der Kunst hier umso bedeutungsvoller wird. Mit diesen Auswirkungen schlägt die Oktoberrevolution nicht nur eine Brücke der allesverstehenden Interpretation zwischen der „besten Literatur des Heute und Morgen“, sondern zwingt zur Auseinandersetzung, zur Diskussion und Entscheidung über die gesellschaftliche Praxis — auch der Literatur.

Gerd Oesterwind Religion und Gesellschaft

Zur Marxschen Religionskritik

Die christliche Religion ist eine intentionierte politische Revolution, die, verfehlt, nachher moralisch geworden ist.

Goethe

I

Eine Reflexion, die dem vielfach vermittelten Zusammenhang von Religion und Gesellschaft nachgeht, mag Unbehagen und Mißtrauen auslösen. Nicht sollen die Sphären vermengt, das Heilige nicht dem Profanen, das Zeitlose, Ewige, Absolute nicht dem Geschichtlichen, Vergänglichen, Vermittelten zugeordnet werden. Das Höchste und Reinste möge nicht angetastet, nicht mit dem niederen Getriebe zusammengebracht werden.

Diese Forderung hat ihren gesellschaftlichen Aspekt. Impliziert sie doch einerseits den Protest gegen einen gesellschaftlichen Zustand dadurch, daß sie an Bedürfnissen festhält, deren Erfüllung dieser verweigert; andererseits trägt sie dazu bei, eben jenes niedere Getriebe zu reproduzieren. Die Tendenz, die je bestehende Faktizität nicht als historisch vermittelte zu begreifen, sondern sie zur zeitlosen zu hypostasieren, läßt sich dort kaum vermeiden, wo die konkrete Weise ihrer Materialität: die materielle Produktion und Reproduktion des Lebens, im Hinblick auf dessen Erfüllung letztlich wertlos geworden ist. Zurückbleibt die gesellschaftliche Ordnung als Selbstzweck.

Kommt daran der ideologische Charakter von Religion bündig zutage, so ist das Diktum, Religion sei stets ideologisch selber pure Ideologie¹. Als bedingtes und bedingendes Moment des gesellschaftlichen Ganzen hing es jeweils von der konkreten historischen Situation ab, ob Religion zu einem auflösenden oder stabilisierenden Faktor des historisch-gesellschaftlichen Prozesses wurde. In ihrer Genese sind alle Religionen adäquate Antworten auf Konflikte, die aus dem Stoffwechsel zwischen Gesellschaft und Natur resultieren. Zwar empfangen sie ihren Inhalt durch psychische Verarbeitung irdischer Begebenheiten, entfalten dabei doch ihre eigene Dynamik bzw. Statik, die auf die Gesellschaft zurück-

¹ Ideologie: falsches Bewußtsein, gesellschaftlich notwendiger Schein. Zur Entwicklung des Ideologiebegriffs vgl. Kurt Lenk, *Ideologie, Soziologische Texte*, Bd. 4, Berlin und Neuwied 1961 (3. Aufl. 1967).

wirkt. Die Lehre des Alten Testaments beispielsweise, daß Gott wesentlich Wille sei und nicht bloß in sich ruhendes Sein, bewahrt die Wirklichkeit vor einem Zerrissenwerden in ein dämonisches Triebgeschehen und eine entdämonisierte Wesenswelt. Sie wird so zu einem Instrument der Naturbeherrschung. In dem Maße jedoch, in dem die Antworten von den Konflikten sich lösen und verselbständigen, lassen sie zu Ideologien sich mißbrauchen. Dieselbe Antwort in einem anderen geschichtlichen Augenblick ist eine andere Antwort. Mag sie ursprünglich der rationaleren Einrichtung des Ganzen, der Entfesselung der Produktivkräfte gedient haben, so bekämpft sie nun in wachsendem Maße alle auf Reformen abzielenden Tendenzen².

II

Die Kritiker der je vorherrschenden Religion haben schon frühzeitig auf den anthropomorphen Charakter der Götter und Gottheiten hingewiesen. So bemerkt Xenophanes, in vielem verwandt mit der prophetischen Aufklärung des Alten Testaments: „Die Sterblichen wähnen, die Götter würden geboren wie sie und hätten Gewand und Stimme und Gestalt wie sie. (Fr. 14) Doch wenn die Ochsen und Rosse und Löwen Hände hätten oder malen könnten mit ihren Händen und Werke bilden wie die Menschen, so würden die Rosse roßähnliche, die Ochsen ochsenähnliche Göttergestalten malen und solche Körper bilden, wie jede Art gerade selbst das Aussehen hätte. (Fr. 15) Die Äthioper behaupten, ihre Götter seien schwarz und stumpfnasig, die Thraker, blauäugig und rothaarig.“ (Fr. 16)³ War die Auflösung religiöser in anthropologische Kategorien die angemessene Antwort auf einen neu entstandenen gesellschaftlichen Konflikt, so trieb sie ebenso die Dialektik von Aufklärung und Mythos innerhalb der Religion voran. Der sich allmählich herausbildende Monotheismus antwortete mit Bilderverbot.

Der mit dem revolutionären Bürgertum verbundene metaphysische Materialismus des 18. Jahrhunderts war sich darin einig, daß „im Schoß der Unwissenheit, der Angst und des Elends . . . die Menschen ihre ersten Begriffe der Gottheit gebildet haben.“ Es sei „die Unwissenheit und die Furcht, die die Götter geschaffen hat, die Einbildung, die Leidenschaft und der Betrug, von denen sie geschmückt und entstellt wurden, es ist die Schwäche, die sie anbetet, die Leichtgläubigkeit, die sie nährt, die Tyrannei, die sie stützt, um von der Verblendung der Menschen zu profitieren⁴“. An die Stelle des kritisierten Göttlichen tritt die Natur; denn „die Natur sagt dem Perversen, über seine Laster zu erröten, über seine schändlichen Neigungen, seine Missetaten; sie zeigt ihm, daß seine verborgen-

² Der chinesische Ahnenkult z. B. entwickelte sich aufgrund der überragenden Bedeutung, die dem je Ältesten innerhalb der materiellen Produktion zukam. Abgelöst davon, trug er wesentlich zur Stagnation der chinesischen Gesellschaft bei. Vgl. dazu: K. A. Wittfogel, *Wirtschaft und Gesellschaft Chinas*, Stuttgart 1931, S. 337 ff.

³ zit. n. Hermann Diels, *Die Fragmente der Vorsokratiker*, Berlin 1903 (1. Aufl.).

⁴ Paul Thiry d'Holbach, *Système de la nature*, tome 3e, Paris, l'an deuxième de la république, S. 167.

sten Liederlichkeiten notwendig auf sein Glück wirken werden . . . Die Natur sagt dem vergesellschafteten Menschen, das Vaterland zu lieben, in dem er geboren ist, ihm treu zu dienen, eine Gemeinschaft der Interessen mit ihm einzugehen gegen alle die, die etwa versuchen sollten, ihm zu schaden⁵“. Die abstrakte Antithese bleibt an die These fixiert⁶, die Verkehrung stellt das Verkehrte wieder her als Natur an sich. Natur, als letzte Wesenheit, aus der sich ontologisch deduzieren ließe, vermöchte wohl das banausische Recht des Stärkeren zu lehren, nicht jedoch Freiheit oder Gerechtigkeit.

III

Was die Marxsche Religionskritik von einer anderen unterscheidet, ist ihr historisch-gesellschaftlicher Ansatz. Er wird gewonnen in der Kritik Hegels und Feuerbachs. In Hegels System erscheint die Religion als zweite Stufe des absoluten Geistes. Was in der Religion vorgestellt und gefühlt wird, vermag die spekulative Philosophie begrifflich zu erfassen. Diese lehrt, daß das Apriori auch das Aposteriori sei. Ausgehend von jenem, der Identität von Subjekt und Objekt, zeigt sie auf, daß die Momente der Empirie nicht als isolierte begriffen werden können, sondern nur als durch Geist historisch-dialektisch vermittelte. Die Enzyklopädie bestimmt diesen (und damit die Religion als dessen bestimmte historische Erscheinungsform) als „wesentlich activ, producierend⁷“. Eine bestimmte Religionsform produziert eine ihr entsprechende Gesellschaft: „So wie ein Volk sich Gott vorstellt, so stellt es sich auch seine Beziehung zu Gott oder so stellt es sich selber vor; so ist die Religion auch der Begriff des Volkes von sich. Ein Volk, das die Natur für seinen Gott hält, kann kein freies Volk sein; erst dann, wenn es Gott für einen Geist über der Natur hält, wird es selbst Geist und frei⁸“. Die Feuerbachsche Religionskritik, zugleich eine des Hegelschen absoluten Geistes, versucht die religiösen Inhalte als eine Entfremdung sinnlich-menschlicher zu begreifen: „Der Gegenstand des Menschen ist nichts anderes als sein gegenständliches Wesen selbst. Wie der Mensch denkt, wie er gesinnt ist, so ist sein Gott: soviel Wert der Mensch hat, soviel Wert und nicht mehr hat sein Gott. Das Bewußtsein Gottes ist das Selbstbewußtsein des Menschen, die Erkenntnis Gottes die Selbsterkenntnis des Menschen⁹“. Religiöse Begriffe gilt es in anthropologische zu übersetzen: „Das göttliche Wesen ist nichts anderes als das menschliche Wesen oder besser: das Wesen des Menschen, abgesondert von den Schranken des individuellen, d. h. wirklichen, leiblichen Menschen, vergegenständlicht, d. h. angeschaut und verehrt als ein anderes, von ihm unterschiedenes, eignes Wesen — alle Bestimmungen des göttlichen Wesens sind darum Bestimmungen

⁵ a. a. O., tome 5e, S. 211.

⁶ Was nicht heißen soll, daß sie in jenem historischen Moment keine aufklärende, fortschrittliche Bedeutung hatte. Ihre Schranke ist eine gesellschaftliche.

⁷ Hegel, *WW10*, *System der Philosophie*, III. Teil, Jubiläumsausgabe, S. 305.

⁸ Hegel, *Philosophie der Weltgeschichte*, Bd. 1, ed. J. Hoffmeister, Hamburg 1955, S. 125.

⁹ Feuerbach, *Das Wesen des Christentums*, Band I, Berlin 1956, S. 51.

des menschlichen Wesens¹⁰.“ Dem Hegelschen Idealismus hält Feuerbach abstrakt-antithetisch seinen anthropologischen Materialismus entgegen. Abstrakt-antithetisch deshalb, da seine Kategorien „Mensch“, „Natur“ etc. wesentlich statisch und unvermittelt sind. Seine Synthese ist eine von sinnlicher Anschauung und begrifflichem Denken und als solche auf die Änderung des Bewußtseins beschränkte. Indem er jedoch den projektiven Charakter der religiösen Vorstellungen aufweist, geht er über die Kritik der Aufklärung hinaus. Denn die ins Jenseits projizierten Wünsche und Hoffnungen werden nicht negiert, vielmehr sollen sie dem irdischen Glück der Menschen einverleibt werden.

Marx läßt sich zunächst von Feuerbach leiten. Auch für ihn gilt, daß nicht vom absoluten Geiste, sondern von leibhaftigen Menschen auszugehen sei. „Das Fundament der irreligiösen Kritik ist: Der Mensch macht die Religion, die Religion macht nicht den Menschen¹¹.“ Bei dieser abstrakten Negation bleibt Marx nicht stehen. Er beruhigt sich nicht dabei, daß das Bewußtsein Gottes das Selbstbewußtsein des Menschen sei, sondern fragt, dabei über Feuerbach hinausgehend, nach den zugrundeliegenden Bedingungen, die das Selbstbewußtsein in entfremdeter Gestalt produzieren. Denn „der Mensch, das ist kein abstraktes, außer der Welt hockendes Wesen. Der Mensch, das ist die Welt des Menschen, Staat, Sozietät. Dieser Staat, diese Sozietät produzieren die Religion, ein verkehrtes Weltbewußtsein, weil sie eine verkehrte Welt sind¹².“ Gegen Feuerbachs ungeschichtlich-anthropologische Fassung „des Menschen zum Menschen“ dringt seine Kritik zum Kern des Entfremdungsvorgangs vor. Dabei wird Hegel in seinem Recht eingesetzt. Dessen Phänomenologie hatte die geschichtsbildende Rolle der Arbeit (wenn auch nur als „produzierender Geist“ und nicht als umfassende materielle und geistige Praxis) hervorgehoben. „Das Große an der Hegelschen Phänomenologie und ihrem Endresultate — der Dialektik, der Negativität als dem bewegenden und erzeugenden Prinzip — ist, ... daß er das Wesen der Arbeit faßt und den gegenständlichen Menschen, wahren, weil wirklichen Menschen, als Resultat seiner eigenen Arbeit begreift¹³.“ Hegels Weltgeist wird also nicht einfach durch ein ebenso metaphysisches Prinzip, wie eine materielle Weltsubstanz es wäre, ersetzt. Der Arbeitsprozeß, der Stoffwechsel mit der Natur, vollzieht sich in einer historisch-dialektischen Objekt-Subjekt Relation. Große Bedeutung erhalten in diesem Zusammenhang die „Thesen über Feuerbach“. These 6 konkretisiert das abstrakte Individuum: „Feuerbach löst das religiöse Wesen in das menschliche Wesen auf. Aber das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ (die wiederum subjektiv vermittelt sind). „Feuerbach sieht daher nicht, daß das ‚religiöse Gemüt‘ selbst ein gesellschaft-

liches Produkt ist und daß das abstrakte Individuum, das er analysiert, einer bestimmten Gesellschaftsform angehört“ (These 7). Und These 1 formuliert die Absage an den metaphysischen Materialismus: „Der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus (den Feuerbachschen mit eingerechnet) ist, daß der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit nur unter der Form des Objekts oder der Anschauung gefaßt wird; nicht aber als sinnlich-menschliche Tätigkeit, Praxis, nicht subjektiv¹⁴.“ Aus dieser Arbeitssituation versucht Marx, die Struktur auch der anderen Lebensbereiche zu begreifen. Gemäß der jeweiligen Auseinandersetzung mit der Natur deuten die Menschen in den verschiedenen Sphären ihrer Kultur die Welt. Die sich auf überirdische Regionen beziehenden Vorstellungen sind Ausdruck einer negativen Organisation des Lebens: „Das religiöse Elend ist in einem der Ausdruck des wirklichen Elends und in einem die Protestation gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes¹⁵.“ Religion, als „Seufzer der bedrängten Kreatur“, gehört demnach wesentlich zu einer Welt des Elends, der Not und des Leidens. Aber sie ist zugleich auch Protest gegen dieses Elend, derart, daß sie daran festhält, es solle einmal anders werden. Der Protest freilich führt lediglich zu einer ideellen Versöhnung: sinnloses Leiden wird zu sinnvollem verklärt, transzendentes Glück soll irdisches Unglück kompensieren. An dieser Stelle wird Feuerbachs aufklärerische Entzauberung von Marx nochmals entzaubert. Die religiöse Entfremdung könne nicht innerhalb des individuellen Bewußtseins aufgehoben werden, vielmehr müsse die Wurzel dieses Bewußtseins aufgehoben werden. „Die Aufhebung der Religion als des illusorischen Glücks des Volkes ist die Forderung seines wirklichen Glücks. Die Forderung, die Illusion über seinen Zustand aufzugeben, ist die Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illusion bedarf ... Die Kritik des Himmels verwandelt sich damit in die Kritik der Erde, die Kritik der Religion in die Kritik des Rechts, die Kritik der Theologie in die Kritik der Politik¹⁶.“ Bei dieser Gestalt der Kritik bleibt Marx nicht stehen; die Wurzel der menschlichen Selbstentfremdung entdeckte er in der ökonomischen Struktur: in der entfremdeten Arbeit und den entfremdeten sozialen Beziehungen in der warenproduzierenden Gesellschaft. Erst wenn diese unmenschlichen Lebensbedingungen durch revolutionäre, praktisch-kritische Tätigkeit aufgehoben wären, könne auch das Elend verschwinden, dessen notwendiger Ausdruck und ohnmächtiger Protest die Religion gewesen war. „Der religiöse Widerschein der wirklichen Welt kann ... nur verschwinden, sobald die Verhältnisse des praktischen Werktagslebens den Menschen tagtäglich durchsichtig vernünftige Beziehungen zueinander und zur Natur darstellen. Die Gestalt des ge-

¹⁰ a. a. O., S. 53¹¹ Marx, Die Frühschriften, hrsg. von S. Landshut, Stuttgart 1953, S. 207¹² a. a. O., S. 208¹³ a. a. O., S. 269¹⁴ a. a. O., S. 339 ff. Vgl. hierzu die ausführliche Interpretation von Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt a. M., 1959, S. 288 ff.¹⁵ a. a. O., S. 208¹⁶ a. a. O., S. 208 f.

sellschaftlichen Lebensprozesses, d. h. des materiellen Produktionsprozesses, streift nur ihren mystischen Nebelschleier ab, sobald sie als Produkt frei vergesellschafteter Menschen unter deren bewußter planmäßiger Kontrolle steht¹⁷.“ Nicht die Religion solle bekämpft werden, sondern eine Gesellschaft herbeigeführt, die des religiösen Bewußtseins als komplementäre Form des illusorischen Glücks nicht mehr bedürfe. Die durch die kapitalistische Produktionsweise entfesselten Produktivkräfte enthalten die reale Möglichkeit einer derartigen Gesellschaft „frei assoziierter Individuen“.

Deshalb konnte keine vorbürgerliche Gesellschaft sich zum Ziel setzen, die Religion aufzuheben. „Jene alten gesellschaftlichen Produktionsorganismen sind außerordentlich viel einfacher und durchsichtiger als der bürgerliche, aber sie beruhen entweder auf der Unreife des individuellen Menschen, der sich von der Nabelschnur des natürlichen Gattungszusammenhangs mit anderen noch nicht losgerissen hat, oder auf unmittelbaren Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnissen. Sie sind bedingt durch eine niedrige Entwicklungsstufe der Produktivkräfte der Arbeit und entsprechend befangene Verhältnisse der Menschen innerhalb ihres materiellen Lebensprozesses, daher zueinander und zur Natur. Diese wirkliche Befangenheit spiegelt sich ideell wider in den alten Natur- und Volksreligionen...“¹⁸ Mit der allmählichen Loslösung des selbstbewußten Individuums verlieren die alten Natur- und Volksreligionen ihre gesellschaftliche Funktion. „Für eine Gesellschaft von Warenproduzenten, deren allgemein gesellschaftliches Produktionsverhältnis darin besteht, sich zu ihren Produkten als Waren, also als Werten zu verhalten, und in dieser sachlichen Form ihre Privatarbeiten aufeinander zu beziehen als gleiche menschliche Arbeit, ist das Christentum mit seinem Kultus des abstrakten Menschen, namentlich in seiner bürgerlichen Entwicklung des Protestantismus, Deismus usw. die entsprechendste Religionsform“¹⁹.“ Der protestantische Individualismus entspricht der individuellen Produktionsweise und der Atomisierung der bloß durch den Markt verbundenen Produzenten. Je undurchsichtiger die Gesellschaft, je undurchsichtiger der Gottesbegriff. Schließlich sinkt er zur bloßen Chiffre herab, die sich selbst bedeuten soll. Die Utopie, die er historisch bedeutete, soll hintertrieben werden, und das desto entschiedener, je mehr diese real möglich wird. H. Schweppenhäuser wäre zuzustimmen, wenn er bemerkt: „Die Religion ist jene Theorie Gottes, die nur mit ihrer Verwirklichung verschwindet. Die abstrakte Negation des Glaubens produziert ihn erst recht: weil im Verbotenen das schlechte Gewissen sich regt, das durch das Verbotene an das eigene Versäumnis gemahnt wird“²⁰.“ Karl Marx hat davon gewußt.

¹⁷ Das Kapital, Bd. 1, MEW, Bd. 23, S. 94

¹⁸ a. a. O., S. 93 f.

¹⁹ a. a. O., S. 93

²⁰ Hermann Schweppenhäuser, *Verbotene Frucht, Aphorismen und Fragmente*, Frankfurt a. M. 1966, S. 190

Rudolf Schultz Christen und Marxisten

Anmerkungen zur Gesprächslage

Die Zeiten, da eigentlich nur Konrad Farner in Vorträgen und Schriften Möglichkeiten einer Diskussion zwischen Christen und Marxisten aufzeigte, sind insofern vorüber, als „echte“ Christen und „echte“ Marxisten begonnen haben, Gespräche miteinander zu führen und solchermaßen die bis dahin theoretisch beschriebene Diskussion praktizieren. Es erscheint ratsam, bei den Gegebenheiten einzusetzen, da im feuilletonistischen Verdauungsprozeß bereits so etwas wie ein Jargon des Dialogs erkennbar wird, diesen überwuchernd und dort überschwenglich preisend, wo kritische Klarheit geboten ist.

Gegebenheiten im katholischen und im evangelischen Bereich — beide seien hier, unbefriedigend, aus dem Komplex Christentum herausgegriffen — sollen anderen Gegebenheiten aus dem Bereich des ihnen zugewandten Marxismus gegenübergestellt werden, wobei die Herausarbeitung gegenseitiger Anforderungen Arbeitsfeld indizieren kann. Unser Vorgehen läßt sich am besten als ein Aufzeigen heute möglicher Positionen¹ beschreiben.

*

Roger Garaudy hat in einer eindrucksvollen Aufzählung² Beispiele zusammengestellt für Bemühungen aus der römisch-katholischen Kirche, mit Kommunisten in ein Gespräch einzutreten — Bemühungen, die sich legitimiert finden in Anforderungen und Bekenntnissen zum Dialog durch Johannes XXIII., Paul VI. und das Zweite Vatikanum³. Andererseits haben es auch die kommunistischen

¹ „Position muß nautisch verstanden werden. Position ist nautisch der für Kursveränderungen und in Seenotfällen bedeutsame, vorübergehend eingenommene Ort eines Beweglichen, das schwimmt.“ (Odo Marquard, *Skeptische Methode im Blick auf Kant*, Freiburg/München 1958, S. 54.)

² Garaudy/Metz/Rahner, *Der Dialog oder Ändert sich das Verhältnis zwischen Katholizismus und Marxismus?*, Hamburg 1966 (rororo aktuell 944), S. 31 ff.

³ Damit soll nicht gesagt werden, Ähnliches sei vorher im Katholizismus nicht zu vernehmen gewesen, es bedurfte aber doch genaueren Hinhörens auf mutige Einzelstimmen; vgl. etwa Friedrich Heer, *Begegnung mit dem Feinde*, Recklinghausen 1955; Marcel Reding, *Der Sinn des Atheismus bei Karl Marx*, Dortmund o. J. (1957).

Parteien nicht an Aufrufen zu einer neuen Haltung gegenüber den Christen fehlen lassen und sind ihrerseits in ernsthafte Bemühung um das Gespräch eingetreten⁴.

Aus den katholischen Gesprächsbeiträgen werden unterschiedliche Motivationen deutlich: die Gesprächsnotwendigkeit wird dezisionistisch abgeleitet aus Erkenntnis der Stellung der sozialistischen Staaten in der Welt; da wird der Mangel empfunden aus jahrzehntelanger tendenziöser Betrachtung, die nun abgelöst werden soll durch Selbstdarstellung beider Seiten, um einander das Kennenlernen geradeheraus zu ermöglichen; und es wird schließlich über die Erkenntnis anderer Wege menschlicher Verwirklichung neben dem eigenen hinausgefragt.

Manche Frage bleibt ausgespart. Bei Durchsicht der Beiträge zu einer Tagung der Paulus-Gesellschaft in Salzburg 1965⁵ fällt zum Beispiel an der einleitenden prise de position Karl Rahners auf, wie sehr dort die grundsätzliche Frage nach dem Verhältnis zwischen christlichem Glauben und marxistischer Religionskritik beiseite geschoben wurde. Rahner behandelt ausdrücklich die Frage nicht, „ob die marxistische Zukunftserwartung der konträre Widerspruch zur christlichen Lehre von der absoluten Zukunft des einzelnen Menschen und der Menschheit ist, beide sich also unmittelbar widersprechen oder ob die christliche Zukunftslehre im Grunde nur eine Leerstelle ausfüllt, die die marxistische Zukunftserwartung der Sache nach frei läßt, weil sie bloß eine mögliche, echte innerweltliche, d. h. kategorial bezeichnbare und planbare, vorhersehbare Zukunft des Menschen anzielt, so daß die marxistische Leugnung der christlichen Zukunft, die es natürlich im Diamat gibt, doch nur ein äußerer Zusatz, der trennbar ist, zum Entwurf dieser innerweltlichen Zukunft ist⁶.“

Offengelassen, da aus der Fragestellung verdrängt, bleibt, ob denn — unter der Voraussetzung jener Leerstelle — die christliche Lehre geeignet sei, sie zu füllen, ob Notwendigkeit für diese spezifische Füllung bestehe oder auch eine andere denkbar oder ob nicht gar die angebotene defektbegünstigtes Surrogat, Ideologie also, sei.

Zu ergänzen bleibt ferner, daß eine der Aussagen Rahners — „Das Christentum hat als Religion der absoluten Zukunft keine innerweltliche Zukunftsutopie⁷“ — bei dem Beharren auf der Gespaltenheit in ein Innerweltliches und ein so zu postulierendes Außerweltliches eher die Auffassung nahelegt, nun solle der Marxismus als eine neben anderen Möglichkeiten einer Gestaltung des „Innerweltlichen“ begriffen und in ein Bild wahrhafter Katholizität eingeordnet werden. Hier also figuriert der Marxismus als eine der möglichen individuellen und kollektiven Zielsetzungen des Menschen, denen gegenüber das Christentum neutral

sei und die es freigebe⁸ — begrenzt nur durch eine vom Christentum her errichtete Schranke, an der „jede ideologische Zukunftsutopie, in der die absolute Zukunft mit einer innerweltlich-kategorialen Zukunft verwechselt und die letzte Zukunft des Menschen in einem Geringeren gesehen würde als im unsagbaren, heiligen Geheimnis des absoluten Gottes...“ radikal verworfen werden soll. Selbstkritik an historisch greifbaren Manifestationen des Christentums setzt unter diesen Voraussetzungen dort an, wo vom Christentum her andere, neben den christlichen einhergegangene und einhergehende „weltliche Zukunftsziele“ verkannt und/oder durch es behindert worden sind¹⁰. Deutlicher: Diese Selbstkritik als Antwort erfolgt nach vollzogener Einordnung desjenigen, dessen Kritik als Frage aufgenommen wurde.

Diese Position ist eine neben anderen. Die katholischen Beiträge zu unserem Thema machen alles in allem den Eindruck einer großen Mosaikarbeit, der kein starres Schema zugrunde liegt; das Fehlen von Gleichartigkeit und fertigen Konzepten spricht für die Dringlichkeit der aufgebrochenen Fragen. Bemerkbar macht sich die Suche nach einer neuen Orientierung, begleitet von der Bereitschaft, eigenes Traditionsgut auch kritisch in Frage zu stellen. Wie weit die Neubewertung eingesetzt hat, wird etwa sichtbar, wenn die Herausgeber einer im Erscheinen begriffenen monumentalen Dogmatik schon in der Einleitung vorsichtige Kritik an der Scholastik und ihren Nachwirkungen äußern¹¹.

Die Selbstkritik wird in Anfängen manifest. Bedeutsam, daß sie bereits die verhärteten Gefilde der Kirchengeschichte erreicht hat, deren Sicherheit trügerisch, deren Wiederholung des Hergebrachten vor heute auch vom Marxismus scharf gestellten Fragen über manche Strecke hin unglaublich zu werden beginnt¹². „Bisher haben wir es oft nicht gewagt, für den Ruf unserer Kirche weniger ehrenvolle historische Tatsachen einzugestehen. Jetzt ist die Zeit, die historische Wahrheit anzuerkennen und öffentlich zuzugeben, — auch dann, wenn sie bitter ist¹³.“

*

In der katholischen Tradition ist ein der evangelischen Variante weithin fehlender Assimilationsprozeß zu beobachten, der zur Herausbildung eines stark absorptiven Moments gegenüber andersartigen, auch entgegengesetzten, Konzeptionen geführt hat. Das konträre Dissimilationsprinzip hat im Protestantismus ständige Selbstveränderung, Sublimierung seines Wesens als jeweilige Antwort

⁴ Über Wandlungen dieses Bemühens vgl. Garaudy, a. a. O., S. 79 f.

⁵ In teilweise überarbeiteter Form zusammengestellt bei Garaudy/Metz/Rahner, a. a. O.; ein weiterer Salzburger Vortrag liegt gleichfalls überarbeitet vor: J. B. Metz, Gott vor uns. Statt eines theologischen Arguments. In: Ernst Bloch zu ehren, Frankfurt/Main 1965, S. 227 ff.

⁶ Garaudy/Metz/Rahner, a. a. O., S. 11 f.

⁷ ebd., S. 17

⁸ ebd., S. 20

⁹ ebd., S. 19 f.

¹⁰ ebd., S. 20

¹¹ Johannes Feiner und Magnus Löhrer (Hrsg.), *Mysterium Salutis. Grundriß heilsgeschichtlicher Dogmatik*. Band I: Die Grundlagen heilsgeschichtlicher Dogmatik, Einsiedeln/Zürich/Köln 1965, S. XXIV.

¹² Vgl. Hans Kühner, *Tabus der Kirchengeschichte. Notwendige Wandlungen des Urteils*, Nürnberg 1964; ebenso die katholischen Beiträge in: W. P. Eckert und E. L. Ehrlich, *Judenhaß — Schuld der Christen? Versuch eines Gesprächs*, Essen 1964.

¹³ Erzbischof-Koadjutor Arthur Elchinger von Straßburg während der zweiten Session des zweiten Vaticanums, zit. bei Kühner, a. a. O., S. 123.

auf an ihn herangetragene Kritik bewirkt¹⁴. Bis hin zur Herausbildung einer Theologie, die kritisch sich auch gegen Religion wendet: sie bestreitet dem Religiösen den Belang für den Glauben, sie kann Religion als Unglauben definieren¹⁵.

Solches kann begriffen werden als bisher entschiedenste Reinigung der Theologie von Bedenklichem, als Konzentration auf die „Sache“ (auf die sich auch bisherige Religionskritik neu einschließen muß), aber auch als vorläufiges Endstadium der Dissimilation, der Selbstveränderung durch Unterlaufen der Kritik, als letzte mögliche Sicherung theologischen Ansatzes, nachdem so vieles dem Zugriff der Wissenschaften überlassen werden mußte.

Die jeweils neu sich darstellende Theologie hat nun eine ganz andere Diastase aufbrechen lassen: die Kommunikation zwischen Theologen und Gemeinden ist problematisch, ein die Frag-Würdigkeit protestantischer Einheit indizierendes Moment. Das mangelnde Begreifen theologisch zentraler Sätze ist nicht neu¹⁶, läßt jedoch stärker denn je die Frage aufkommen, ob sich die Diskrepanz nur aus der langsamen Weiterentwicklung der Gemeindepraxis erklären lasse oder aber der Protestantismus nun an einem Punkt der Nichtrealisierbarkeit seiner theologischen Modelle angelangt sei.

Diese dem Gespräch Protestantismus/Marxismus nicht gerade günstige Lage wird durch zwei weitere Sachverhalte nicht gebessert: Das Wirken Evangelischer Akademien ist insoweit diskreditiert als allzu großer Eifer beim Herauspräparieren eines „jungen Marx“ waltete, der, philosophisch-humanistisches Gebilde, als Feldzeichen gegen die handfesten Nachfahren des „späten“ mitgetragen werden sollte. — Und die „Theologie nach dem Tode Gottes“ könnte in dieser Bezeichnung christlich-atheistische Gemeinsamkeit vermuten lassen, wenn nicht das Hinschauen zeigte, daß hier längst Gesagtes und in der Gegenüberstellung von Glaube und Religion weit schärfer Artikuliertes nur mit allerlei Hegelianismen versetzt und gleichsam adrett drapiert worden wäre.

Das Gespräch jedoch ist von einer ganz anderen Seite her in Gang gekommen. Die Praxis erzwang es in den sozialistischen Staaten, brachte eine Konfrontation von Christen und Marxisten zustande, die dort anknüpfen konnte, wo nach Ende des Zweiten Weltkrieges von den evangelischen Kirchen Kritik am eigenen Weg und Bekenntnis der Schuld geäußert worden waren¹⁷. In dem Maße zum

¹⁴ Lohnend hier weiter zu fragen, wie weit Beziehungen zwischen diesen Sachverhalten und theologischen Grund-Sätzen bestehen derart, daß dem Vorgang der Assimilation und Absorption das Prinzip der analogia entis, dem der Dissimilation protestantisch-antithetisches Denken, Betonen der Diastase Gott/Mensch entspreche. Es berührt unseren Zusammenhang, daß dies eine Anregung von marxistischer Seite ist: M. Machovec, *Marxismus und dialektische Theologie*, Zürich 1965.

¹⁵ Karl Barth, *Kirchliche Dogmatik I/2*, S. 324 ff.; vgl. auch D. Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung*, München 1957, passim.

¹⁶ „Etwas ähnliches, sagte Frau von Goethe, hat auch eine Freundin zu mir gesagt, aber ich weiß noch immer nicht, was es mit diesen guten Werken und dieser Gnade für eine Bewandnis hat.“ (J. P. Eckermann, *Gespräch mit Goethe*, 24. Aufl., Wiesbaden 1949, S. 198.)

¹⁷ Wort des Bruderrates der EKD vom 8. 8. 1947, zit. in der für die Nachkriegsbesinnung typischen Arbeit von Hermann Diem, *Die Kirche zwischen Rußland und Amerika, Theologische Existenz heute, Neue Folge* 10, München 1948, S. 6 f. — Vgl. K. Barth, *Christengemeinde und Bürgergemeinde*, Stuttgart 1946; ders., *Die Kirche zwischen Ost und West*, ThExh NF 17, München 1949.

Beispiel, wie die Erinnerung an die Nachkriegsaussagen im westlichen Teil Deutschlands mehr und mehr verschüttet wurde¹⁸, blieb sie im östlichen Teil lebendig, was für Weg und Stellung der Kirchen in der Bundesrepublik und in der DDR nicht ohne Folgen blieb. — In den sozialistischen Ländern sind dadurch neue Formen evangelisch-theologischen Selbstverständnisses entstanden¹⁹. Entscheidendes auf dem Wege der Verständigung, in der Durchbrechung festgefahrener ideologischer Funktionen eines der NATO verhafteten Traditionschristentums und in der Setzung mutiger politischer Zeichen hat schließlich die Prager Christliche Friedenskonferenz geleistet. Auch zwischen Protestanten und Marxisten hat das Gespräch also begonnen, wenn auch auf andere Weise und aufs Ganze gesehen noch ohne die Weite und die Repräsentativität, wie sie in den Diskussionen zwischen Katholiken und Marxisten festgestellt werden können.

*

Zwei Schwerpunkte sollen genannt werden, die sich im gegenwärtigen Marxismus, soweit er in die direkte Diskussion mit dem Christentum eingetreten ist, bemerkbar gemacht haben.

Erstens: Die Frage nach dem Einzelnen ist wieder laut geworden. Ausgelöst durch den Anspruch französischer Existenzphilosophie, angesichts der Negativität marxistischer Untersuchungen (nicht: des Marxismus) über den lebendigen Menschen hier einzuspringen und für die Dauer dieses Mangels als Teil des Marxismus, auf Korrektur drängend, zu fungieren²⁰, hat sich auf marxistischer Seite zunächst in der Prüfung dieses Anspruchs eine „Philosophie des Menschen“ herausgebildet, der es nicht mehr genügt, den Einzelnen wesentlich im Rahmen analysierter Gesetzmäßigkeiten zu sehen²¹, sondern der es darum geht, „die Probleme der Subjektivität, der Wahl und der persönlichen Verantwortung“²² zu untersuchen. Die von Farner hintergründig genannte Perspektive der Transzendenz (bzw. der transcendance im Sartreschen Sinne) gehört in diesen Zusammenhang. — Dieser Aspekt bestimmt auch die Diskussion mit dem Christentum und seinen auf den Einzelnen abzielenden hic-et-nunc-Sätzen.

Zweitens: Gegen die Sterilität mancher früheren Beiträge marxistischer Religionskritik scheint sich ein Bemühen um genauere Kenntnis der zeitgenössischen

¹⁸ Der Umschwung ist deutlich zu erkennen etwa bei Fritz Lieb, *Wir Christen und der Kommunismus*, ThExh NF 31, München 1952, wo der Selbstkritik stracks massiver Antikommunismus folgt.

¹⁹ Es ist hier vor allem an das Werk J. L. Hromádka gedacht; in deutscher Übersetzung greifbar: *Evangelium für Atheisten*, Berlin 1958; Sprung über die Mauer, Berlin 1961. — Eine eher konservative Haltung des Luthertums gegenüber der Obrigkeit schlechthin, die sich nicht zuletzt auf Luthers bedenkliche Übersetzung von Römer 13,1 (Kritik: K. Barth, *Christengemeinde und Bürgergemeinde*, Stuttgart 1946, S. 17) zurückführen läßt, muß hiervon unterschieden werden.

²⁰ J. P. Sartre, *Critique de la Raison dialectique*, Tome I, Paris 1960, S. 107 ff.

²¹ Es möge hier der Hinweis auf Adam Schaff genügen: *Marxismus und das menschliche Individuum*, Wien/Frankfurt/Zürich 1965; Marx oder Sartre, *Versuch einer Philosophie des Menschen*, Frankfurt/M.-Hamburg 1966.

²² Garaudy, a. a. O., S. 78.

theologischen Arbeit anzubahnen²³. Bei den Vätern des Marxismus war diese Kenntnis gegeben, abzulesen an der detaillierten Auswertung der damaligen NT-Exegese durch Friedrich Engels²⁴; die Sorgfalt ließ nach ihnen jedoch bald nach und machte einer Methode des Rezitierens von formelhaftem Gut Platz, die jetzt überwunden zu sein scheint oder doch ihrem Ende entgegengeht.

*

Das Gespräch hat also bisher Anforderungen an beide Seiten gestellt. Für den Marxismus ist es notwendig geworden, in seiner Religionskritik wesentlich feiner zu verfahren — dies als Ergebnis der Konfrontation mit einer Theologie, die ihrerseits religionskritisch ansetzt; der Theologie stellt sich die Aufgabe, Möglichkeiten religionsloser Existenz schärfer als bisher zu durchdenken — übrigens auch in Erinnerung an Luthers in Vergessenheit geratenes Wort vom Atheismus als der natürlichen Einstellung des Menschen²⁵.

Wird es für die christlichen Kirchen aus der Begegnung mit dem Marxismus notwendig, mit der Erkenntnis historischer Zusammenhänge und gesellschaftlicher Prozesse auch die eigene Geschichte kritisch aufzuarbeiten, so ist auf Seiten des Marxismus die offene Diskussion über das menschliche Individuum nicht mehr zu trennen von der Einbeziehung der vom Christentum gemachten Aussagen über und in Richtung auf den Einzelnen.

Eine Ethik auszuarbeiten, ist für beide Seiten notwendig geworden — auch für die christliche, wo die alte Ambivalenz (hier H-Bomben-Billigung, dort Ostendenschrift) zu überwinden und Entschiedenheit zu fordern ist (auch gegenüber Gerstenmaiers Grundstücksgeschichte).

*

Überschattet wird das Gespräch der beiden Parteien durch die für den Menschen heute bestehende Möglichkeit, diesen Planeten zur Explosion zu bringen. Darum kann das Gespräch zwischen Christen und Marxisten, hier stellvertretend genannt für jedes Gespräch zwischen verschiedenen Gruppen, gleichzeitig hinführen zu dem gemeinsamen Handeln, das zur Vermeidung der Explosion kategorisch gefordert ist.

²³ Beispielhaft: Milan Machovec, *Marxismus und dialektische Theologie* (1962), deutsche Übersetzung: Zürich 1965. — Vgl. auch Garaudy, a. a. O., S. 38 ff.

²⁴ Friedrich Engels, *Das Buch der Offenbarung*, MEW 21, S. 9 ff.; ders., *Zur Geschichte des Urchristentums*, MEW 22, S. 447 ff.

²⁵ „Non potest homo naturaliter velle deum esse deum, Immo vellet se esse deum non esse deum.“ (Disputation contra scholasticam theologiam, These 17; Weimarer Ausgabe, Band I, S. 225.)

Die erbitterte Feindschaft von gestern ist einer wachsenden Bereitschaft zum Dialog gewichen. Christen und Marxisten diskutieren miteinander, räumen gewisse ideologische Positionen, die früher unaufgebbar erschienen, konzedieren sich gegenseitig manches Versagen in der Praxis und einigen sich schließlich unterhalb der angeblich oder wirklich grundsätzlich unaufgebbaren verschiedenen Denkvoraussetzungen auf die gemeinsame Bekämpfung des Unrechts, wobei die Frage der angewandten Mittel dann wiederum zu Auseinandersetzungen führen mag, die von den verschiedenen Denkvoraussetzungen her bestimmt sind. Christen werden grundsätzlich — also unabhängig von der Frage, welcher konkrete gesellschaftliche Zustand welche Strategie zu seiner Änderung verlangt — ein nur sehr gebrochenes, in aller Regel ablehnendes Verhältnis zur Revolution, also zur gewaltsamen Änderung schlechter gesellschaftlicher Verhältnisse haben, sie werden in den allermeisten Fällen den Satz von Brecht „Es hilft nur Gewalt, wo Gewalt herrscht“ nicht unterschreiben können.

Was das Verhältnis der Christen zur Revolution anbetrifft, so kann man heute — etwas vereinfacht ausgedrückt — drei verschiedene Haltungen unterscheiden. Da ist zum ersten die schlicht und einfach als reaktionär zu kennzeichnende Haltung zu nennen, die in jeder Revolution nur einen gottlos-prometheischen Aufruhr gegen Gott erblicken kann, einen unerlaubten Eingriff in Gottes Plan und eine gewalttätig-selbstherrliche Antizipation göttlichen Wollens und Handelns. Diese Haltung kommt am einfachsten und typischsten in dem brutal-reaktionären, jede historische Distinktion über Bord werfenden Diktum des Paters Leppich zum Ausdruck: „Gott ist mit der französischen, der nazistischen und der russischen Oktoberrevolution fertig geworden, er wird auch mit den Unruhen heute fertig werden.“ Auf diese fromme Unverschämtheit trifft der Satz zu, den Karl Barth einmal geschrieben hat: „Die Christen haben ihr revolutionäres Erstgeburtsrecht für ein konservatives Linsengericht verkauft.“

Es gibt zum zweiten eine christliche Reserve gegen die Revolution, die hinsichtlich ihrer Begründung schon eher ein Recht darauf beanspruchen kann, ernst genommen zu werden. Diese Reserve gründet nämlich in der geschichtlichen Einsicht, daß die meisten Revolutionen die Bedrückung und die Bedrückter eher ausgewechselt, als abgeschafft haben.

Es ist nun gewiß eine ernste und nicht zum vornherein abzuwehrende Frage, ob aus dieser historischen Erkenntnis und Erfahrung die Konsequenz gezogen werden kann, die etwa in dem Gesangbuchvers sich niederschlägt: „Es ist doch unser Tun umsonst, auch in dem besten Leben“; anders ausgedrückt: ob diese schmerzliche Erkenntnis und Erfahrung jenem ontologischen Urteil und Glaubenssatz recht gibt, daß nämlich „das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens

böse sei von Jugend an“, daß die Welt als „gefallene Schöpfung“ im argen liege und daß die Erlösung, die Aufrichtung des „Reiches der Freiheit“ nur durch Gott selbst, nicht aber vom Menschen kommen könne.

Ich selbst meine, daß in dieser durchaus ernsten und einen gewissen Respekt verdienenden Haltung doch ein sozusagen metaphysischer Defaitismus steckt, der den Stromkreis zwischen schmerzlicher historischer Erfahrung und einem metaphysischen Urteil über diese Erfahrung kurzschließt.

Solch metaphysische Beurteilung und schließliche Verurteilung menschlicher Bemühungen um eine bessere Ordnung der Verhältnisse dann, wenn jene Bemühungen wieder einmal gescheitert sind oder zu sein scheinen, wirkt hinsichtlich einer weiteren, immer wieder und durch nichts zu erschütternden „Anstrengung des Begriffs“ auf fragwürdige Weise entlastend; und gelegentlich soll es ja vorkommen, daß die resignative Einsicht in die letztliche Unveränderbarkeit des bösen Weltzustandes in ein geheimes oder auch offenes Triumphgefühl umschlägt, das da verkündet, man habe es ja eigentlich immer gewußt, daß der Mensch an seinem eigenen Zopf nicht sich selber aus dem Sumpf ziehen, vielmehr dies eben doch nur und allein Gott könne.

Schließlich darf eine dritte Position nicht verschwiegen werden, die — übrigens in wachsendem Maße — das Verhältnis der Christen zur Revolution bestimmt. Sie ist vielleicht am klarsten ausgedrückt in der „Erklärung von 17 katholischen Bischöfen aus Asien, Afrika und Lateinamerika zur Frage der sozialen Revolution.“ In dieser Erklärung vom 15. 9. 1967 heißt es unter anderem: „... nicht alle Revolutionen sind notwendigerweise gut. Es gibt solche, die nur eine Palastrevolte sind und nur bei einer Auswechslung der Unterdrücker des Volkes landen. ... Aber die Geschichte zeigt, daß einige Revolutionen notwendig waren ... Niemand bestreitet heute, daß die Revolution, die sich 1789 in Frankreich abgespielt hat, die Sicherung der Menschenrechte ermöglicht hat. ... Wenn die Kirche seit einem Jahrhundert gewissen Notwendigkeiten für bestimmte Entwicklungen Rechnung getragen und den Kapitalismus mit seinem Kreditsystem bei legalen Zinsen und anderen Methoden geduldet hat, die sehr wenig der Moral der Propheten und des Evangeliums entsprechen ... kann sie sich nur freuen, wenn sie in der Menschheit ein anderes gesellschaftliches System auftauchen sieht, das weniger von dieser Moral entfernt ist. ... Wir sollten der Vergesellschaftung gegenüber alles andere tun, als schmollend dazustehen, sondern ihr mit Freuden zustimmen als zu einer Form des sozialen Lebens, die unserer Zeit besser angemessen ist und dem Evangelium mehr entspricht. ... die Regierungen müssen sich daran machen, den Klassenkampf zu beenden, der, im Gegensatz zu dem, was man gewöhnlich sagt, oft genug von den Reichen entfesselt wurde und den sie gegen die Arbeiter weiterführen, indem sie diese durch unzureichende Löhne und unmenschliche Arbeitsbedingungen ausbeuten. Es ist ein unterirdischer Krieg, den das Geld seit langem heimtückisch in der ganzen Welt führt und durch den es ganze Völker zu Tode bringt. Es ist an der Zeit, daß die armen Völker, unter-

stützt durch ihre rechtmäßigen Regierungen, wirksam ihr Lebensrecht verteidigen.“

An dieses Dokument müßten nun einige kritische Fragen gestellt werden, so erfreulich es auch sein mag. Wer oder was ist z. B. mit den „rechtmäßigen Regierungen“ gemeint, von denen im letzten Satz geredet wird? Und müssen die ausgebeuteten Völker wirklich ihr Lebensrecht „verteidigen“, oder müssen sie es nicht vielmehr erst erobern? Aber abgesehen von solchen und vielen anderen Fragen bleibt bei aller schon erwähnten Erfreulichkeit doch die eine Grundfrage: Paßt sich die Kirche hier nicht doch wieder einmal an einen historischen Prozeß an, den sie selbst keineswegs inauguriert hat, um nur ja nicht unter veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen jenen Einfluß zu verlieren, den sie eben nur dann behalten kann, wenn sie jetzt sich fortschrittlich geriert? Freilich können die Christen und also auch die Bischöfe, die jenes hier auszugsweise zitierte Dokument unterschrieben haben, darauf sich berufen, daß es seit Bestehen des Christentums eine „rechte“ und eine „linke“ Dimension des Christentums gegeben hat und gibt. Solche Christen wollen vielleicht ehrlicherweise nichts oder nichts mehr mit jenem Christentum zu tun haben, von dem auch und gerade nach ihrer Meinung Karl Marx zu Recht gesagt hat: „Die sozialen Prinzipien des Christentums haben jetzt achtzehnhundert Jahre Zeit gehabt, sich zu entwickeln. ... Die sozialen Prinzipien des Christentums haben die antike Sklaverei gerechtfertigt, die mittelalterliche Leibeigenschaft verherrlicht und verstehen sich ebenfalls im Notfall dazu, die Unterdrückung des Proletariats, wenn auch mit etwas jämmerlicher Miene, zu verteidigen. Die sozialen Prinzipien des Christentums predigen die Notwendigkeit einer herrschenden und einer unterdrückten Klasse und haben für die letztere nur den Wunsch, die erstere möge wohlthätig sein.“ Gewiß hat nun Marx, anders übrigens als Feuerbach, haben vor allem aber die Christen selber jene ganz andere, linke Kehrseite des Christentums unterdrückt oder vergessen, jene subversive Dimension, die vom Liebeskommunismus der christlichen Urgemeinde bis zu den mittelalterlichen Bauernaufständen der Täuferchristen unter Führung von Thomas Münzer nicht sowohl das Bestehende theologisch gerechtfertigt, sondern vielmehr die genau umgekehrte, nämlich die utopische Funktion der permanenten Revolte gegen die bestehenden, will sagen: unchristlichen Verhältnisse wahrzunehmen ermöglicht hat.

Sowohl für den Atheismus des philosophischen Materialismus, als auch für die Christen selber ist hier ein unerledigtes christliches Erbe einzuholen und anzutreten, aber für die Christen bleibt es beschämend, daß sie erst unter dem Eindruck und Druck der marxistischen Philosophie und der daraus resultierenden realen Veränderung der Welt langsam dazu sich entschließen, auf diese linke, subversive Dimension ihrer eigenen Tradition sich zu besinnen.

Die intellektuelle Redlichkeit eines Christen wie z. B. Heinrich Treblin (*kürbis-kern* 3/67) kann nicht bestritten werden. Und doch kann wiederum nicht gut geleugnet werden, daß die Bereitschaft zur Auseinandersetzung und zum Dialog

mit dem Marxismus nicht gänzlich frei von jener fatalen Taktik ist, die lieber mit dem Teufel paktiert, als den Anschluß an historische Entwicklungen zu verlieren, die offenbar nicht mehr rückgängig zu machen sind. Matthias Becker hat, ebenfalls in *kürbiskern* 3/67, — bezogen auf beide Gesprächspartner — eine Analyse der sozusagen machtpolitischen Motive jener Gesprächsbereitschaft geliefert, die durchaus bedenkenswert ist, wenn man hier ehrlich bleiben will.

Aber nun muß ja bedacht werden, daß die soziale und politische Revolution nur der äußerste Ausdruck jener Philosophie ist, die, nach dem bekannten Wort von Marx, die Welt nicht mehr nur in ihrem jeweiligen Sosein interpretiert, sondern die die Voraussetzungen zu ihrer Veränderung schafft.

Auch jenseits des Problems der Revolution als der ultima ratio zur Veränderung müssen die Christen endlich begreifen, daß jedes statische Verständnis von Welt und Mensch letztlich immer nur auf die Rechtfertigung von Herrschaft hinausläuft, also auf die Stabilisierung des Unrechts, das sie jahrhundertlang mit Opiumdämpfen umhüllt und vergessen gemacht haben.

Als ob nicht z. B. schon im 66. Kapitel des Propheten Jesaja der Satz zu lesen wäre: „Wer Weihrauch anzündet, ist wie einer, der das Unrecht lobt.“ Als ob nicht von Anbeginn in der jüdisch-christlichen Gottesvorstellung Züge enthalten gewesen wären, die auf den göttlichen Willen zur Veränderung, auf Exodus (Auszug) aus schlechten Verhältnissen hinein in bessere, menschengemäßigere hindeuteten.

Ernst Bloch hat einmal gesagt, es sei nun endlich an der Zeit, daß der aristokratische Jüngling mit Namen „Idealismus“ sich dazu bequeme, das rote Proletariermädchen mit Namen „Materialismus“ zu heiraten. Allein aus dieser Ehe könnten Kinder entstehen, die die Welt weiterbringen. Die gleiche Aufforderung muß auch an die christliche Theologie ergehen. Was aber käme heraus, wenn die Theologie sich entschlösse, mit dem roten Proletariermädchen „Materialismus“ sich einzulassen? Nun, die Theologie müßte begreifen, was materialistische Philosophie heißt und was sie will. Sie will, auf die einfachste Formel gebracht, die Welt, die Geschichte und den Menschen aus sich selber heraus erklären, will, mit Bloch zu reden, „in der Welt selber suchen, was der Welt hilft.“ Bedenkt man nun, daß spätestens seit Galilei und dem Aufkommen der modernen (Natur-)Wissenschaften der Begriffsapparat und das analytische Instrumentarium der konventionellen christlichen Dogmatik keinesfalls mehr ausreichen, um die Welt, die Geschichte und den Menschen ausreichend zu begreifen; bedenkt man, daß der Begriffsapparat und das analytische Instrumentarium der christlichen Theologie vielmehr im Gegenteil faktisch nur allzu oft repressiv, antiaufklärerisch und fortschrittsfeindlich sich ausgewirkt haben, so muß die Theologie vorerst einmal und wahrscheinlich auf weite Strecken darauf verzichten, die Welt, die Geschichte und den Menschen mit metaphysischen, also dem Menschen heteronomen Kategorien zu erklären. Christliche Theologie sollte mit Scham zugleich und mit Respekt die Tatsache anerkennen, daß nicht sie und ihre Hervorbringungen,

sondern Marx und Engels den Mechanismus des Kapitalismus und die Lage des Menschen unter der Herrschaft des Geldes und des Tauschprinzips und alle daraus entstehenden Entfremdungen und Unmenschlichkeiten konkret und präzise analysiert haben. Was hier gemeint ist, läßt an einem einfachen Beispiel sich verdeutlichen. Jahrhundertlang waren die Theologen der Meinung, die „weltlichen“ Wissenschaften — die Philosophie vor allem — verhielten sich zur Theologie wie die Magd zu Herrin. Heute scheint es mir genau umgekehrt zu sein: will ich mich nämlich über den Menschen und die menschliche Gesellschaft, über Leib, Seele und Geist, über Triebstrukturen und Gesellschaft, über das sogenannte Böse, über ökonomische und soziale Ursachen und Zusammenhänge und was immer sonst meine Erkenntnisse zu erweitern vermag, orientieren, so werde ich eben gerade nicht zuerst die Bibel oder eine christliche Dogmatik oder Ethik aufschlagen, sondern ein Werk „weltlicher“ Wissenschaft, das die entsprechende Problemstellung „autonom“, also aus der Sache selbst heraus, nicht aber „heteronom“, also mit der Sache fremden Kategorien erklärt.

Lese ich also die Arbeiten derjenigen Wissenschaftler, die, an der Basis der Sache bleibend und ohne „im Überbau herumzukrebsen“, ihren jeweiligen Erkenntnisgegenstand von seinen eigenen, „immanenten“ Voraussetzungen behandeln, dann kann ich gewiß sein, oder mindestens hoffen, daß ich einigermaßen genau und umfassend über alle Aspekte des in Rede stehenden Problems informiert werde. Je „materialistischer“ nun ein Wissenschaftler sein Thema entfaltet, desto eher kann es mir eigenartiger Weise passieren, daß mir plötzlich ein Bibelwort, eine bestimmte theologische Meinung einfällt, die zur Vertiefung der Problemstellung, zur Ergänzung einer möglichen Antwort sich eignet. Ergo: nicht sind die „weltlichen“ Wissenschaften Magd der Theologie, sondern die Theologie ist heutzutage die bescheidene, aber hilfreiche Dienerin der weltlichen, „materialistischen“ Wissenschaften. An dieser Stelle mag es erlaubt sein, den Text zu zitieren, der meiner Meinung den hier zur Diskussion stehenden Sachverhalt am schönsten zum Ausdruck bringt. Es handelt sich um die erste der „Geschichtsphilosophischen Thesen“ von Walter Benjamin.

„Bekanntlich soll es einen Automaten gegeben haben, der so konstruiert gewesen sei, daß er jeden Zug eines Schachspielers mit einem Gegenzug erwidert habe, der ihm den Gewinn der Partie sicherte. Eine Puppe in türkischer Tracht, die Wasserpfeife im Munde, saß vor dem Brett, das auf einem geräumigen Tisch aufruhte. Durch ein System von Spiegeln wurde die Illusion erweckt, dieser Tisch sei von allen Seiten durchsichtig. In Wahrheit saß ein buckliger Zwerg darin, der ein Meister im Schachspiel war und die Hand der Puppe an Schnüren lenkte. Zu dieser Apparatur kann man sich ein Gegenstück in der Philosophie vorstellen. Gewinnen soll immer die Puppe, die man „historischen Materialismus“ nennt. Sie kann es ohne weiteres mit jedem aufnehmen, wenn sie die Theologie in ihren Dienst nimmt, die heute bekanntlich klein und häßlich ist und sich ohnehin nicht darf blicken lassen.“

Moderne Theologie sollte endlich nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Masse der Gläubigen klar machen, daß Gott als supranaturale Person in einer überwirklichen Welt tot ist. Sie sollte diesen Satz nicht nur proklamieren, sondern insofern differenzieren, als sie immer und immer wieder einschränkt: die meisten der Prädikatisierungen, mit denen sie Gott bezeichnet hat, sind Projektionen herrschaftlich-autoritären Denkens auf Gott. Wie man spätestens seit Auschwitz noch von Gott als dem Herrn der Welt und der Geschichte reden kann, ist mir schlechterdings unerfindlich, und ich möchte Heinrich Treblin, der (in *kürbiskern* 3/67) diese Kategorie auch verwendet, herzlich bitten, zu erklären, wie er das meint. Ich jedenfalls meine, daß um der vielen repressiven Züge im jüdisch-christlichen Gottesbild eben dieses Bild zu zertrümmern ist. Was aber die nicht-repressiven Züge, das Revolutionäre, Subversive an Gott anbetrifft, von dem die Propheten geredet, von dem Jesus gepredigt hat, so ist „der Himmel zu plündern“ (Bloch) und „die rote Ampel, die in der gotischen Kathedrale hängt, soll ihren Platz in der Kajüte des Seeräubers finden“. Nämlich das wirklich Menschenfreundliche, Anti-autoritäre an Gott, das, was „alle Verhältnisse umwirft, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verächtliches, ein verlassenes Wesen ist“ (Marx) — das ist in Jesus, dem Menschengesicht da, auf der Erde und nicht im Himmel, im konkreten Prozeß der menschlichen Geschichte und nicht in der Metaphysik. Und eben dieses jesuanische Prinzip muß von den Christen immer wieder ins Feld geführt und zum Christen gebracht werden, wo gerade auch unter sozialistischen Prämissen bürokratische Herrschaft, Ungerechtigkeit, Unfreiheit, kurz: Unterdrückung des Menschen durch den Menschen herrschen. Es kann und muß dann für Christen notwendig sein, zur Orthodoxie erstarrten Marxismus nicht etwa von rechts zu sabotieren, sondern „links“ zu überholen.

Dann hat, mit Bloch zu reden, die Erde kein Jenseits, aber auch keine Schranke im Diesseits. Das sollte sich christliche Theologie zu eigen machen.

Mögen die Marxisten, nachdem sie die historischen Übel als nicht von Gott oder einem Schicksal verhängt analysiert und die Mittel zu ihrer Beseitigung bereitgestellt haben, nun über die Fragen nachdenken, die durch die Leiden gegeben sind, welche die Natur über uns verhängt. Die Christen jedenfalls sollten sich hüten, aus der Tatsache der menschlichen Endlichkeit und des Sterbens jenen etwas schäbigen Triumph zu ziehen, der das Recht und die Notwendigkeit christlicher Metaphysik an den Gräbern beweist. Es mag sein, daß die Frage, welche der Tod uns stellt, nur religiös zu beantworten ist. Vorläufig haben die Christen nur das ihre dazu beizutragen, daß die Menschen nicht unnötig, zu früh, nach einem unerfüllten Leben, durch Krieg, Hunger und Terror sterben müssen. Denn die vorerst durch keine Erfahrung zu beantwortende Frage ist, ob sich nicht die Qualität des Todes für den Menschen ändern würde, wenn er nicht das Ende eines unerfüllten, elenden, sondern das Ende eines wirklich erfüllten, glücklichen Lebens wäre.

Martin Walser Amerikanischer als die Amerikaner

Rede zum Internationalen Vietnam-Tag

Motto: LBJ am 6. 2. 1965 vor New Yorker Studenten: „Ich würde es begrüßen, wenn sie (die amerikanischen Studenten) ebensoviel Fanatismus für ihr politisches System aufbringen würden wie die jungen Nazis während des Krieges für ihr System aufgebracht haben.“

1. Zitate.

Die amerikanischen Experten haben aus ihrem Krieg in Vietnam jetzt zwei Kriege gemacht.

Ein Krieg wird geführt unter dem Motto:

clear and destroy oder search and destroy; der andere Krieg hört auf den Namen „Pacification“, aber er wird auch genannt the „other“ war. Beide Kriegsarten haben Vorläufer. Die erste Kriegsart wird in unseren Zeitungen oft als Krieg der „verbrannten Erde“ bezeichnet. Der andere Krieg wird ebenso richtig mit „Befriedung“ übersetzt. Wahrscheinlich sind sich die Journalisten nicht bewußt, daß das Wort „Befriedung“ seine letzte Hochkonjunktur zu Kaisers Zeiten hatte, als SMSS „Hyäne“ und „Habicht“ usw. und Marine-Infanterie von Afrika bis Samoa ein- und durchgriffen, daß dann gemeldet werden konnte: „In Togo machte die Befriedung keine besonderen Schwierigkeiten.“ So übersetzt auch Theo Sommer in der ZEIT, was Henry Cabot Lodge ihm sagte: „Der nächste Schritt ist jetzt, die Befriedung wirklich in Schwung zu bringen.“ Und diese Übersetzung ist richtig. Allerdings, die Befriedungs-Methoden haben sich geändert seit Kaisers Zeiten. Damals war das Selbstbewußtsein der Weißen noch so barbarisch, daß koloniale Maßnahmen kaum der Rechtfertigung bedurften. Das hat sich geändert. Unsere Erben, die Amerikaner, müssen einen gewaltigen public-relation-Aufwand betreiben, um ihrem Krieg in der Weltöffentlichkeit ein ergreifendes Image zu verschaffen. Und es gelingt ihnen nicht! Wenn man

einmal von der Bundesrepublik und vielleicht noch von Portugal, Südafrika und Südkorea absieht.

Joel Blocker, der Korrespondent von *Newsweek* in Paris schrieb im Herbst 1966: „Drei von vier Europäern, mit denen ich in den letzten 12 Monaten sprach, haben die amerikanische Haltung gegenüber Vietnam heftig kritisiert.“ Aber der Korrespondent kann hinzufügen, in der Bundesrepublik finde Amerikas Krieg noch am meisten Unterstützung.

Für diesen Befund gibt es drastische Belege. Sie erinnern sich daran, daß de Gaulle Amerika verurteilt hat als einzigen Urheber dieses „ungerechten und verabscheuungswürdigen Krieges“. Und jetzt hören Sie, was unser Präsident, Heinrich Lübke, an Johnson kabelte, als er im Juli 1967 zum amerikanischen Nationalfeiertag zu gratulieren hatte:

„Zum Unabhängigkeitstag Ihres Landes übermittle ich Eurer Excellenz und der amerikanischen Nation meine und des deutschen Volkes beste Glückwünsche . . .“ Dann wünscht er „Kraft, Gesundheit und Erfolg“ und kommt zum einzig konkreten Inhalt seiner Adresse: „Möge auch der gegenwärtige Kampf, den Ihr Land als Vorkämpfer der Freiheit gegen die Mächte der Unterdrückung in Ostasien führt, von Erfolg gekrönt und es Ihnen bald vergönnt sein, sich ausschließlich Ihrem großen Friedenswerk zum Nutzen aller Völker der Welt zu widmen.“ Sollen wir einfach mit leicht gequältem Grinsen zur Kenntnis nehmen, daß unser Bundespräsident wieder einmal den unpassendsten Ausdruck gefunden hat? Ich glaube, es genügt nicht, Lübke nicht mehr ernst zu nehmen. Erstens übermittelt er ja solche Wünsche auch und ausdrücklich im Namen „des deutschen Volkes“; zweitens ist er hierzulande nicht allein, wenn er sagt, die Amerikaner seien in Vietnam „Vorkämpfer der Freiheit“. Schließlich hat vor Lübke schon Erhard die Bombenangriffe auf Nordvietnam begrüßt, haben Erler und Jaksch und Guttenberg und Schröder und Leber und andere den amerikanischen Führern gesagt, was die hören wollten: Position der Stärke, nicht zurückziehen wegen Kettenreaktion, feste Haltung, vorbildliche Erfüllung der Bündnispflicht, Härte in Vietnam und in Berlin . . .

Daß unsere Leute Saigon und Berlin mit einander vergleichen als von Amerika garantierte Positionen finde ich immer wieder merkwürdig: schließlich sind die Amerikaner in Berlin mit dem Willen und Einverständnis der Bevölkerung; wären sie in Berlin so fehl am Platze wie in Saigon, dann stünde es schlecht um Berlin.

Aber bitte, wenn unsere Politiker überm Ozean sind, dann nehmen sie's offenbar nicht so genau. Hierzulande sprechen sie nicht über jenen Krieg. Das tun auf die wünschenswerteste Weise unsere großbürgerlichen Zeitungen. Die haben den Krieg in Vietnam von Anfang an so dargestellt, wie es das Pentagon wünschte. Die Vietkong wurden jahrelang als Rebellen bezeichnet. Und natürlich waren sie kommunistische Rebellen. Und Nordvietnam war der Aggressor. Südvietnam ein Pflanzgärtlein westlicher Demokratie. Die Amerikaner haben in all ihrem

demokratischen Missionseifer das Versprechen gegeben, diesen schönen Demokratieversuch auf asiatischem Boden zu schützen gegen kommunistischen Terror und kommunistische Diktatur („Vorkämpfer der Freiheit“), also müssen sie jetzt eben wider besseren Willen einen immer scheußlicher werdenden Krieg führen. „ . . . mit erstaunlicher Nüchternheit und ohne viel ideologisches Pathos“, stellte ein SPD-Abgeordneter fest. Wem sie ihr Versprechen gegeben haben, wird nicht gefragt. Daß sie eine Regierung nach der anderen einsetzen mußten, um überhaupt eine Puppe zu haben, der sie was versprechen konnten, wird nicht erwähnt. Die Amerikaner haben ein Versprechen gegeben und das halten sie, auch wenn's schwer fällt. So sind sie nun einmal. Daß die Amerikaner diesen Krieg nicht mit Begeisterung führen, gilt schon als Beweis dafür, daß sie ihn nicht verschuldet haben. Theo Sommer (*DIE ZEIT*) im Juni 1965, als die Bombardierung Nord-Vietnams schon seit Monaten im Gange war: „Sollten die Europäer wirklich so kurzzeitig geworden sein, daß sie nun in Asien mißbilligen, was ihnen selbst vor zwanzig Jahren das Leben rettete — eine amerikanische Rettungsaktion?“

Gewiß ist diese Aktion mit ungeheurem menschlichen Elend und Leid verknüpft. Aber wäre beides geringer, wenn die Amerikaner Vietnam einfach den Kommunisten überließen?“

Und Theo Sommer, ein voll professioneller politischer Beobachter und Journalist, hat auch die Eskalation brav begleitet und in jedem Stadium das rechte beschwichtigende Wort gefunden. Als eine andere Zeitung im Frühjahr 1965 meldete, die USA wollten ihre Streitkräfte auf 350 000 Mann erhöhen, schrieb Theo Sommer: „ . . . solche Überschriften erwecken den irrigen Eindruck, die Amerikaner seien drauf und dran, sich auf ein zweites Korea einzulassen. In Wahrheit beabsichtigen sie nichts dergleichen. Ihre Eventualpläne sehen die Entsendung von 350 000 Mann lediglich für den recht unwahrscheinlichen Fall vor, daß chinesische Truppen einen massiven Angriff über den 17. Breitengrad hinweg nach Süden vortrügen.“

Inzwischen stehen 500 000 Amerikaner in Vietnam, ohne daß sich die Chinesen gerührt hätten.

Gestatten Sie mir, bitte, noch einen prominenten und ebenso peinlichen Rechtfertiger: Professor Dr. Klaus Mehnert. Er ist sogar Asienspezialist. In einem Vortrag vor Industriellen sagte er noch im Herbst 1966: „Ich meine, daß wir die letzten sein müssen, die den Amerikanern sagen: Geht heraus aus Vietnam; denn sie sind ja nicht dort, weil es ihnen Spaß macht, sie sind dort, weil sie Verpflichtungen eingegangen sind. Sie sind nicht dort, um sich eine Kolonie zu erobern, sondern weil sie glauben daß im Gesamtrahmen der weltpolitischen Entwicklung ihr Durchstehen dieses abscheulichen Dschungel-, Reisfeld- und Sumpfkrieges unerlässlich ist. Das macht ihre Weltpolitik, auch wenn sie Fehler begehen, als Weltpolitik glaubwürdig. Wenn sie dort abziehen, wie groß ist dann die Glaubwürdigkeit ihres Hinstehens in Berlin oder sonst irgendwo?“

Das also ist der Kreis, in dem diese Rechtfertigung sich dreht. Jetzt aber eine amerikanische Stimme. Der Pfarrer und Friedensnobelpreisträger Martin Luther King am 4. April 1967 in New York:

„Nach 1945 versagten wir neun Jahre lang dem Volk von Vietnam das Recht auf Unabhängigkeit. Neun Jahre lang unterstützten wir tatkräftig die Franzosen bei ihrem verhängnisvollen Versuch, Vietnam wieder zur Kolonie zu machen. Ehe der Krieg zu Ende ging, trugen wir 80 Prozent der französischen Kriegskosten. Schon ehe die Franzosen in Dien Bien Phu hoffnungslos geschlagen wurden, begannen sie an dem inneren Recht dieses Krieges zu zweifeln, wir aber nicht...“

„Nachdem die Franzosen geschlagen waren, sah es aus, als ob die Unabhängigkeit und Landreform durch die Abkommen von Genf nun erneut gesichert wären. Aber statt dessen kamen die Vereinigten Staaten, die entschlossen waren, Ho das zeitweilig zerteilte Land nicht wieder vereinigen zu lassen; und die Bauern beobachteten, daß wir einen der übelsten modernen Diktatoren unterstützten, — den von uns ausgewählten Premierminister Diem. Die Bauern sahen zu und duckten sich, als Diem rücksichtslos jede Opposition ausrottete, die zurückgekehrten Großgrundbesitzer unterstützte und es sogar ablehnte, mit dem Norden über die Wiedervereinigung zu verhandeln. Die Bauern sahen, daß alles dieses unter dem Druck des amerikanischen Einflusses geschah und dann durch die zunehmende Anzahl amerikanischer Soldaten, die kamen, um den Aufstand niederschlagen zu helfen, der entstanden war durch die Methoden Diems. Vielleicht waren sie glücklich, als Diem gestürzt wurde, aber die dann folgende lange Liste militärischer Diktatoren schien keine wirkliche Veränderung mit sich zu bringen — besonders hinsichtlich ihres Verlangens nach Landbesitz und Frieden. Die einzige Veränderung, die eintrat, kam aus Amerika, als wir nämlich unsere militärische Hilfe zur Unterstützung von Regierungen verstärkten, die ganz einfach korrupt und unfähig waren und keinerlei Unterstützung im Volke hatten. Aber gleichzeitig lasen die Leute unsere Flugblätter und erhielten ein Versprechen nach dem anderen, daß es Frieden und Demokratie und Landreform geben würde. Jetzt sterben sie unter unseren Bomben, und sie sehen in uns, nicht in ihren vietnamesischen Landsleuten den wirklichen Feind. Mit zerschlagenem Herzen und teilnahmslos lassen sie es über sich ergehen, wenn wir sie aus dem Land ihrer Väter in die Konzentrationslager pferchen...“

Bis jetzt haben wir eine Million dieser Menschen umgebracht — meistens Kinder.“

Dazu noch eine Meldung: der Direktor des Studien- und Forschungszentrums für Kinder des Mercy Colleges in New York — das ist ein katholisches Institut —, William Pepper, berichtet, daß seit 1961 250 000 Kinder als Opfer dieses Krieges umgekommen sind.

Da würde ich gerne hinzusetzen: in Worten: zweihundertfünfzigtausend. Theo Sommer berichtete nämlich in der ZEIT, daß die Amerikaner anno 1965 im

Durchschnitt 351 111 Dollar aufwenden mußten, um *einen* Vietkong zu töten. Und Theo Sommer fügt hinzu: „In Worten: dreihunderteinundfünfzigtausendeinhundertelf.“ Entweder hat er dabei ans Scheckschreiben gedacht oder er fand, soviel sei ein Vietkong dann doch nicht wert.

Kardinal Spellmann sagte bei seiner Weihnachtspredigt anno 1966 in Saigon: „... diejenigen, die gegen uns kämpfen, haben nicht die geringste Achtung vor dem Menschenleben, während für uns Amerikaner das Leben des Menschen das kostbarste Gut ist.“

Dieser Kardinalsatz läßt vermuten, daß der Kardinal nur ein amerikanisches oder zumindest weißes Leben als menschliches Leben bezeichnet, sonst wäre der Satz angesichts der immer perfekter arbeitenden amerikanischen Tötungsmaschinerie purer Unsinn. Tatsächlich darf man vermuten, daß die Amerikaner, wenn sie sich demnächst in Latein-Amerika in einen Bürgerkrieg unter Weißen einmischen sollten, nicht so rücksichtslos bombardieren und töten werden wie sie das in Vietnam tun. Gelbe sind eben doch keine Weißen. An diesem Völkermord arbeitet sicher noch unser europäisch-barbarisches Herren-Bewußtsein mit. Und natürlich das zur Zeit des kalten Krieges aufgebaute Haß- und Verachtungspotential des kreuzzüglerischen Anti-Kommunismus.

Anders wäre die ekelregende Stumpfsinnigkeit unserer Kriegshilfswilligen überhaupt nicht zu erklären. Hören Sie, was ein Heinz Barth in der WELT schrieb (23. 9. 1967): „Präsident Johnson will zweifellos den Frieden. Aber er will ihn mit dem richtigen Timing. Deutlicher ausgedrückt: Eine Lösung mehr als ein Jahr vor der amerikanischen Präsidentenwahl würde in ihrer Wirkung verpufft sein, wenn die Amerikaner im November 1968 an die Urnen gehen. Dagegen wäre ein Frieden, der sich früh im nächsten Jahr kristallisiert, ein ideales Timing für den Präsidenten.“ Und in der ZEIT (Schwelen) war zu lesen, daß Johnson mit der Bombardierung Nordvietnams genau in dem Augenblick begann, als seine Popularitätskurve den Tiefpunkt erreicht hatte. Will Theo Sommer uns auch jetzt noch eine „amerikanische Rettungsaktion“ weismachen? Nein, er will nicht mehr.

Er versucht zwar immer noch eine Darstellung der Kriegsursache im Pentagon-Stil, (die Amerikaner hätten „den bedrängten Südvietnamesen ihre Hilfe nicht versagt“) aber dann schreibt er (1967), einigermaßen unerwartet: „Ehre, Freiheit, Demokratie wurden bemüht, um das amerikanische Engagement zu rechtfertigen, doch in Wahrheit ging es um reine Machtpolitik...“ Das ist erstaunlich bei einem Mann, der diesen Krieg vor zwei Jahren als noble Rettungsaktion darstellte. Aber um fair zu sein, muß man sagen, daß Theo Sommer jenen Satz von der Machtpolitik nicht uneingeschränkt stehen läßt, er fährt fort: „... Nordvietnam stilisierte den Partisanen-Krieg zum ‚Modell‘ für die nationalen Befreiungskriege unserer Zeit empor; da hatten die Amerikaner gar keine andere Wahl, als den Fehdehandschuh aufzunehmen und zu beweisen, daß sich der Partisanenkrieg nicht auszahlt. Sie besaßen keine Alternative zum Engagement.“

Das ist der atemraubend stupide Kern aller Rechtfertigungen hierzulande: Wenn die Amerikaner hier nicht eingreifen, dann hat das verheerende Folgen in Asien, Afrika und Südamerika. Man nennt das die Domino-Theorie. Ein erschütterndes Bild für die Stabilität der amerikanischen Position in der Welt. So stabil wie aufgestellte Dominosteine. In Amerika hat man sich längst von diesem Schreckbild einer Theorie distanziert. Mary Mc Carthy: „Plötzlich will keiner mehr zugeben, daß er je ihr Advokat war.“ Bei uns schon. Bei uns rechtfertigt man lustig weiter mit dieser Theorie. Golo Mann, Historiker, wenn auch nicht Politik-Professor, hat für solche Theorien das Wort „Kommunismus-Irrtum“ geprägt; in einer Besprechung des Vietnam-Buches von A. M. Schlesinger bezeichnet er als Kommunismus-Irrtum „die Überzeugung, alles, was die Kommunisten irgendwo machten, werde von einem einzigen bösen Riesenhirn gelenkt, und daher sei, was mit den Kommunisten und gegen die Kommunisten irgendwo geschehe, auch für den ganzen Planeten verbindlich. Erfahren sie in Vietnam, daß es mit ‚nationalen Befreiungs-Kriegen‘ nichts ist, so wird es nirgendwo mehr ‚nationale Befreiungskriege‘ geben. Erlaubte man ihnen, in Vietnam zu siegen, dann würden die ‚Dominosteine‘ in Kaskaden fallen, in Asien zuerst, in Afrika und Südamerika dann. Gegen diese wahrhaft phantastische Ansicht der Dinge gibt Schlesinger zu bedenken, daß, was immer in Peru oder in Uganda geschehen mag, aufgrund der Bedingungen an Ort und Stelle geschehen wird, absolut unabhängig von Vietnam.“

Daß da ein Land nach mehr als 20 Jahren Krieg gegen immer stärkere weiße Militärmacht, den Partisanenkrieg, zu dem es durch Unterlegenheit gezwungen ist, zum „Modell“ stilisieren möchte, das kann nur einem einfallen, der tatsächlich glaubt, die Aufstände in der Dritten Welt entstünden nicht etwa aus lokaler Not und langer geschichtlicher Erfahrung mit uns, sondern diese Aufstände seien lediglich von jenem „einzigen bösen Riesenhirn“ erdacht und befohlen; und die Leute in Peru und Bolivien und Venezuela und Vietnam sind nach dieser Denkgewohnheit einfach so töricht oder abenteuerlich, daß sie, anstatt ihr gesichertes Leben zu fristen, sich auf Befehl eines allgewaltigen Moskau oder Peking in einen schier aussichtslosen Kampf stürzen. Und das ist doch immer ein Bürgerkrieg! Ein Krieg im eigenen Land gegen die, die mit Hilfe Amerikas die grauenhaften sozialen Zustände so grauenhaft erhalten möchten, einfach weil sie ihr Geschäft damit machen. Martin Luther King hat diese historisch werdende Rolle Amerikas so bezeichnet: „... in zunehmendem Maße — sei es absichtlich, sei es zufällig — ist dies die Rolle, die unser Volk zu spielen begonnen hat: die Rolle derer, die eine friedliche Revolution unmöglich machen, weil sie sich weigern, auf die Vorrechte und auf das Wohllleben zu verzichten, das aus den riesigen Gewinnen unserer überseeischen Investitionen fließt.“

Diese Rolle Amerikas wird immer mehr auch unsere Rolle. Wir sind eine Industrie- und Handelsgroßmacht. Auch wir verbünden uns überall in der Welt lieber mit den überfälligen Schichten, auch wir machen unser Geschäft am liebsten

mit den Oligarchien, mit den Diktatorenfamilien von Battista bis Palehvi. Wir schicken allerdings keine Truppen in die Welt. Das lassen wir die USA für uns tun. Aber warum tun wir's eigentlich nicht? Der Militärexperte der FAZ, Adalbert Weinstein, berichtete aus Vietnam, junge amerikanische Offiziere rechneten dort fest damit, daß eines Tages Deutsche an ihrer Seite kämpfen werden. Weinstein glaubt nicht so recht daran; seine Begründung ist interessant: die Weltöffentlichkeit würde sich darüber erregen. Und auch der sozialdemokratische Bundestagsabgeordnete Dr. Erhard Eppler sagte nach einer Vietnam-Reise nicht, daß es einfach von uns aus ganz und gar unmöglich und undenkbar und überhaupt nicht erwägenswert ist, deutsche Soldaten nach Vietnam zu schicken; er ist zwar sicher nicht für eine solche Expedition, aber er entschuldigt sich geradezu dafür, er begründet unsere Abstinenz damit, daß wir keine Weltmacht seien; wären wir eine, dann dürften wir also Soldaten schicken; auch er beruft sich hauptsächlich auf die öffentliche Meinung: „Das Auftauchen deutscher Uniformen in Vietnam würde die Bundesrepublik in Asien zum amerikanischen Satelliten stempeln und überdies Wasser auf die Mühlen derer leiten, für die der Vietnamkrieg ohnehin ein Unternehmen des weißen Mannes gegen Asiaten ist.“ Nein, diesen Eindruck wollen wir wirklich vermeiden. Also schicken wir besser keine Truppen in die Welt. Die Vereinigten Staaten sind sowieso die beste Schutzmacht für unsere Geschäftspartner. Die USA sind wie wir daran interessiert, daß in den Ländern der Dritten Welt das Elend getauft wird, auf einen möglichst westlichen, freiheitlichen Namen; daß es unter Arbeitsvertrag genommen wird und beherrschbar und abhängig bleibt. Die revolutionäre Entwicklung, die überall aus solchem Elend resultieren möchte, wäre ein Strich durch unsere Rechnung. Ich hörte einen Direktor, der vom Besuch einer argentinischen Filiale zurückkam, sagen: Solange die Armee und die 7000 Priester die Lage noch in der Hand haben, muß es uns um unsere Niederlassung dort nicht bange sein. Er kam sich, das sah man, bei diesem Satz nicht ironisch vor.

John F. Kennedy, der den Krieg in Vietnam gedeihen ließ, erkannte diese neueste Rolle Amerikas sehr genau: „Diejenigen, die eine friedliche Revolution verhindern, werden die gewaltsame Revolution unabwendbar machen.“

So deutlich wird das in Amerika eingesehen. Aber die Amerikaner sind schon zu sehr Gefangene einer antikommunistischen Tradition, aus der sie sich wahrscheinlich mit genau so vielen Kriegen herausbluten müssen wie wir in Europa uns aus unseren früheren sogenannten Erbfeindschaften herausbluten mußten. Die primitivsten Wortführer geben solchen Staats- und Gesellschaftskrankheiten immer den deutlichsten Ausdruck, deshalb muß ich noch einmal Kardinal Spellmann zitieren, und zwar noch einmal aus seiner Weihnachtspredigt: „Ich glaube, daß der Krieg in Vietnam ein Krieg zur Verteidigung der Kultur ist.“ Weihnachten ist für diesen Satz ein ebenso grotesker Termin, wie der amerikanische Unabhängigkeitstag für den Satz Heinrich Lübkes, der Amerika in Vietnam als „Vorkämpfer der Freiheit“ feierte. Und das in einem Monat, in dem die USA

mehr Tonnen Sprengstoff auf Vietnam warfen als in den wurfreudigsten Monaten des 2. Weltkriegs auf Deutschland. Hätte Lübke bei seinem Glückwunsch nicht auch an den Satz denken können, den Nehru auf dem Petersberg im Jahre 1956 sagte: „Es gibt nichts Gefährlicheres, als wenn ein Land mit Gewalt andern Ländern Gutes tun will.“

2. Folgerungen.

Nein, meine Damen und Herren, unser Bundespräsident konnte nicht auf einen Satz von Nehru kommen. Das liegt wohl an der deutschen Auffassung von Verbundenheit, Bündnis, Freundschaft und Treue. Oder liegt es an unserer Wirtschaftsverfassung? Aber warum verhalten sich dann Länder, die uns ähnlich sind, so gänzlich anders? Schweden, zum Beispiel. Der schwedische Professor Gunnar Myrdal schilderte auf einer Stockholmer Tagung, die dem Vietnam-Krieg gewidmet war, daß er selber lange Zeit Gelegenheit hatte, Amerika kennen- und lieben zu lernen; er bezeichnete Amerika als seine zweite geistige Heimat; ihn als antiamerikanisch zu klassifizieren, sei völlig lächerlich; das gleiche gelte für das schwedische Volk, in dem es keine Spur irgendeines grundsätzlichen Antiamerikanismus gebe; dennoch verurteile das gesamte schwedische Volk den amerikanischen Krieg in Vietnam; weder die Regierung noch die Oppositionsparteien würden es wagen, eine andere Haltung einzunehmen, weil dies den Gefühlen und den Ansichten des Volkes widersprechen würde. Und bei uns? Ein mächtiger und hilfswilliger Rechtfertigungs-Journalismus. Das Parlament stumm. Die führenden Politiker stumm. In Amerika liefern sie ab, was sie denken oder was, nach ihrer Ansicht, den Amerikanern am angenehmsten in den Ohren klingen muß. Und sonst? Ein paar Zeitungen berichten wirklich aus Vietnam. Ein paar Grüppchen betreiben „außerparlamentarische Opposition“. Und die Bevölkerung? Meinungsumfragen hätten ergeben, daß die Bevölkerung diesen Krieg mehr und mehr ablehne. Falls das stimmt, möchte man sich wünschen, daß diese Ablehnung endlich einen politischen Ausdruck findet.

Wir haben es schwerer als Schweden. Wir sind Amerikas engste Verbündete auf diesem Kontinent. Wir halten uns sogar für Amerikas engste Freunde. Vor allem: wir kommen nicht so leicht los von unseren Amerika-Gefühlen der Fünfzigerjahre. Amerika hat uns erzogen, aufgenommen, ausgestattet, aufgerüstet, hat uns gelehrt, die Welt in zwei Lagern zu sehen.

Dulles und Adenauer sind die Kirchenheiligen einer unheimlich einfachen Art, die Welt zu betrachten; diese Art ist in uns allen erfolgreich geworden. Es war ja schön und angenehm, aus der Gewissensgrübeleien über die eigene Vergangenheit befreit zu werden durch den demokratischen Ritterschlag der größten demokratischen Gesellschaft.

Wir waren gleich wieder auf der Seite der Besseren. Drüben die Roten, die Diktatur, die Unmenschlichkeit; hier die Vernunft, die Humanität, die Freiheit. Und der wirtschaftliche Erfolg. Und auch dieses sympathische Amerika. Ich habe es nie verstanden, warum man in der Welt vom „häßlichen Amerikaner“ sprach. Ich fand sie sympathisch. Ich fand, wir hatten ungeheuer Glück gehabt. Gerade noch das schlimmste Land der Welt, und jetzt gleich das Schoßkind einer Weltmacht, die überhaupt nicht agierte wie eine Weltmacht. Die besten Witze über sich selber machten die selbst. Bei denen konnte jeder was werden. Unsere Amerika-Reisenden staunten: der links neben dir an der Bar, war ein Arbeiter, und der rechts neben dir auch. Ja, über uns allen ging ein schönes, ein amerikanisches Zeitalter auf. Sie luden uns ein, von ihrer legeren Art zu profitieren. Nichts hatten wir nötiger.

Eine höchst wünschenswerte Zukunft stand dicht bevor: wir wollten lernen bei denen, praktische, bis tief in den Werktag und ins Bewußtsein eines jeden reichende Demokratie. Wir lernten nicht nur, wir büffelten, was sie uns aufgaben. Wir wollten ihnen gefallen. Wir wollten von allen Staaten, die bei ihnen in die Schule gingen, der beste sein. Ich war einen Sommer lang in Harvard mit Vertretern aus 42 Ländern. Jedes Land mußte einen Abend geben unter einem bezeichnenden Titel. Wir waren drei Bundesrepublikaner. Wir einigten uns auf den Titel: The Conscientious Pupil. Das heißt etwa: der Musterschüler; vielleicht auch: der Streber.

Ja, das war eine schöne Zeit: lernen und arbeiten dürfen im Windschatten der humansten Großmacht, die es je gegeben hatte. Selber entstanden durch Revolution, und von da an die Zuflucht derer, die mehr Freiheit suchten als sie zu Hause kriegten. Dann hatten sie Cuba von den mittelalterlichen Spaniern befreit. Den Kaiser besiegt. Hitler besiegt. Uns akzeptiert. Das war schon mehr als eine Hoffnung. Aber dann stellten sich Nachrichten ein, die nicht in unser Amerika-Bild paßten. Es gab offenbar mehrere Amerikas. Das hatten sie selber auch nie verborgen. Aber welches Amerika machte jetzt die Politik? Welches gab den Ausschlag? Das war nicht mehr unser legeres, zur Selbstdurchschauung trainiertes Amerika. Die antikommunistische Hysterie in den Fünfzigerjahren konnte man noch schlucken. Sie brachten ja keinen um. Das wird sich geben. Aber dann kamen die Nachrichten aus Guatemala, aus Venezuela, Bolivien, Peru, Santo Domingo, Cuba, den Philippinen und dann aus Vietnam. Erstaunliche Sätze hörte man aus dem Munde von Nixon, Goldwater, Rusk, McNamara, Johnson und anderen. Die Rassenunruhen wurden von Sommer zu Sommer schlimmer. Gut, das ist ein Problem Amerikas. Das fordert unsere ganze Teilnahme heraus. Aber das immer brutalere Auftreten der Weltmacht Amerika, mit der wir so befreundet sind, das ist auch unser Problem. Von Monat zu Monat gehört denen mehr von unserer Industrie. Und wir sind als zweit- oder drittgrößte Exportwirtschaft der Welt auch eine politische Macht. Aber wir haben uns selber zum Satelliten gemacht. Aus Treuherzigkeit oder Befehlsempfänger-Routine behan-

deln wir das jeweils führende Amerika als das einzige überhaupt. Wenn Amerika einen Krieg gedeihen läßt, dann nennen wir seine Expeditions-Soldaten solange „militärische Berater“, bis die Amerikaner selber den Ton wechseln. Wir nennen sie „Vorkämpfer der Freiheit“, auch wenn wir wissen könnten, daß sie's jetzt nicht mehr sind. Wir nehmen kaum zur Kenntnis, daß es das andere Amerika noch gibt, das gegen diesen Krieg in Vietnam protestiert und gegen die Kriegführenden arbeitet. Für uns gilt nur die Regierung, und die führt Krieg. Also rechtfertigen wir diesen Krieg, so gut wir es vermögen. Wir sind der atlantische Untertan geworden wie wir einmal der deutsche Untertan waren. Mir hat ein Kriegerrechtfertiger während einer öffentlichen Diskussion zugerufen, gerade wir Deutsche hätten nach dem, was zwischen 1933 und 1945 passiert sei, keinen Grund, den Amerikanern Vorhaltungen zu machen. Ich finde, gerade wir müssen dem Amerika, das den Krieg führt, mehr als Vorhaltungen machen. Wir haben schließlich Erfahrung in Selbstverblendung und „Arroganz der Macht“ (Senator Fulbright). So verständlich es ist, daß in unserem Land viele noch am trauten Amerikabild von 1955 hängen, so gefährlich ist das für uns und für Amerika. Schließlich sind auch die kriegführenden Politiker in den USA jenem trauten Amerikabild verfallen und halten sich für Freiheits- und Kulturverteidiger, wo und wann immer sie ihre Bomben werfen.

Rund um den Globus wächst die Entrüstung über dieses Amerika. Bei uns aber wird jeder Stufe der entsetzlichen Eskalation ein klug tuendes Gutachten ausgestellt. Zur Rechtfertigung. Und dazu, daß wir diese allmähliche Perfektion des Völkermords schlucken ohne aufzustößen. In Amerika fragen sich heute alle, die „Tauben“ und die „Falken“, wie konnte das geschehen? Wie sind wir da hineingeraten? Wann hätten wir Halt machen müssen? Wir haben nichts dazu getan, Amerika zu helfen.

Wir haben uns offenbar damit abgefunden, dieser Brutalisierung Amerikas als gedopte JA-Sager zuzuschauen. Eine Europäisierung unserer Politik ist schon gar nicht mehr vorstellbar. Obwohl dem besseren Amerika dadurch vielleicht noch zu helfen wäre im Kampf gegen den miesen und blutigen Texas-Stil. Aber was soll man noch hoffen, wenn unsere Politiker nicht einmal durch diesen scheußlichsten Krieg aus ihrer Gratulations-Routine aufgeschreckt werden.

Als Bundeskanzler Kiesinger von seiner ersten Kanzlerreise aus Amerika zurückkam, wurde er gefragt, ob er wie Erhard in Washington die „moralische Unterstützung“ der Deutschen abgeliefert habe. Kiesinger sagte: „Ich weiß nicht, wo die moralische Unterstützung aufhört und die politische beginnt. Ich hasse Halbheiten.“

Ich weiß nicht, angesichts dieser hochschlüpfigen Slalomsprache, die jede Auskunft ebenso vermeidet wie jeden Anstoß, beginnt man sich fast nach Erhards schrecklichen Herztönen zu sehnen.

Ich finde, wir dürfen es unseren Politikern einfach nicht erlassen, auf den Vietnam-Krieg eine politische Antwort zu geben.

Oder hat Golo Mann recht, der folgenden Rat gibt:

„Ein höfliches trauriges Schweigen scheint mir noch die würdigste Haltung, welche westeuropäische Politik gegenüber der Vietnam-Tragödie einnehmen kann!“

Wie macht man das, „höflich und traurig“ schweigen? Und falls das alles ist, was westeuropäische Politik noch darf, wenn im Namen der „freien Welt“ Krieg geführt wird, also doch auch im Namen West-Europas, wäre es dann nicht besser, unsere Außenministerien aufzulösen und gleich alles einem Mr. Rusk zu überlassen?

„s' ist leider Krieg“, schrieb einmal Matthias Claudius, „— und ich begehre nicht schuld daran zu sein.“

Momentan gelten wir aber in der Welt als Helfershelfer der kriegführenden Johnsonregierung. Unser Parlament schweigt sich sorgfältig an jeder Haltung vorbei. Ist das Parlament dafür, daß die USA auch in unserem Namen Krieg führen? Ist die Regierung dafür, daß die Truppen in Süd-Vietnam *free world forces* heißen? Warum liefern unsere Politiker ihre Zustimmung nur immer in Amerika ab? Warum schweigen sie hierzulande?

Falls Sie, meine Damen und Herren, auch finden, daß es nicht genügt, hierzulande zu schweigen und in Washington Claque zu spielen, dann bitte ich Sie, Ihre Unterschrift zu setzen unter folgenden Satz:

Ich ersuche die im Bundestag vertretenen Parteien, Vietnam auf die Tagesordnung des Deutschen Bundestages zu setzen.

Heinz Bruno Sand
Aufruf

Blick auf Europa Genosse!
Sieh zum dritten mal geschlagen
das Volk Griechenlands!
Sieh es zum dritten mal angeführt
von den hohlköpfigen Marionetten in Generalsuniform
angeführt auch
von seinen lieben Freunden, den Konzernen,
den OItrusts Amerikas!
Sieh Griechenland
verraten vom höhnischen Banner der Demokratie
Sieh die Leiden der Arbeiter Griechenlands
und sieh eingeliefert in Kerker zum dritten mal
die Freunde des Volkes!
Blick auf Griechenland Genosse!
Und sieh deine Hoffnung geschunden
und sieh gepeinigt von den Schoßhunden der Macht
die Ausgebeuteten, deine Freunde,
die Menschlichen!
Griechische Genossen, Ihr
dreimal Geschlagenen
Ihr dreimal Enttäuschten
Nach drei Siegen, seht,
zittert der Feind noch vor euch,
eure Niederlagen noch bedrohen die Sieger
(denn es ist oft gefährlich, ein Sieger zu sein).
Während sie Rache nehmen an den Einzelnen
treibt sie die Furcht vor den vielen
die ihnen entgehen

Sand, Theodorakis, Seyppel: Griechenland

Und indem sie ihr wahres Gesicht zeigen
nehmen sie Rache nur an eurer Gesichtslosigkeit
Noch in Zeiten da sie niemand bekämpft
leben sie in Furcht vor dem Niemand, der
ihr gefährlichster Feind ist.
Blick auf Griechenland Genosse!
Vergiß nicht den Kampf deiner Brüder!
Sieh, deine eigene Sache ist es, die
in Gefahr ist.
Blick auf Griechenland Genosse!
Blick auf Europa!

Mikis Theodorakis
Erklärung

An die internationale Öffentlichkeit, die ausländische Presse und die Öffentlichkeit:
Der König, Verschwörer, Offiziere und eidbrüchige Richter in Zusammenarbeit mit den amerikanischen Imperialisten stürzten die Demokratie in Griechenland. Dieser verräterische Akt ist die Folge einer Panik, er wird unvermeidlich und bald zu einer Beendigung der innenpolitischen Krise durch Abschaffung des Thrones und aller seiner Schützlinge und Mitläufer führen. Mit dieser Tat schließen sich die traurigen Kollaborateure der „Fremden“ selbst aus der griechischen Nation aus. Das griechische Volk hat sie verurteilt. Ihr Ende, das nicht weit ist, wird das Ende sein, das freie Völker ihren Tyrannen bereiten.
Unser Land wird vom Militär beherrscht. Die Anzahl der Verhafteten beträgt viele tausend. Hunderttausende werden gesucht. Niemand kennt die genaue Zahl der Opfer. Die Verhafteten — unter denen sich führende Politiker der EDA, EK und auch der ERE befinden, werden unmenschlich gefoltert.

Die Henker der Freiheit unseres Volkes bereiten neue Todeslager und außerordentliche Todesgerichte vor. Nach dreißig Jahren schlägt der Faschismus Europa wieder. Er schlägt die Wiege der Kultur, das Herz der Demokratie, die stolze und strahlende Akropolis des Humanismus. Wir appellieren an alle Demokraten der Welt, insbesondere aber an die Europas, entschieden dem kämpfenden griechischen Volk beizustehen.

Inzwischen organisieren wir, die griechischen Patrioten, den patriotischen und demokratischen Widerstand mit Optimismus und in Treue zu den unbezwinglichen Kräften unseres Volkes. Groß und glorreich ist die Geschichte unseres Landes. Mehrmals kämpften wir mit stark gerüsteten Feinden, und wir besiegten sie. Wir wissen, daß die neue historische Schlacht ebenso hart und schwierig wie auch entscheidend und schön sein wird — weil sie uns dem strahlenden Sieg, zur Freiheit, zur — nicht königlichen, sondern wirklichen — Demokratie, nationaler Unabhängigkeit, patriotischen Einigkeit unseres Volkes und nationaler Wiedergeburt führen wird.

Die griechischen Arbeiter, Bauern, Angestellten, Beamten, Wissenschaftler, Handwerker, Intellektuellen, die griechischen Offiziere, Soldaten, Matrosen, Flieger, Polizisten, die stolze griechische Jugend, Männer und Frauen, Junge und Alte, alle griechischen Patrioten erheben sich wie ein Mann gegen die Zerstörer unserer Freiheit. Sie lassen die politischen Meinungsverschiedenheiten beiseite, einen sich unter der gemeinsamen Fahne mit der Inschrift: Freiheit — Demokratie — Griechenland. Sie vereinigen sich im Namen eines einzigen gemeinsamen Ideals, eines gemeinsamen Zieles: wir werden Griechenland von der Schande der Tyrannei befreien!

In unseren Herzen brennt der glühende Haß auf die Tyrannen, die Aufheber der Verfassung, die Vergewaltiger der Demokratie, die Feinde der Freiheit, die Verräter der Nation — die glauben, daß sie mit Gewalt unser freies Volk niederschlagen können. Sie sollen sicher sein, daß sie bald vor dem gerechten Zorn des griechischen Volkes zittern werden — und nicht der entlegenste Winkel Griechenlands wird sie dann verbergen können.

Im Geburtsland der Demokratie sterben die Tyrannen.

Nieder mit der königlich-faschistischen Diktatur!

Nieder mit dem Henker Kollias!

Es lebe die Demokratie!

Es lebe das griechische Volk!

Es lebe Griechenland!

Athen, am 23. April 1967

Mikis Theodorakis, ehemaliger Abgeordneter

Joachim Seyppel Hellas: Dialog zu einem Dokument der Repression

(Für Mikis Theodorakis)

„April is the cruellest month.“
T. S. Eliot

- Griechen im Ausland:* Ist der Himmel noch transparent über der Ägäis?
Reisender: Auch über Jaros und Leros.
Griechen im Ausland: Ist das Meer von Saloniki bis Kreta giftgrün wie einst?
Reisender: Exil macht böse.
Griechen im Ausland: Sind die Knaben noch fett, war schon Schnee auf dem Olymp, keifen die Weiber wie einst, reiften Granatäpfel?
Reisender: Alles ist, wie es war, und alles ist anders, als es war.
Griechen im Ausland: Also Hellas.
Reisender: Also Griechenland?
Griechen im Ausland: Also April dieses Jahres.
Reisender: Auch Oktober oder Juli und wer weiß, welchen Jahres? Man tanzt den Sirtaki, doch heimlich.
Griechen im Ausland: Ich habe Mikis gekannt, ich weiß, er ist auf Chios geboren und auf Makrionisos in der Verbannung an Tuberkulose erkrankt und jetzt in den Baracken von Jaros und Leros nicht gestorben.
Reisender: Auf Paros wurde der Sirtaki gespielt, auf der Music-Box, „Sorbas le Grec“, und an die Tavernentür war geklebt das Dokument der Repression.
Griechen im Ausland: Hast du den Wirt gefragt nach der Krankheit, die einen griechischen Namen trägt, nach der griechischen Krankheit?
Reisender: Er hat die Hände gekreuzt und ein böses Wort gesagt, ein verbotenes, sage, hat er gesagt, daß du Bolschewik bist, wenn du sagst, daß du ein Bolschewik bist, geht alles in Ordnung.

Griechen im Ausland: Und du, was hast du getan, hast du ihn gewarnt, damit er nicht kommt vier Jahre hinter gekreuzte Gitterstäbe aus Starrsinn und Dummheit, du hast gefragt und geschwiegen und vielleicht geschrieben und nun hast du ein gutes Gewissen. Oder ein schlechtes? Setzt sich bei euch die Revolution nur in Magengeschwüre um?

Reisender: Jedes Volk hat seine Nationalkrankheit. Auf Naxos sah ich einen Vater, der erklärte seinem kleinen Jungen beredt, das Tier auf der blauen Spielgießkanne sei ein Delphin, auf dem ein Knabe reite. Es war rührend mit anzusehen und anzuhören, wie er den Jungen belehren wollte, nur war das Tier auf der Gießkanne kein Delphin, sondern ein Schwan.

Griechen im Ausland (liest): „General-Inspekteur der Armee. Direktion für Militärrecht. Bekanntmachung No. Arith. 13. 1. Unter Berücksichtigung des Gesetzes Nummer A. R. Th. 1912 Zustand der Belagerung wird die Gültigkeit dieses Befehls ab 21. April 1967 No. 280 des Königlichen Befehls gebilligt. Wir haben beschlossen und wir befehlen: Wir verbieten für das ganze Land (a) auf jede Weise die Wiedergabe oder das Spielen der Musik und der Lieder des Kommunisten Mikis Theodorakis, des ehemaligen Führers der aufgelösten kommunistischen Organisation Demokratische Jugend Lambraki, welche Musik u. a. als Zugeständnis zum Kommunismus zu bezeichnen ist. (b) Alle Hymnen der kommunistischen Jugend, die aufgelöst ist, nach dem Paragraphen 8 vom 6. Mai 1967 der Bekanntmachung, weil diese Hymnen politische Leidenschaft und Streit unter den Bürgern verursachen. 2. Die Bürger, welche gegen diese Bekanntmachung handeln, sind sofort vor Sondergerichte zu führen, wo sie nach dem Paragraphen Zustand der Belagerung zu verurteilen sind. Athen d. 1. 6. 67. Odysseus Aggelis. Generalleutnant A/GES.“¹

Reisender: Alles ist . . .

Griechen im Ausland: Nein, Fremder, nichts ist, wie es war, aber alles soll anders sein, als es ist, und es wird auch anders sein, als es je war, glaube an mich und verzweifle an North Atlantic Treaty Organization und Sixth Fleet und den Sieben Krankheiten des alten Menschen. O Neos Kosmos.

¹ Den — authentischen — Text des Verbots der Musik von Mikis Theodorakis übersetzte Vagelis Tsakiridis.

Götz Eggers Ist das Strafgesetzbuch verfassungswidrig?

Strafrechtlicher Vergleich

„Am Morgen des 22. Februar 1967 um vier Uhr früh kam mein Verlobter, B. M., plötzlich zu mir in die Wohnung. Ich erschrak sehr, da er zu so ungewöhnlicher Stunde kam und so entsetzlich aussah: Sein Gesicht war dick geschwollen, und das Blut schien aus Mund, Nase und seinem rechten Ohr gekommen zu sein und war schon ein wenig getrocknet, teilweise lief es noch. Sein rechtes Auge war so geschwollen, daß er es nicht öffnen konnte. Seinen Kopf hielt er immer schief und tastete immer danach. Sein Haar war mit einer aufdringlich riechenden pappigen Flüssigkeit getränkt und mit einem weißen Pulver bestreut . . . Weinend sagte er immer wieder: Das waren diese Schweine, diese Schweine.“

Die Zeugin hatte der Polizeidienststelle einer süddeutschen Stadt nichts vorgebracht. Es dauerte nicht lange, bis der Täter, der ihren Verlobten krankenhausreif gedroschen hatte, ermittelt wurde. Er erhielt einen Strafbefehl, in dem ihm vorgehalten wurde, er habe „den Hilfsarbeiter B. M. mit den Fäusten niedergeschlagen. M. stürzte zu Boden und war einige Zeit bewußtlos. Er erlitt eine Gehirnerschütterung mit Verdacht auf Schädelbasisbruch und mußte vom 22. Februar 1967 bis 2. April 1967 stationär behandelt werden.“ Gemäß §§ 223, 232, 61 StGB — Vergehen der leichten Körperverletzung — erkannte das Gericht auf eine Geldstrafe von 210,— DM, ersatzweise 14 Tage Gefängnis.

Der Schläger wäre nicht so billig weggekommen, wenn er sich statt an fremdem Leben an fremdem Hab und Gut vergriffen hätte: Nach einem Diebstahl einer Strickjacke aus einem Pkw oder nach einer Zechprellerei im Rückfall hätte er eine Zuchthausstrafe bis zu zehn Jahren, bei mildernden Umständen eine Gefängnisstrafe nicht unter drei Monate absitzen müssen.

Dem geltenden Strafgesetzbuch von 1871, nach dem im Namen des Volkes verfolgt und bestraft wird, liegt eine merkwürdige Rechtswertskala zugrunde, die seltsamerweise von den Gerichten immer noch widerspruchlos hingenommen wird.

So fragwürdig die Einteilung der Strafen ist, so eindeutig ist sie:

„Eine mit Zuchthaus oder mit Einschließung von mehr als fünf Jahren bedrohte Handlung ist ein Verbrechen. Eine mit Einschließung bis zu fünf Jahren, mit Gefängnis oder mit Geldstrafe von mehr als fünfhundert Deutsche Mark oder mit Geldstrafe schlechthin bedrohte Handlung ist ein Vergehen. Eine mit Haft oder mit Geldstrafe bis zu fünfhundert Deutsche Mark bedrohte Handlung ist eine Übertretung.“ (§ 1 StGB)

Die Zuchthausstrafe als härteste Form ächtender Vergeltung von Staats wegen währt von einem Jahr bis zu fünfzehn Jahren, bei Morddelikten lebenslänglich. Die Gefängnisstrafe kann von einem Tag bis zu fünf Jahren dauern. „Zuchthäuser“, das heißt „Verbrecher“ sind gemäß § 15 StGB „in der Strafanstalt zu den eingeführten Arbeiten anzuhalten.“ Sie können auch zu Arbeiten „außerhalb der Anstalt, insbesondere zu öffentlichen oder von einer Staatsbehörde beaufsichtigten Arbeit verwendet (!) werden“. Die Verurteilung zur Zuchthausstrafe hat die dauernde Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter von Rechts wegen zur Folge. Als öffentliche Ämter in diesem Sinn gelten auch „die Anwaltschaft und das Notariat sowie der Geschworenen- und Schöffendienst.“ Dem Verbrecher können auch die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt werden, bei Vergehen nur, wenn dies im jeweiligen Tatbestand ausdrücklich vorgesehen ist und die erkannte Gefängnisstrafe mindestens drei Monate erreicht.

Die Folgen der Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte sind umfassend: „dauernder Verlust der aus öffentlichen Wahlen für den Verurteilten hervorgegangenen Rechte, ingleichen den dauernden Verlust der öffentlichen Ämter, Würden, Titel, Orden und Ehrenzeichen“. Darüber hinaus verliert der Delinquent für die im Urteil bestimmte Zeit — bei zeitigen Zuchthausstrafen: zwei bis zehn Jahre, bei Gefängnisstrafen: ein Jahr bis fünf Jahre — die Fähigkeit, „öffentliche Ämter, Würden, Orden und Ehrenzeichen zu erlangen; in öffentlichen Angelegenheiten zu stimmen, zu wählen oder gewählt zu werden oder andere politische Rechte auszuüben; Zeuge bei Aufnahmen von Urkunden zu sein; Vormund, Gegenvormund, Pfleger, Beistand der Mutter oder Mitglied des Familienrates zu sein, es sei denn, daß es sich um Verwandte absteigender Linie handele und das Vormundschaftsgericht oder der Familienrat die Genehmigung erteile“. Eine humane und demokratische Resozialisierung des so von allen Seiten gebrandmarkten Missetäters kann nur in seltenen Fällen gelingen.

Die Frage, wer als „Verbrecher“ derart umfassend und folgenreich zur Rechenschaft gezogen werden soll, löst das nun bald hundert Jahre alte Strafgesetzbuch mit der Faustregel: Mißhandlungen können als Kavaliärsdelikte diskret bearbeitet werden, kein Pardon aber dem, der sich an der bestehenden Eigentumsordnung vergreift.

So wird das Vergehen der vorsätzlichen körperlichen Mißhandlung oder Gesundheitsbeschädigung — falls sie nicht gleich den Verlust eines wichtigen Körperteiles oder Organs oder den Tod zu Folge hat — nach § 223 StGB mit „Gefängnis bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe“ bestraft. Den Tatbestand

der sogenannten einfachen oder leichten Körperverletzung erfüllt demnach, wer jemand krankenhausreif schlägt, auf jemanden tritt, daß ihm die Rippen brechen, jemanden bis zur Besinnungslosigkeit ins Wasser taucht oder ihn sonstwie quält. Diese „leichten Körperverletzungen“ verjähren in drei Jahren.

Erst wenn der Tott das Ausmaß einer das „Leben gefährdenden Behandlung“ annimmt — Beispiel laut BGH: ein Mensch wird absichtlich mit einem Auto gerammt — oder mit einer Waffe oder einem „anderen gefährlichen Werkzeug, oder mittels eines hinterlistigen Überfalls, oder von mehreren gemeinschaftlich“ zugefügt wird, darf laut § 223a StGB die Strafe zwei Monate Gefängnis nicht unterschreiten. Die Verjährungsfrist bleibt bei drei Jahren.

Auf mindestens drei Monate Gefängnis ist zu erkennen, wenn der Täter „Kinder, Jugendliche oder wegen Gebrechlichkeit oder Krankheit Wehrlose, die seiner Fürsorge oder Obhut unterstehen oder seinem Hausstand angehören, oder von dem Fürsorgepflichtigen seiner Gewalt überlassen worden oder durch ein Dienst- oder Arbeitsverhältnis von ihm abhängig sind, quält oder roh mißhandelt, oder wer durch böswillige Vernachlässigung seiner Pflicht, für sie zu sorgen, sie an der Gesundheit schädigt“. Diese Scheußlichkeiten verjähren in fünf Jahren. Daß das untere Straflimit gegen besonders rohe Ausnutzungen betrieblicher und sonstiger Abhängigkeitsverhältnisse vierzig Jahre nach Einführung des Strafgesetzbuchs als § 223b eingefügt wurde, erlaubt allein schon recht eindeutige Schlüsse auf den sozialen Charakter der guten alten Kaiserzeit. Freilich: § 223b droht noch nicht dem Betriebsherrn, der seine Gesellen und Lehrlinge einfach nur zusammenschlägt. Zur Quälerei gehört mehr, denn „Quälen ist das Verursachen länger dauernder oder sich wiederholender Schmerzen oder Leiden“, so Reichsgericht und Bundesgerichtshof, als roh gilt eine Sonderbehandlung erst dann, „wenn sie in einer gefühllosen Gesinnung unter Erregung erheblicher Schmerzen erfolgt“, böswillig ist die Gesundheitsbeschädigung, wenn sie „aus verwerflichen, insbesondere eigensüchtigen Beweggründen (Haß, Sadismus, Geiz, Rache)“ zugefügt wird. § 223b trifft nur die Schindereien an einem bestimmten Personenkreis: Wer bloß fremden Kindern oder einem befreundeten Lehrherrn zuliebe dessen Lehrlingen länger dauernde oder sich wiederholende Leiden antut, macht sich nur der einfachen Körperverletzung schuldig und braucht nach drei Jahren nicht mehr mit dem Ungemach zu kalkulieren, sich vor einem Gericht verantworten zu müssen.

§ 223b Absatz II, wonach in „besonders schweren Fällen“ der Abhängigenquälerei auf Zuchthaus bis zu fünf Jahren erkannt werden kann, ändert als „unbestimmte Strafschärfung“ weder den Vergehens-Charakter des Delikts noch hat er eine Verlängerung der kurzen Verjährungsfrist zur Folge.

Bei all diesen Mißhandlungs-Tatbeständen bleibt der Versuch straflos. Eine Rückfallverschärfung ist nicht vorgesehen.

Kaiserliche Strenge richtet sich hingegen auf die Eigentums- und Vermögensdelikte: Diebstahl, Hehlerei und Betrug werden nach dem zweiten Rückfall zehn

Jahre lang verfolgt und als Verbrechen mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren, bei mildernden Umständen — wobei die „unbestimmte Milderung“ weder etwas am Verbrechenscharakter etwas ändert noch die Verjährung kürzt — mit Gefängnis nicht unter drei Monaten, bei schwerem Diebstahl mit Gefängnis nicht unter einem Jahr verfolgt. Diebstahl, Unterschlagung, Hehlerei und Betrug sind bereits im Versuchsstadium strafbar. Im Gegensatz zu den oben genannten Mißhandlungsdelikten der §§ 223, 223a und 223b kann neben der wegen Diebstahls, Unterschlagung oder Hehlerei erkannten Gefängnisstrafe der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte ausgesprochen werden: Nicht der Dieb, wohl aber der Schläger soll nach dem Strafgesetzbuch Vormund bleiben können. Anders als den Schinder kann das Gericht einen Dieb, wenn es ihn zu einer Zuchthausstrafe verurteilt, und den Hehler unter Polizeiaufsicht stellen.

Eigentümlich ist der Katalog des § 243 StGB, der den gewöhnlichen Diebstahl zum Verbrechen des schweren Diebstahls qualifiziert. Danach wird u. a. zehn Jahre lang verfolgt und bis zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, wer sich „Gegenstände, welche dem Gottesdienste gewidmet sind, aus einem dem Gottesdienste bestimmten Gebäude“ aneignet, den Diebstahl „aus einem Gebäude oder umschlossenen Raume mittels Einbruchs, Einsteigens oder Erbrechens von Behältnissen“ oder mit Hilfe falscher Schlüssel oder zur Nachtzeit ausführt oder wer „auf einem öffentlichen Wege, einer Straße, einem öffentlichen Platze, einer Wasserstraße oder einer Eisenbahn oder in einem Postgebäude oder dem dazugehörigen Hofraume oder auf einem Eisenbahnhofe eine zum Reisegepäck oder zu anderen Gegenständen der Beförderung gehörende Sache mittels Abschneidens oder Ablösens der Befestigungs- oder Verwahrungsmittel oder durch Anwendung falscher Schlüssel oder anderer zur ordnungsmäßigen Eröffnung nicht bestimmter Werkzeuge“ stiehlt. Die intensiv betriebene rechtswissenschaftliche Literatur und die letztinstanzliche Rechtsprechung zu diesen Zuchthaus-Verbrechen haben ein absurdes Ausmaß erreicht, das nicht nur einen sensiblen gelernten Juristen wie Franz Kafka in diffuse, graue Angst zu versetzen vermag. Man kann zu müde werden, „um alle Folgerungen der Geschichte übersehen zu können, es waren auch ungewohnte Gedankengänge, in die sie ihn führte, unwirkliche Dinge, besser geeignet zur Besprechung für die Gesellschaft der Gerichtsbeamten als für ihn. Die einfache Geschichte war unförmlich geworden.“ („Der Prozeß“)

Höchststrichterlich ist des Verbrechens eines Einbruchsdiebstahls geziehen, wer ein Gazefenster oder einen verschließenden Bindfaden schneidet, das Lüftungsfenster eines Autos auseinanderbiegt, den Schrank von einer Tür rückt oder „zwecks Herauslockens von Tieren hineinleuchtet“. Nebenprodukt des § 243: Wegnahme eines Autos ist Vergehen des gewöhnlichen Diebstahls, Wegnahme einer Tasche aus einem Auto ist Verbrechen des Einbruchsdiebstahls.

Nicht wegen eines gewöhnlichen Diebstahls drei Jahre lang, sondern wegen eines Zuchthaus-Verbrechens zehn Jahre lang wird verfolgt, wer eine zuge-

knöpfte Hosentasche aufgeschnitten hat, um das Portemonnaie zu greifen. Als Verbrechensmerkmal falscher Schlüssel ist nach einer Entscheidung des Bundesgerichtshofs auch der echte zweite Schlüssel zu einer Kassette anzusehen, „den der Eigentümer darin verschlossen hat“. Einen verbrecherischen Transportdiebstahl hat begangen, wer einen Bindfaden aufgeschnitten oder einen Plaidriemen aufgeschnürt oder eine Halteklammer zurückgebogen oder eine Gepäckmarke entfernt hat, „die auf die Tür eines Kastens zu dessen Verschuß geklebt wird“. Gärten werden zum Verbrechenmerkmal umschlossener Raum gezählt. Wer durch ein Loch im Zaun oder eine offenstehende Tür — „umschlossen bedeutet nicht nur verschlossen“, so der Bundesgerichtshof — eindringt, hat bereits in verbrecherischer Weise den umschlossenen Raum angetastet.

Da es sich hier überall um Verbrechen handelt, ist nicht nur die geglückte sondern auch die erfolglose Anstiftung mit der Strafe des Hauptdelikts — grundsätzlich also Zuchthaus samt allen ächtenden Nebenstrafen — bedroht. Anders als gegen den erfolglosen Initiator oder Regisseur von Folterungen fahndet die Staatsanwaltschaft zehn Jahre lang nach den Kumpels, die erfolglos eine Zechprellerei im Rückfall oder einen Transportdiebstahl ausgeheckt haben: Nach § 49a StGB ist nur die mißlungene Anstiftung oder Verabredung von Verbrechen strafbar, und Folter ist nur ja dann ein Verbrechen, wenn das Opfer verstümmelt oder getötet worden ist.

Die Überbewertung des Besitzstandes und die nachlässige Berücksichtigung des Rechtsgutes Leben und Gesundheit im geltenden Strafgesetzbuch sind ein markanter Ausdruck des Besitzbürgertums, das sich im vergangenen Jahrhundert antisozial mit Brachialgewalt etablierte. Abhängigenmißhandlung war weniger ein Verstoß gegen die bestehende Ordnung als vielmehr ein Bestandteil dieser Ordnung. Welcher Staatsanwalt hätte schon die Betriebe inspiziert, wenn ein Krefelder Industrieller vom preußischen König die Herabsetzung des Kindeschutzes mit der Begründung fordern durfte: „Diese Klassen der Gesellschaft sind nun einmal dazu bestimmt, in angestrengter Arbeit ihr Leben hinzubringen. Später dann scheint den Kindern der Übergang zu vierzehnstündiger Tagesarbeit zu schroff.“

In der Abkehr von jener tausendjährigen Zeit, in der die Mißhandlung gar zur Staatstätigkeit emanzipierte, erscheint die Wertvorstellung des Strafgesetzbuchs vollends als untragbar. Mit dem Grundgesetz ist die Mißachtung des Lebens durch den kaiserlichen Strafenkatalog schon gar nicht in Einklang zu bringen, das die Unantastbarkeit der menschlichen Würde und das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit über alle Rechtswerte stellt. „Das Grundgesetz sieht die freie menschliche Persönlichkeit und ihre Würde als höchsten Rechtswert an“, hat das Bundesverfassungsgericht in zahlreichen Entscheidungen betont, „nach der Gesamtauffassung des Grundgesetzes ist die freie menschliche Persönlichkeit der oberste Wert“. Demnach ist die Gesamtauffassung des geltenden Strafgesetzbuches verfassungswidrig.

Protokoll Gespräche mit Christmann

I

Am Montag, 28. August 1967, 9.15 Uhr, suchte ich zusammen mit dem sowjetischen Publizisten und Mitherausgeber der Wochenschrift „Neue Zeit“, Lew Besymenski, den Münchner Immobilienhändler Dr. Kurt Christmann in dessen Büro, Schützenstraße 1, auf. Das Büro befindet sich im III. Stock links vom Lift: „Dr. Kurt Christmann. Eingang übernächste Tür.“

Im Zimmer für allgemeinen Geschäftsverkehr bat ich eine der Angestellten, sie möge uns bei Dr. Christmann für ein persönliches Gespräch anmelden. Nach wenigen Minuten kam Christmanns Sekretärin:

„Was wünschen Sie bitte?“

„Wir wollen Dr. Christmann sprechen.“

„Möchten Sie etwa ein Grundstück kaufen?“

„Nein, wir kommen in einer persönlichen Angelegenheit.“

Wir stellten uns nochmals vor und wurden um einen Augenblick Geduld gebeten.

Nach etwa fünf Minuten begrüßte uns ein unauffällig gekleideter, kleiner Mann. Er sprach leise, fast schüchtern:

„Mein Name ist Christmann. Was kann ich für Sie tun?“

Wir nannten ihm unsere Namen. Besymenski reichte ihm eine deutsch gedruckte Visitenkarte.

„Bitte, kommen Sie in mein Büro. Das übernächste Zimmer.“

Christmann bot uns an, am Konferenztisch des Büros Platz zu nehmen. Er selbst nahm gegenüber von Besymenski Platz.

Besymenski: „Herr Dr. Christmann, ich habe eine Frage an Sie.“

Christmann: „Bitte.“

Besymenski: „Sind Sie der ehemalige Leiter des SS-Sonderkommandos 10-a?“

Christmann: „Ja, der bin ich. Schon seit einiger Zeit läuft ein Ermittlungsverfahren gegen mich. Ich war in Untersuchungshaft und wurde gegen eine Kaution auf freien Fuß gesetzt. Im übrigen unterliege ich der polizeilichen Meldepflicht. Die Haft hatte einige Zeit gedauert, bis die vielen Materialien aus Rußland ins

Protokoll: Gespräche mit Christmann

Deutsche übersetzt waren. Aber da ist vieles maßlos übertrieben und aufgebauscht. Das sieht ja gleich ein jeder.“

Besymenski: „Aber vor ein paar Jahren hatten Sie, Dr. Christmann, vor dem sowjetischen Journalisten Grigorjanz geleugnet, Leiter des SS-Sonderkommandos 10-a gewesen zu sein.“

Christmann: „Ja, aber der hat sich ja auch nicht ausgewiesen, wie Sie das jetzt getan haben. Wir können ja ganz offen miteinander reden. Ich habe nichts zu verschweigen. Ich war Leiter des Sonderkommandos, war bei der Gestapo, nur stimmen diese Dinge, diese Übertreibungen, nicht, die in Ihrem Material gegen mich zum Ausdruck kommen. Ich habe mich immer korrekt verhalten und menschlich. Aber es war Krieg und da passieren nun mal auch schlimme Dinge. Das ist zu bedauern und ich bedaure das auch. Aber was sollte ich denn tun? Meine Untergebenen können das noch heute bestätigen, daß ich mich korrekt verhalten habe. Nein, die Übertreibungen, die stimmen nicht. Und mit Juden hatte ich nie etwas zu tun. Juden hab ich nie etwas angetan. Gar nichts.“

Besymenski: „Also, Sie haben nur Russen vernichtet?“

Christmann: „Nein, nur Partisanen und Agenten. Meine Tätigkeit beschränkte sich auf Partisanen- und Agentenbekämpfung. Ich war ja auch ein Neuling. Ich war Spitzensportler, Skifahrer und kam aus dem friedlichen Salzburg. Ursprünglich sollte ich im Kaukasus eingesetzt werden. Aber das ist ja schief gegangen, da sind wir nicht durchgekommen. Dann kam ich zum Sonderkommando. Wie kann man eine solche Sache überhaupt aufhalten? Man kann ja nicht gegen den Strom schwimmen. Da ist manches vorgekommen. Das Sonderkommando bestand aber für mich nur nebenher. Ich habe keinen Bürokratismus mitgemacht. Und Grausamkeiten sind vielleicht vor meiner Zeit vorgekommen. Mit Juden hatte ich aber nichts zu tun. Es ist manches vorgekommen, was ich bedaure. Doch was konnte man machen? Aber was in Ihren Materialien steht, ist größtenteils aufgebauscht.“

Hitzer: „Herr Dr. Christmann, Sie erwähnten Material aus der Sowjetunion? Wie kommt das hierher? Deutsche Stellen behaupten, daß die Sowjetunion kein Belastungsmaterial herausgebe. Erst kürzlich ging durch die Presse, daß es nun seit vielen Jahren zum ersten Mal möglich sei, sowjetisches Material zu NS-Verbrechen einzusehen?“

Christmann: „Das Material kam auf dem Weg über internationale Rechtshilfe hierher. Die deutschen Stellen hatten darum gebeten. Aber wie gesagt, da ist vieles aufgebauscht. Ich bin selbst Jurist und habe mich immer korrekt verhalten. Auch gegenüber den russischen Hiwis, die mir unterstanden. Die wären für mich durchs Feuer gegangen. Sie waren alle gleich bezahlt, den Deutschen absolut gleichgestellt. Die gleiche Behandlung erfuhren sie. Ich machte da keine Unterschiede. Schauen Sie, von denen hätte mich doch einer erschießen können? Hätte mich einer erschossen, er wäre bestimmt Held der Sowjetunion geworden. Das haben sie nicht getan. Denn ich hab sie gut behandelt.“

Hitzer: „Herr Dr. Christmann, woher kommen Ihrer Meinung nach die ‚Überreibungen‘ des sowjetischen Anklagematerials?“

Christmann: „Das kann ich jetzt nicht im einzelnen beweisen. Da gibt es viele Punkte.“

Hitzer: „Nicht im einzelnen meine ich. Sie sprachen doch von übertriebenen und aufgebauschten Dingen im allgemeinen?“

Christmann: „Wahrscheinlich geht das auf die Denunziation der russischen Hiwis zurück, die von den Russen geschnappt wurden. Die wollten ihre Haut retten und haben mich angeschwärzt. Es gab ja schon damals einen Schauprozeß gegen mich, von dem wir im Radio hörten und über den wir lachen mußten.“

Besymenski: „Sie nennen das Schauprozeß?“

Christmann: „Nein, kein Schauprozeß. Entschuldigen Sie, ein Prozeß. Ich verstand ja nichts davon. In Jaisk war ich auch nicht. Dort waren Kinder vernichtet worden. Jaisk kenne ich gar nicht.“

Besymenski: „Sie meinen Jejsk?“

Christmann: „Ja, Jejsk. Der Dolmetscher hat mir's übersetzt. Wissen Sie, ich mag ja das russische Volk. Beim Reichsführer SS war ich persönlich gewesen und hab ihm gesagt, die Behandlung der Russen sei ungeschickt und falsch. Wir müßten die Russen besser behandeln, sonst würden wir den Krieg nicht gewinnen.“

Besymenski: „Also, beim Reichsführer waren Sie?“

Christmann: „Nein, nein. So weit bin ich nicht gekommen. Nur zu Kaltenbrunner, dem hab ich das gesagt. Aber es hat ja nicht genutzt, wir konnten ja doch nichts machen.“

Hitzer: „Herr Dr. Christmann, Sie sagten dem Kaltenbrunner, die schlechte Behandlung der Russen sei ungeschickt, weil Deutschland den Krieg verlieren würde. Haben Sie je daran gedacht, ob dieser Krieg überhaupt ein Verbrechen war?“

Christmann (zu Besymenski): „Wissen Sie, ich habe nichts mehr mit Politik zu tun. Seit 1945 bin ich völlig unpolitisch. Ich mische mich in nichts ein. Es war ganz falsch, gegen die Russen Krieg zu führen. Wir haben sie angegriffen, das tut mir leid. Die Amerikaner hasse ich dagegen, die haben ja uns überfallen. Gegen die Russen habe ich nichts. Die Amerikaner mag ich nicht.“

Besymenski: „Herr Dr. Christmann, erinnern Sie sich an eine Person namens Tomka?“

Christmann: „Nein, daran erinnere ich mich nicht. Es gab so viele Namen, wie soll man die alle im Kopf behalten. Nein, daran erinnere ich mich nicht. Warum wollen Sie das wissen? Wen meinen Sie?“

Besymenski: „Ich danke Ihnen für Ihre Auskunft. Mir genügt das.“

Christmann: „Nein, bleiben Sie doch eine Weile. Wir können uns noch unterhalten, bleiben Sie doch.“

Lew Besymenski und ich waren aufgestanden.

Besymenski: „Das haben Sie alles vor Gericht zu verantworten, nicht hier.“

Christmann: „Ja, das ist richtig. Aber es dauert noch zwei Jahre. Jetzt wird die erste Gruppe vor Gericht kommen.“

Besymenski: „Sind Sie dabei?“

Christmann: „Nein. Ich bin Jurist und nach deutschem Recht ist der Angeklagte so lange unschuldig, bis ihm die Schuld nachgewiesen wird. Werden Sie das in die Presse bringen?“

Besymenski: „Es gibt Juristen und ich bin Journalist. Die Dinge nehmen eben ihren Lauf.“

Christmann (zu Hitzer): „Aber bitte nichts in der deutschen Presse! Bringen Sie nichts in der deutschen Presse — sind Sie vom SPIEGEL?“

Hitzer: „Nein.“

Christmann: „Wissen's, ich hab so viele Juden unter meinen Kunden, tun Sie mir den Gefallen.“ — „Bleiben Sie doch eine Weile. Setzen Sie sich doch.“

Besymenski und ich verließen das Büro, ohne uns noch einmal umzudrehen. Als wir auf die Straße traten, war es etwa 9.40 Uhr. Wir hatten kaum Zeit, uns über das Gespräch mit Christmann zu unterhalten. Was wird Christmann tun, wenn er „Christmann“ von Lew Ginsburg im „kürbiskern“ liest? Wir verabschieden uns.

München, 28. August 1967

Friedrich Hitzer

II

Er hat sich häuslich eingerichtet in dieser Welt, gradeso, als wäre der Weg aus den Wäldern rings um die weißrussische Stadt Krasnodar mitten in die bayerische Metropole ein Katzensprung. Längst vergessen scheinen die Tage, in denen der heute so erfolgreiche Immobilien-Makler Dr. Christmann als Obersturmbannführer ein Sonderkommando der SS geleitet und Jagd auf Juden und Partisanen gemacht hat. Verständlich, daß er sich verfolgt und aus seiner Bürger-Ruhe aufgeschreckt fühlt, als wir ihn in seinem Büro in der dritten Etage im Haus Nummer 1 in der Schützenstraße besuchen. Der kleine hagere Mann mit dem Kopf einer Gazelle will nichts mehr wissen von damals, kann sich nur schwach erinnern an 1943 und und und — . . .

Tausend Ausflüchte, belanglose Dinge werden breitgetreten, ehe ich erfahre, daß der NS-Parteigänger ein guter Sportler war, nach dem Fall des Dritten Reiches zehn Jahre lang Schonzeit unter Diktator Peron in Argentinien genoß und dann, als er sich einigermaßen sicher wähnte, wieder in die Heimat traute. Allmählich wird das Gespräch konkreter, wir kommen zur Sache.

Ich beziehe mich auf einen literarischen Dokumentar-Bericht des sowjetischen Lyrikers Lew Ginsburg, der die Erlebnisse eines damals 18jährigen Mädchens

schildert, im Folgenden Tomka genannt, das als Hilfswillige mit dem deutschen Kommando, den Gaswagen im Troß, durch die russischen Lande zog und beginne vorsichtig formulierend zu fragen:

„Ist es richtig, daß die Russin — die Namen von Kommando-Angehörigen nennt und Gebäude, in denen Sie mit Ihren Männern Quartier bezogen hatten — sozusagen zu Ihrer ganz persönlichen Verfügung stand? Ich meine, daß sie, um dem Tod zu entrinnen, nach Ihren Intentionen leben mußte?“

Christmann sichtlich empört: „Das ist eine Lüge, Propaganda der Kommunisten ist das. Die Ehre der SS hätte so etwas niemals zugelassen. Ich unterhielt überhaupt keine intimen Beziehungen zu russischen Frauen, die haben mich ja angeekelt.“

„Stimmt es, daß Sie einmal für einen Einsatz auf's Land gefahren sind, zwei junge Frauen genommen, sich an ihnen vergangen und sie dann erschossen haben?“

„Nein, das ist doch lächerlich. Die Russinnen . . .“ (aber das steht ja oben schon zu lesen).

Als das Kriegsglück den Deutschen ab 1943 nicht mehr hold war, blies der Chef des Totenkopf-Verbandes zum Rückzug. Über Kaminschansk ging es nach Tjemruk und von dort weiter nach Mosyr. Tomka schlief jetzt sehr oft im Gaswagen, wo ihr der Fahrer Fritz eine Schlafstätte zurecht gemacht hatte.

Mich interessieren Details:

„Stimmt es, daß Ihr im Schulgebäude Quartier bezogen hattet, daß in der Gegend viele Partisanen waren, daß Ihr Dörfer in Schutt und Asche gelegt habt.“

Der ehemalige SS-Mann: „Bei Partisanen und Agenten gab es natürlich kein Pardon.“

„Kann es sein, daß Tomka Augenzeuge war, als Ihr eine Lehrerin, die mutmaßlich im Untergrund gearbeitet hat, liquidiert habt? Ist es möglich, daß sie gesehen hat, wie ein Kommissar der Roten Armee von Ihren Männern so lange gefoltert wurde, bis er starb?“

Der clevere Geschäftsmann, der immer wieder betont, daß ihm am meisten gedient wäre, wenn niemand an der Geschichte rütteln würde, antwortet diplomatisch mit „Jein“.

Und weiter: „Die Kollaborateure haben, später in der Sowjetunion vor Gericht gestellt, ja die tollsten Märchen erzählt, um ihren Kopf aus der Schlinge zu ziehen.“

Daß es Dr. Christmann nicht gelungen ist, alles zu verdrängen, was vor etwa 25 Jahren auf seinen Befehl und mit seiner Billigung geschah, zeigen die folgenden Sätze, als ich den Juristen an seiner „Ehre“ packe und mich nach den Verfahren erkundige, in denen die Todesurteile gefällt wurden.

„Die haben heute gut reden. Wenn wir jedesmal eine Sitzung hätten anberaumen wollen, dann wären mehr Richter notwendig gewesen als es deutsche Soldaten gab.“

Noch einmal komme ich auf die Exekutionen zurück und erfahre vielleicht die halbe Wahrheit.

Der frühere Obersturmbannführer sagt: „Wenn erschossen werden mußte, habe ich das durch die russischen Hiwis machen lassen. Das konnte ich doch meinen Leuten gar nicht zumuten.“

Daß die Aktionen im Zusammenhang mit der sogenannten Endlösung der Judenfrage in den okkupierten Gebieten ebenfalls in den Bereich seiner Einsatzgruppe fielen, leugnet er nicht.

Doch er argumentiert: „Ich bin ja erst 1943 nach Krasnodar gekommen. Wir haben ja gar keine Juden mehr erwischt.“

Manchmal kann sogar die Sprache verräterisch sein, wie dieses Beispiel zeigt.

Als ich gehen will, höre ich all diese leeren Vokabeln, die ich während des Auschwitz-Prozesses in Frankfurt auch schon gehört habe: Pflichterfüllung, Gehorsam, Notstand usw.

Und mit der nochmaligen Bitte, doch in der Zeitung nichts zu bringen, „weil viele Juden unter meinen Kunden sind“, werde ich verabschiedet.

Nachsatz vom 25. Oktober 1967: Nun, der Artikel¹ ist erschienen und Herr Christmann, der schon zweimal in U-Haft saß und nur gegen eine sechsstellige Kaution auf freien Fuß gesetzt wurde, hat wie erwartet reagiert: mit einem zwei Seiten langen Brief.

Tenor: Ich bin ein anständiger Mensch. Begründung: Ich habe noch nicht einmal eine Verkehrsstrafe.

Wenn das nicht einleuchtend ist?

Klaus Antes

¹ Anmerkung der Redaktion: auf den im „Kürbiskern“ 4/67 veröffentlichten Beitrag von Lew Ginsburg über den Münchner Immobilienhändler und ehemaligen Leiter des SS-Kommandos 10-a Christmann suchte Klaus Antes diesen am 4. Oktober 1967 in seinem Büro auf, ein Artikel über diesen Besuch erschien am 10. Oktober 1967 in der Münchner „Abendzeitung“.

Äxte & Eichen Oktober-Resolution

Der Springer-Konzern kontrolliert 32,7 Prozent aller deutschen Zeitungen und Zeitschriften. Dadurch ist die zuverlässige Information der Öffentlichkeit gefährdet. Die Schriftsteller der Gruppe 47 halten diese Konzentration für eine Einschränkung und Verletzung der Meinungsfreiheit und damit für eine Gefährdung der Grundlagen der parlamentarischen Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland.

1. Wir haben daher beschlossen: Wir werden in keiner Zeitung oder Zeitschrift des Springer-Konzerns mitarbeiten.
2. Wir erwarten von unseren Verlegern, daß sie für unsere Bücher in keiner Zeitung oder Zeitschrift des Springer-Konzerns inserieren.
3. Wir bitten alle Schriftsteller, Publizisten, Kritiker und Wissenschaftler, die Kollegen im PEN und in den deutschen Akademien, zu überprüfen, ob sie eine weitere Zusammenarbeit mit dem Springer-Konzern noch verantworten können.

(Text einer Resolution, die am 7. Oktober auf der diesjährigen Tagung der Gruppe 47 vorgelegt wurde. Ungefähr vier Fünftel der Tagungsteilnehmer unterschrieben, inzwischen schlossen sich ihnen zahlreiche Nicht-47er an. Insgesamt hatten bis zum 25. Oktober unterzeichnet:

Inge Aicher-Scholl, Ilse Aichinger, Fritz Arnold, Ernst Augustin; Wolfgang Bächler, Heiner Bastian, Reinhard Baumgart, Jürgen Becker, Hans Bender, Peter Bichsel, Horst Bienek, Ernst Bloch, Heinrich Böll, Nicolaus Born, Uwe Brandner, Susanne Brenner-Rademacher, Wanda Bronska-Pampuch; F. C. Delius, Tankred Dorst; Wolfgang Ebert, Günter Eich, Hans Magnus Enzensberger; Hans Geert Falckenberg, Erich Fried, Max Frisch, Barbara Frischmuth, Gerd Fuchs, Günter Bruno Fuchs; Christian Geissler, Christian Gneuß, Günter Grass, Lars Gustafsson; Peter Härtling, Peter Hamm, Rudolf Hartung, Rolf Haufs, Helmut Heissenbüttel, Hans Werner Henze, Günter Herburger, Richard Hey, Wolfgang Hildesheimer, Walter Höllerer, Hans Heinz Holz; Josef W. Jancker, Walter Jens; Hellmuth Karasek, Ursula v. Kardorff, Yaak Karsunke, Marie

Äxte & Eichen: Oktober-Resolution

Luise Kaschnitz, Heinar Kipphardt, Alexander Kluge, Barbara König, Walter Kolbenhoff, Hanspeter Krüger, Horst Krüger, Michael Krüger; Gregor Laschen, Siegfried Lenz, Reinhard Lettau, Gerd Loschütz; Hans Mayer, Alexander Mitscherlich, Horst Mönnich; Burkhardt Nadolny, Wolfgang Neuss, Hans Noever, Klaus Nonnenmann, Helga Novak, Tadeusz Nowakowski; Enno Patalas, Hermann Piwitt, Elisabeth Plessen; Fritz J. Raddatz, Renate Rasp, Marcel Reich-Ranicki, Hans Werner Richter, Klaus Roehler, Gerhard Rühm, Peter Rühmkorf; Paul Schallück, Michael Schenkelberg, Ernst Schnabel, Franz Joseph Schneider, Peter Schneider, Wolfdietrich Schnurre, Gerhard Schoenberger, Franz Schonauer, Günter Seuren, Joachim Seyppell, Ulrich Sonnemann, Jörg Steiner; Hannelies Taschau, Vagelis Tsakiridis; Thomas von Vegesack, Guntram Vesper, Bernhard Vesper-Triangel, Klaus Völker; Klaus Wagenbach, Martin Walser, Otto F. Walter, Peter Wapnewski, Hubert Wiedfeld, Roland H. Wiegenstein, Urs Widmer, Gabriele Wohmann; Jochen Ziem.)

*

Die unterzeichneten Verleger erkennen in der Konzentration der Presse eine Gefahr für die unabhängige öffentliche Meinungsbildung. Sie respektieren die Sorge der 71 Autoren, die bei der letzten Tagung der Gruppe 47 diese Bedenken gegenüber dem Springer-Konzern in einer Resolution ausgedrückt haben. Die Bücher dieser Autoren werden die unterzeichneten Verleger in Organen des Springer-Konzerns nicht mehr anzeigen. Die Verleger fordern den Bundestag auf, eine gesetzliche Kontrolle zu schaffen, die die Unabhängigkeit der Meinungsbildung garantiert.

(Text einer Resolution, die am 13. Oktober auf der Frankfurter Buchmesse von folgenden Verlagen der Öffentlichkeit übergeben wurde:

Hanser Verlag, Insel Verlag, Kiepenheuer & Witsch Verlag, Luchterhand Verlag, Piper Verlag, Rowohlt Verlag, Suhrkamp Verlag, Wagenbach Verlag. Der Verlag Kiepenheuer & Witsch machte folgenden Vorbehalt: „Eine gesetzliche Kontrolle jeder Unabhängigkeit, besonders aber die der Meinungsbildung, halte ich für bedenklich. Aus diesem Grunde habe ich den letzten Satz der Resolution mit meiner Unterschrift gestrichen. gez. R. Neven Du Mont“)

*

Artikel 14

(1) Das Eigentum und das Erbrecht werden gewährleistet. Inhalt und Schranken werden durch die Gesetze bestimmt.

(2) Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.

(3) Eine Enteignung ist nur zum Wohle der Allgemeinheit zulässig. Sie darf nur durch Gesetz oder auf Grund eines Gesetzes erfolgen, das Art und Ausmaß der Entschädigung regelt. Die Entschädigung ist unter gerechter Abwägung der Interessen der Allgemeinheit und der Beteiligten zu bestimmen. Wegen der Höhe der Entschädigung steht im Streitfalle der Rechtsweg vor den ordentlichen Gerichten offen.

Artikel 15

Grund und Boden, Naturschätze und Produktionsmittel können zum Zweck der Vergesellschaftung durch ein Gesetz, das Art und Ausmaß der Entschädigung regelt, in Gemeineigentum oder in andere Formen der Gemeinwirtschaft überführt werden. Für die Entschädigung gilt Artikel 14 Absatz 3 Satz 3 und 4 entsprechend.

(Text der Artikel 14 und 15 aus dem „Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland“ vom 23. Mai 1949)

*

„enteignet Springer“

(Text des seit der diesjährigen Buchmesse in Frankfurt populärsten deutschen Meinungs-Knopfes)

Peter Schneider
Individuelle Sachlichkeit

Das Erstaunlichste an den neuen Gedichten von Günter Grass ist wohl das Gefühl der Unfreiheit, das sie vermitteln. Über den Versen eines Schriftstellers, der ausgerechnet wegen seiner Lockerheit, seiner Vitalität bewundert wird, scheint ein ständiger Druck zu liegen, ein durchgängiger Mangel an Spontaneität; es sind Verse, aus denen die Bedeutungen wie aus Gittern hervorschaun. Ein paar Sätze aus dem Gedicht „Mein Freund Walter Henn ist tot“: „nie wollte er schlafen gehen/ seine Müdigkeit blieb sitzen und sprach sich weg/ er verstand es/ dicke Worte schlank dahergehen zu lassen/ vor ihm hatte Symmetrie keinen Bestand/ er zerlächelte sie/ seine Leichtigkeit machte Säulen arbeitslos./ mit Taubenschritten trat sein Witz auf.“ Zunächst einmal wird man diese Sätze lapidar nennen. Jeder von ihnen stellt einen Anfang und ein Ende dar. Ohne Lücken für noch zu Ergänzendes stehen sie nebeneinander, jeder bis an die Zähne bewaffnet mit einer Pointe. Aber damit ist die Sache offenbar noch nicht erklärt. Zustände kommen diese Pointen, dadurch, daß Dingen und Begriffen menschliche Tätigkeiten zugeschrieben werden: ein Witz tritt auf, eine Leichtigkeit macht arbeitslos, eine Müdigkeit bleibt sitzen. Tatsächlich leben Grass' Gedichte von solchen Personifizierungen; an ihnen läßt sich das Problem dieser Gedichte darstellen: da grämen sich Zwischentöne, Zahlen stehen stramm, Colts sagen entweder oder, Gewitter mühen sich, ein Durst ist hellwach, Holz ist schreckhaft, Zwiebeln sagen ja, ein Treibhaus erbricht sich bunt, eine Wut verbiegt den Horizont. Einen Schritt weiter, und wir finden uns in Walt Disneys Wunderland wieder, wo Käfer Pfeife rauchen und Elefanten die Nähmaschine treten.

Man hat in Grass' Gedichten den Neubeginn einer klassischen Dichtung gesehen; hier zeigt sich, in welcher fatalen Weise diese Ahnung richtig war; nicht nur, daß solche Personifizierungen ein unbeschädigtes Verhältnis zwischen Subjekt und Wirklichkeit einreden, das längst alle Glaubwürdigkeit verloren hat. Nicht nur, daß sie die Illusion fördern, der Bruch zwischen Wunsch- und Arbeitswelt (soweit er nicht durch die erfolgreiche Unterdrückung aller kritischen Wünsche beseitigt ist), ließe sich durch einen einzigartigen dichterischen Kraftakt stellvertretend für alle überwinden, und die in Ruhe und Ordnung erstarrende Umwelt wäre durch

eine Art Blutübertragung des Dichters neu zu beleben. Nicht nur also, daß die dichterische Versöhnung zwischen innerer und äußerer Welt, selbst wenn sie auf diesem Wege zustande kommt, ein durchaus privater Glücksfall bleibt, von dem niemand außer dem Dichter etwas hat — diese Versöhnung mißlingt auch in den Gedichten selbst. Eben weil diese Beseelung der Objekte lediglich sprachlich zustande kommt und ihr nichts Wirkliches entspricht, bleibt von ihr nichts weiter übrig als Sprache. Daher erklärt sich jene merkwürdig kahle Brillanz, die Grass' Formulierungen anhaftet, daher rührt der Eindruck, daß die Gegenstände in seinen Versen keine Luft bekommen. Wenn Grass über seinen toten Freund Walter Henn schreibt: „er wog mehr als Bayreuth/ und weniger als ein Pfund Kirschen“ so scheint diese Formulierung nicht mehr den Freund Walter Henn zu beschreiben, sondern nur noch die Kunst von Günter Grass: sie erstaunt nicht durch eine Mitteilung, sondern durch das Ausmaß ihrer poetischen Ausbeutung. So kommt es zu dem Ergebnis, daß eines der größten Sprachtalente unfähig wird, die Gefühle für den toten Freund in Worte zu fassen.

Nun muß man an dieser Stelle einen Augenblick innehalten. Wenn es irgend etwas gab, was Grass den meisten deutschen Schriftstellern voraushatte, so war es sein Talent, einen Gegenstand in seinen sinnlichen Momenten vor die Anschauung zu stellen, und tatsächlich: dort, wo Grass sich in seinen Gedichten spontan und ohne ein Konkurrenzgefühl zu Goethe und Schiller aufkommen zu lassen, seinem Gegenstand nähert, muß man dieses Talent von neuem bewundern. Über Tauben, Taschenlampenbatterien, über Kinder und über die Ostsee schreibt und hat Grass das Wichtigste geschrieben. Freilich verband sich diese sinnliche Nähe zur Wirklichkeit von Anfang an mit einer kleinbürgerlichen Weigerung, irgendeine andere Qualität als diese sinnlich wahrnehmbare gelten zu lassen. Von Anfang an neigte Grass doch wohl zu einer Überschätzung des Einfalls und zu einer Verachtung des intellektuellen Überbaus in der Kunst. Verlaß war in Grass' Büchern immer auf gute Erfindungen, zu fragen war wohl immer, was sie beweisen sollten.

Nun ist das alles noch kein Einwand. Wohl bei allen großen Schriftstellern war die Verbindung von moralischer und sinnlicher Anschauung ein gefährlicher Balanceakt, und die Möglichkeit, sich in der begabten Kleinigkeit oder in der absichtsvollen Konstruktion zu verlieren, eine immer neu sich ergebende und immer neu zu vermeidende Gefahr. Zum Verhängnis ist Grass das Talent fürs Detail dadurch geworden, daß er jetzt eine Ideologie daraus macht und die Tatsache, daß er die Wirklichkeit vorzüglich mit Augen, Nase und Ohren begreift, als Beweis dafür nimmt, daß die Wirklichkeit nur auf diese Weise zu begreifen sei. Sein Mißtrauen gegen alles, was man nicht sehen und anfassen kann, äußert sich jetzt so, daß er riechbar, fühlbar, anfaßbar machen will, was sich seiner Natur nach der sinnlichen Anschauung nicht unterwerfen läßt, und läßt sich's nicht, so ist ihm das ein Beweis gegen seine Existenz. Programmatisch äußert sich die Weigerung von Grass, sich auf irgend etwas anderes als auf

seine fünf Sinne zu verlassen, in dem Gedicht „Schreiben“. Grass Konkretismus wird darin zur Metaphysik. „dem Kuchen die Springform nehmen... wann wird die Milch komisch... abwarten bis das Metall ermüdet/ die Brücke langsam/ zum Mitschreiben/ einstürzen lassen/ vorher den Schrottwert errechnen“. Betriebsgeheimnisse aus der Dichterwerkstatt, aus denen sich nichts weiter lernen läßt, als das Vorurteil, daß Dichten eine Tätigkeit des sechsten Sinnes ist. Den Projektionen des Bildungsspießers, der seine individuellen Verzichterlebnisse statt in den Angriff auf die Gesellschaft in die Bewunderung für das Genie übersetzt, das stellvertretend verwirklicht, was alle anderen sich austreiben ließen, stellt Grass sich widerspruchsfrei zur Verfügung: als ein leidlich witziger, jedenfalls unbegreiflicher Alchemist steht der Dichter da, in dessen Händen sich die platte Alltagswirklichkeit zu merkwürdigen und erstaunlichen Kunstgebilden verformt. Solche Kunstgebilde haben ihre spezifische Brutalität. Die Verfügbarkeit über die Gegenstände, die Grass mit seinen Personifizierungen und Dynamisierungen einredet, wird jeden Morgen durch die Boulevardzeitungen widerlegt. Was soll man mit Grass Liebe zu den kleinen Dingen anfangen angesichts des Hasses, den kleine Dinge täglich auslösen? Jener Autofahrer, der einen anderen Autofahrer wegen eines Autokratzen umbrachte, bezeichnete die Funktion der kleinen Dinge in unserer Wirklichkeit genauer als der Dichter, dem beim Anblick der Milch ein neues Adjektiv einfiel. Es scheint, daß Grass seine Fähigkeit zur Versinnlichung der Wirklichkeit zur Versinnlichung einer Wirklichkeit benützt, die immer abstrakter und brutaler wird.

Die Überforderung, von der anfangs die Rede war, läßt sich hier näher erklären. Eben weil Grass keinen Standpunkt gegenüber der Wirklichkeit bezieht, weil es ihm nicht auf einen Aspekt der Wirklichkeit ankommt, sondern auf die ganze Summe ihrer Einzelheiten, muß er jedesmal einen neuen Anlauf nehmen, um sie zu erobern und zum Privateigentum zu machen. Ob Grass über den botanischen Garten oder über Vietnamdemonstrationen, ob er über den Silberblick oder über Heinrich Lübke schreibt, all diese Gedichte enden immer wieder in der besessenen Reproduktion eines mit seinen fünf Sinnen ausgestatteten Ichs. „Nur eigenes Stehlen“, diese Maxime hat Grass in dem Gedicht „Schreiben“ aufgestellt. Brecht hat sich über die Angst vorm Plagiat durch die Geschichte von jenen Leuten lustig gemacht, die keine größeren Gebäude kennen als solche, die sie mit ihren eigenen Händen zu bauen imstande sind.

Hemmungslos wütet allerdings Grass' Theorieblindheit in seinen politischen Gedichten schreibt, ist tatsächlich unverzeihlich. Das einzig vitale Moment in diesen Gedichten ist das pure und durch kein Argument gemilderte Ressentiment. Wenn er den Vietnamdemonstranten vorwirft, mittelgroße Gefühle gegen den Krieg seien billig zu haben, so ist zu fragen, was effektiver ist: am Schreibtisch mittelgroße Gedichte gegen Demonstrationen zu verfassen oder an der Berliner Oper gegen die Ehrung eines ausländischen Diktators zu protestieren. Nun stützt Grass diese Ressentiments natürlich doch durch ein Argument: was ihn frustriert,

ist die Ohnmacht des moralischen Appells. Denn „gelassen und feinmaschig wirkt sich draußen die Macht aus“. Man kennt die Konsequenzen, die Grass aus der Erfahrung der Ohnmacht gezogen hat: um nicht mehr ohnmächtig zu sein, hat er sich mit der etablierten Macht verbündet. Ich will hier nicht die politischen Initiativen von Günter Grass dazu benützen, seine Gedichte zu widerlegen. Aber ich sehe allerdings einen Zusammenhang zwischen der Theorie- und Problemfeindlichkeit seiner Literatur und seiner Unfähigkeit, in der Politik statt einer Taktik einen Standpunkt anzubieten, sehe einen Zusammenhang zwischen seiner literarischen Vorliebe fürs Detail und seinem Glauben an die Abgeordneteninitiative, sehe einen Zusammenhang zwischen seinem Bündnis mit der politischen Macht und dem klassischen, auf Vollendung und Unanfechtbarkeit hinstrebenden Gestus seiner Verse. Aber stehen in Grass' Gedichten nicht doch unvergleichliche Beobachtungen, schlagende Formulierungen, gehören sie nicht doch zum Talentiertesten, was heute in Deutschland geschrieben wird? Das ist zweifellos der Fall, und das ist auch alles. Was nützt das schönste Talent, wenn es sich nicht zum Sprecher für jene macht, deren Mangel an Talent dazu benutzt wird, ihre elementarsten Bedürfnisse weiter zu unterdrücken.

Günter Grass ist auf dem Weg, sein Talent statt zur Formulierung zu einer privaten Überwindung der gesellschaftlichen Widersprüche zu gebrauchen und so ein Klassiker zu werden. Er ist damit auf dem Weg, eben die Gesellschaftsform zu bestätigen, die die Entfaltung der Persönlichkeit nur dem Genie erlaubt, um alle anderen desto leichter als unreife Querulanten abtun zu können. Auf diesem Weg aber, das ist an seinen neuen Gedichten zu sehen, leidet am Ende auch das Talent.

(Günter Grass: *Ausgefragt. Gedichte und Zeichnungen*. Luchterhand Verlag 1967)

Anmerkungen

Herbert Asmodis Gedicht „Sermon“ ist der vierte Teil eines im Entstehen begriffenen Gedichtzyklus mit dem Titel KENMARE oder DIE SEANCE DER MONSTREN.

Das Gedicht von Márton Kalász übertrug Günter Kunert ins Deutsche.

Charles Senger übersandte auf Anforderung folgendes „Biographical Date“: Ch. S., (1937 — morgen, oder 2020, wenn er Glück hat); Amerikaner, lebte zwei Jahre in Deutschland, darunter anderthalb Jahre in Westberlin; ist Pessimist, weil man dann öfter angenehm überrascht wird; liebt gute Freunde, Pfirsiche, Nicos Kazantzakis, Kurt Tucholsky, Wolf Biermann, Joan Baez, Wolfgang Neuss, Reverend Swift, Kenneth Patchen, Booker Erwin, Thomas Paine, seine Mutter, Schostakovitch, Joseph Heller, Schutheiß, den lieben Gott (wenns ihn gibt), Berlin, Heinrich Heine, San Francisco, und das Amerika, wovon er in der Schule gelernt hat; haßt Hitler, Stalin, einige andere Politiker, Blutwurst, Tschaikowski und große Kirchen; glaubt, daß „Bird“ doch lebt; ist stur und still; ist scheu und sehr lieb.

Die Redaktion fügt hinzu, daß er in Frankreich lebt und sein „Brief an LBJ“ von Yaak Karsunke übersetzt wurde.

Philipp Wiebe wurde 1923 im Ruhrgebiet geboren, wo er nach Krieg und Gefangenschaft, vier Jahren als Schauspieler sowie einigen anderen Beschäftigungen seit 1954 als freier Schriftsteller lebt, er veröffentlichte Hörspiele, Erzählungen und Romane.

Renate v. Gizycki lebte nach dem Abitur zwei Jahre als Hausmädchen und part-time student in York und Cambridge, anschließend verschiedene Tätigkeiten, ab 1960 Studium der Ethnologie, Soziologie, Geschichte und Philosophie in Göttingen.

Anmerkungen

Melchior Schedler notierte seine Anmerkungen zum „Schuhu“ bei den Vorbereitungen zur Erstaufführung des Stückes in München, zu der er die Ausstattung beisteuert.

Helmut Pieper, Jahrgang 1938, lernte in seiner Geburtsstadt Essen Buchhändler, übte diesen Beruf sporadisch in Köln und Düsseldorf aus, seit 1966 studiert er an der Pädagogischen Hochschule Köln.

Ebenfalls Buchhändlerin ist die 1945 geborene *Christine Steiger*, die diesen offenbar zur Eigenproduktion verführenden Beruf in Zürich ausübt.

Geert Hesse Goeman wurde 1930 in Hamburg geboren, studierte Medizin, emigrierte als praktischer Arzt in die USA, wo er als Militärarzt tätig war. Später studierte er Geistes- und Religionsgeschichte in Erlangen, promovierte über das Biedermeier und lebt heute in der Nähe Erlangens.

Die Marxismus-Diskussion setzen wir mit zwei Artikeln fort. *Georg Lukács* schrieb seinen Beitrag für unsere Zeitschrift (ein teilweiser Vorabdruck erschien in der Hauszeitschrift 'ad lectores' des Luchterhand-Verlags). Weitergeführt wird die Diskussion von *Elvira Högemann-Ledwohn*, geboren 1940 in Essen, Abitur in Herne, Studium der Slawistik und Germanistik in Köln und München, wo sie sich z. Zt. auf eine Promotion über russische Verserzählung vorbereitet.

Am Dialog Christ — Marxist beteiligen sich in der zweiten (und abschließenden) Folge: *Gerd Oesterwind*, geboren 1943 in Münster, Dolmetscher, der sich z. Zt. als Schüler eines Abendgymnasiums in München auf das Abitur und damit auf ein Philosophie- und Soziologie-Studium vorbereitet; der 1926 in Bonn geborene und in Berlin aufgewachsene *Hans Ohly*, nach dem Abitur Flakhelfer, Arbeitsdienst, Soldat und schließlich Kriegsgefangener, studierte dann in Göttingen, Bonn und Marburg evangelische Theologie, arbeitete als Vikar und Zementarbeiter, war Pfarrer der Strafanstalt Frankfurt am Main und lebt seit 1963 als Chefredakteur der protestantischen „Vereinigung für christliche Publizistik“ in München; *Rudolf Schultz*, Jahrgang 1937, studierte von 1957 bis 1961 evangelische Theologie in Göttingen und Hamburg, war dann bis 1965 Redakteur in Wiesbaden, bis er nach Dortmund übersiedelte und an der Universität Münster sein Theologiestudium wiederaufnahm.

Anmerkungen

Martin Walser hielt seine Rede anlässlich des Internationalen Vietnamtages am 20. Oktober in München sowie am 21. Oktober in Frankfurt.

Auf der vierten Kunstdruckseite faksimilieren wir die letzte Nachricht von *Mikis Theodorakis*, die im Juli 1967 vor seiner Verhaftung ins Ausland gelangte. Es ist eine Botschaft an die Internationale Jugendbewegung, in der Theodorakis den Widerstands- und Siegeswillen der griechischen Patrioten, insbesondere der Jugend, betonte; unter dem Text befindet sich die Notenschrift des letzten Liedes, das er komponierte und der Jugend der Welt widmete.

Götz Eggers, geboren 1939 in Dortmund, Abitur in Starnberg, studierte in München Jura und Politische Wissenschaften, z. Zt. ist er als Gerichtsassessor in München tätig.

Der Berliner Kritiker *Peter Schneider* schickte uns seine Rezension mit dem Zusatz: „Für eine Kritik zu Günter Grass' Gedichtband ist es schon einigermaßen spät, ich weiß. Aber da, soviel ich sehe, die meisten Kritiken über eine Stilkritik nicht hinausgekommen sind, schicke ich Ihnen diese Kritik jetzt noch.“ Die Redaktion schloß sich dieser Begründung an, zumal Grass' kritikbedürftige Aktivitäten in letzter Zeit sich nicht nur auf Gedichte beschränken und kaum noch als Stilfragen aufgefaßt werden können.

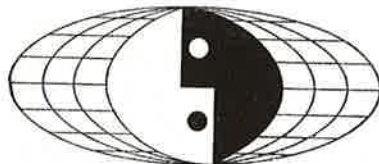
Beilagenhinweis:

Diesem Heft liegen drei Beilagen der Verlage Ernst Klett, Stuttgart, Luchterhand-Verlags GmbH, Neuwied/Rh., und Klaus Wagenbach, Berlin, bei.

Ein umfassendes Konversationslexikon

Brockhaus und dtv – ein alter und ein junger Name des Buchhandels garantieren eine einmalige editorische Leistung im Taschenbuch

dtv-Lexikon



in 20 roten Taschenbüchern

Dieses umfangreiche und preiswerte Lexikon entsteht in der dtv-Redaktion unter Benutzung des Lexikonmaterials des Hauses Brockhaus: Ein unentbehrliches Nachschlagewerk im Taschenbuchformat für alle, die sich teure Lexika nicht leisten können.

Ausführliche Stichwort-erläuterungen (mit Literaturangaben), aktueller Stand, sorgfältige Bildauswahl, zweckmäßiger Einband – das alles spricht für das dtv-Lexikon in 20 roten Taschenbüchern. Über 100 000 Stichwörter, 3600 Abbildungen und 32 Farbtafeln. Flexibler Kunststoffeinband. Jeder Band DM 4,80

Die Bände erscheinen monatlich. Bis Herbst 1968 liegen alle Bände vor.

dtv

Deutscher Taschenbuch Verlag



An ihren Dramen sollt ihr sie erkennen



Ich bin der Größte



Lieber tot als rot



Gammler, Beatniks, Provos

Bärmeier & Nickel presents

Margret Kosel: *Gammler, Beatniks, Provos* — die **schleichende Revolution**. Gammler beunruhigen nicht nur die Wohlstandsgesellschaft der Bundesrepublik — sie sind ein internationales Phänomen. — Diese kritische, lebendige Reportage berichtet ausführlich über Weltanschauung und Lebensgewohnheiten der Beatniks, Gammler und Provos in den europäischen und amerikanischen Hauptstädten. — 190 Seiten, 32 Fotos, Pp. DM 10,—.

Stanley Reynolds: *Lieber tot als rot* Franklin Lear, amerikanischer Ex-Fabrikant, startet einen Feldzug gegen den „Internationalen Kommunismus“ und wird dabei zum Magneten für alle politischen Querköpfe der USA... Ein Husarenritt durch die Büros und Betten der amerikanischen Gesellschaft, ein Beispiel der gepfefferten political fiction, wie sie nur die Amerikaner fertigbringen. — 248 Seiten, Leinen DM 16,80.

D. Höss: *An ihren Dramen sollt ihr sie erkennen* Mit frechen Collagen und witzigen literarischen Parodien nimmt Dieter Höss die großen Dramen, die heiligen Kühe der abendländischen Seele, auf die Schippe. Die berühmtesten und ehrwürdigsten Autoren von Aischylos bis Ionesco müssen sich kecke und bündige Neufassungen ihrer Stücke gefallen lassen — ein Genuß für Theaterfreunde und -kenner. — 80 S. 22 Coll., Bugr. DM 9,80.

F.-K.: *Wächter: Ich bin der Größte* **Wesen und Seele der Dickhäuter**. Der Elefant ist ein sehr großes, sehr schweres Tier mit einer großen schweren Seele und schwierigen Gefühlen. F.-K. Wächter hat ihn lange studiert und Seelenverwandtschaften mit menschlichen Dickhäutern nachgezeichnet: ein verspieltes, komisches Elefantenbuch — das ideale Geschenk für große Brüder und schwerfällige Geliebte! — 64 S., Pp. DM 7,80.

B&N

Verlag Bärmeier & Nickel

Kritische Studien zur Philosophie

Herausgegeben von Karl Heinz Haag,
Herbert Marcuse, Oscar Negt, Alfred
Schmidt

Karl Heinz Haag
Philosophischer Idealismus
Untersuchungen zur Hegelschen Dialektik
mit Beispielen aus der Wissenschaft der Logik
68 Seiten, steifkartoniert 6,— DM

Kurt Jürgen Huch
Philosophiegeschichtliche
Voraussetzungen zur
Heideggerschen Ontologie
72 Seiten, steifkartoniert 6,— DM

Politische Texte

Herausgegeben von Wolfgang Abend-
roth, Iring Fetscher, Ossip K. Flecht-
heim

Ludwig Feuerbach
Anthropologischer
Materialismus
Ausgewählte Schriften I/II
Herausgegeben und eingeleitet von Alfred
Schmidt
256/267/248 Seiten. Steifkartoniert mit
Schutzumschlag je 12,— DM. Leinen je
18,— DM

Karl Korsch
Karl Marx
Erste Ausgabe des deutschen Originaltextes
Herausgegeben im Auftrag des Instituts
für Sozialgeschichte von Götz Langkau
XVI/282 Seiten, steifkartoniert mit Schutz-
umschlag 18,— DM. Leinen 26,— DM

Gustav Landauer
Aufruf zum Sozialismus
Herausgegeben und eingeleitet von
Heinz-Joachim Heydorn
195 Seiten, steifkartoniert mit Schutzum-
schlag 12,— DM. Leinen 18,— DM

Franz Neumann
Demokratischer und
autoritärer Staat
Studien zur politischen Theorie
Herausgegeben und mit einem Vorwort von
Herbert Marcuse
Eingeleitet von Helge Pross
317 Seiten, steifkartoniert mit Schutzum-
schlag 18,— DM. Leinen 26,— DM

Europäische
Verlagsanstalt

TRIKONT VERLAG

8 MÜNCHEN 13

GEORGENSTRASSE 73

Bisher erschienen:

ERNESTO "CHE" GUEVARA / FIDEL CASTRO
Botschaft an die Völker der Welt / Rede vom
13. März DM 3,60

REGIS DEBRAY
Revolution in der Revolution? DM 5,50

In Vorbereitung: VO NGUYEN GIAP
Volkskrieg — Volksarmee ca. DM 7,—

CHARLES BETTELHEIM
Der Aufbau des Sozialismus in China

ERNESTO "CHE" GUEVARA
Erinnerungen aus dem Guerilla-Krieg
Schriften I. Teil

LE CHAU
Bauernrevolution in Süd Vief Nam

Im Vertrieb: MAO TSE TUNG
Das „Rote Buch“ DM 2,—

ERNESTO "CHE" GUEVARA
Partisanenkrieg — eine Methode. Mensch und
Sozialismus auf Cuba DM 3,70

LIN PIAO
Es lebe der Sieg im Volkskrieg DM 1,10

MAO TSE TUNG
Über Literatur und Kunst DM 2,10

Marxismus in der Bundesrepublik 1967:

Machtstrukturen des heutigen Kapitalismus

BEITRÄGE ZU EINER
INTERNATIONALEN WISSENSCHAFTLICHEN KONFERENZ

Sonderheft 1/1967 — Marxistische Blätter
156 S., Paperback, DM 3,50 plus Porto

Karl Marx

„Das Kapital“ 1867-1967

BEITRÄGE ÜBER „DAS KAPITAL“
UND MARXISTISCHE POLITISCHE ÖKONOMIE

Sonderheft 2/1967 — Marxistische Blätter
88 S., Paperback, DM 2,— plus Porto

Marxistische Blätter

FÜR PROBLEME DER GESELLSCHAFT,
WIRTSCHAFT UND POLITIK

Zweimonatszeitschrift. Einzelheft DM 2,— plus Porto
Jahresabonnement DM 12,— plus Porto

Hauptthemen 1967:

Nr. 1: Marxisten und Christen

Nr. 2: Konjunkturrückgang und Wirtschaftspolitik

Nr. 3: Neonazismus in der Bundesrepublik

Nr. 4: Deutschland und die europäische Sicherheit

Nr. 5: Der Weg zu einer neuen Welt. Oktoberrevolution 1917—1967

Probleme der westeuropäischen Arbeiterbewegung

HAUPTTHEMA DER NR. 6/1967 (NOV./DEZ.)

Es schrieben u. a.:

Prof. J. Schleifstein: Gegenwartsprobleme des revolutionären Kampfes

Jacques Duclos (Paris), Sergio Segre (Rom), F. Melchor (Madrid)

Dr. Th. Müller: Antonio Gramsci — ein europäischer Kommunist

Robert Steigerwald: Herbert Marcuses Dialektik der Verzweiflung

Jörg Högemann: Die Rebellion der Studenten

Bezug über den Buchhandel oder direkt:

Marxistische Blätter-Verlag

6 Frankfurt/Main W 13, Kurfürstenstr. 8

Marxistische Blätter

DER CDU-STAAT

**Studien zur Verfassungswirklichkeit
der Bundesrepublik / Herausgegeben
von Gert Schäfer und Carl Nedelmann
354 Seiten, Leinen DM 24.—,
kart. Studienausgabe DM 18.—**

**Diese Studien versuchen einer als krisen-
trächtig empfundenen Entwicklung auf die
Spur zu kommen: der Diskrepanz von
demokratischem Bekenntnis und der tat-
sächlichen Lage hierzulande. „Sie enthal-
ten alles, was man wissen muß, um zu
verstehen, was gespielt wird. Wenn man
das liest, dann ermißt man, was vor der
Tür steht ...“**

Sebastian Haffner im „konkret“

SZCZESNY

Die Gesamtgriechische Antidiktatorische Union (P. A. E.)

wurde in München sofort nach der Errichtung der faschistischen Diktatur in Griechenland gegründet.

Ordentliche Mitglieder der Union sind Griechen verschiedener politischer Parteien und Unabhängige, die verpflichtet sind, aktiv und gewissenhaft für die Erreichung der Ziele der Union zu kämpfen. Außerordentliche Mitglieder sind verschiedene Parteien, der Verein griechischer Akademiker und Studenten in München, die Kulturgemeinde griechischer Gastarbeiter und andere Vereine sowie Personen mit anderer Staatsangehörigkeit als die griechische, die den Zweck der Union akzeptieren und sich für die Verwirklichung ihrer Ziele einsetzen wollen.

Die Gesamtgriechische Antidiktatorische Union

bezweckt im Rahmen der Gesetze und mit demokratischen Mitteln nachstehende Ziele:

- a) Die Beseitigung der Diktatur in Griechenland,
- b) die volle Herstellung und Sicherung der Unabhängigkeit Griechenlands, sowie die Herstellung der demokratischen Institutionen, des Parlamentarismus und der Menschenrechte, gemäß des Status der Vereinten Nationen und der Deklaration der Menschenrechte von Rom.
- c) Die Union ist ein gemeinnütziger Verein, Ziele, die Gewinn oder Bereicherung bezwecken, sind ausgeschlossen.

Mittel zur Erreichung der gesetzten Ziele der Union sind:

1. Erhaltung der demokratischen Gesinnung der Griechen und ihre Mobilisierung zur Erreichung der Ziele der Union.
2. Aufklärung des deutschen und des griechischen Publikums durch Presse, Radio, Fernsehen, Veröffentlichungen, Vorträge und Kundgebungen, über die tatsächliche Situation in Griechenland und über alle Ereignisse und Handlungen, die zu dieser Situation und der Bekämpfung der Diktatur in Beziehung stehen.
3. Beistand und Unterstützung jedes Griechen, der auf irgendeine Weise durch das faschistische Regime in Griechenland sich in Gefahr befindet, verfolgt oder bedroht wird.

Die Aufklärung und Information der deutschen Öffentlichkeit über die wahre Lage in Griechenland, setzt eine **finanzielle Unabhängigkeit** voraus. Besonders jetzt, wo die Militär-Junta plant, die offene Diktatur mittels einer Scheinverfassung in eine Scheindemokratie zu verwandeln.

Außerdem haben wir in unserem Programm die finanzielle Unterstützung der Familien der politisch verfolgten Personen sowie aller finanziell bedürftiger, im Exil lebender Opfer der Diktatur.

Um unsere Pläne verwirklichen zu können, bitten wir alle freien Menschen um ihre finanzielle Unterstützung.

Unser Postscheckkonto ist: 189002 Postscheckamt München

Für denselben Zweck haben wir Spendenschecks über DM 5,— und DM 10,— herausgegeben, mit dem Werk „Die Gefangenen“, von Käthe Kollwitz (1867—1945). Diese Spendenschecks kann man über unsere Adresse 8000 München 3, Postfach 162, beziehen.

In der Hoffnung, daß uns jeder freie Mensch ethisch und finanziell unterstützen wird, bedanken wir uns im voraus herzlichst.

GESAMTGRIECHISCHE ANTIDIKTATORISCHE UNION

8000 München 3, Postfach 162

Verantwortlich: Dimitri Soulas, 8 München 49, Engadiner Straße 52/III

elan

MAGAZIN
FÜR
JUNGE LEUTE

elan im Dezember 1967:

Exklusiv
Interview
mit
Kosmonaut
Andrijan
Nikolajew

elan ist die erste Zeitschrift der Bundesrepublik, die mit einem sowjetischen Kosmonauten sprach. Und der prominente elan-Leser Andrijan Nikolajew urteilte über elan: „Eibe wunderbare Zeitung... Sie beweisen sehr viel Mut... Vielen Dank für die ausgezeichneten Beiträge über mein Land...“ Mehr lesen Sie im Dezemberheft...

Exklusiv:
elan
sprach
mit
Melina
Mercouri

Auch Melina Mercouri zählt zu den prominenten elan-Lesern. In einem elan-Gespräch sagt MM: „Das faschistische Regime hat die griechische Demokratie ins Gefängnis gesperrt. Unsre besten Söhne werden gefoltert. Ganz Griechenland trauert... Wir sind die Armee, die die Faschisten besiegen wird...“ Mehr lesen Sie im Dezemberheft...

Und
weiter
lesen Sie:

Reportage: Die große Koalition steht den Arbeitern bis zum Hals.
Woodie Guthrie-Story.
Songs von Dieter Süverkrüp und Erich Fried.
Arno Ploog präsentiert ein Weihnachtsgeschenk.
Sonderdruck: Das Notstands-ABC.
Und natürlich: Song-Magazin, Plattenbazar, Monats-Magazin, Autotest etc.
Das alles gibt's für eine Mark — in elan, Magazin für junge Leute.
Noch heute bestellen:



Ausschneiden,
ausfüllen
und einsenden
an:

Weltkreisverlag
6000 Frankfurt/M.
R.-Mayer-Str. 50

Ich bestelle ab 196 für ein Jahr auf Widerruf elan, Magazin für junge Leute zum Abo-Vorzugspreis von DM 10,— zuzüglich Zustellgebühr.

Name _____ Vorname _____

Wohnort _____

Straße/Nr. _____

Unterschrift _____

INHALT

<i>Herbert Asmodi: Sermon</i>	3
<hr/>	
<i>Werner Bräunig: Einer liest</i>	5
<i>Bernd Jentzsch / Yaak Karsunke: Briefwechsel in memoriam Johannes Bobrowski</i>	8
<i>Márton Kalász: Schattenland Psalmen</i>	14
<hr/>	
<i>Charles Senger: Brief an Lyndon B. Johnson</i>	15
<i>Philipp Wiebe: Ein verwirrender Fall</i>	21
<i>Renate v. Gizycki: Gedichte</i>	25
<i>Peter Hacks: Der Schuhu und die fliegende Prinzessin</i>	32
<i>Melchior Schedler: Dämmerung nach vorwärts</i>	64
<i>Helmut Pieper: Zehn Gedichte</i>	72
<i>Christine Steiger: Herr Bruno H. Momm</i>	78
<i>Geert Hesse Goeman: Animalische Aspekte</i>	87
<hr/>	
KRITIK	
<i>Georg Lukács: Der große Oktober 1917 und die heutige Literatur</i>	89
<i>Elvira Högemann-Ledwohn: Fragen an Georg Lukács</i>	106
<i>Gerd Oesterwind, Rudolf Schultz, Hans Ohly: Zum Dialog Christ — Marxist</i>	121
<hr/>	
KLASSENKAMPF	
<i>Martin Walser: Amerikanischer als die Amerikaner</i>	139
<i>Heinz Bruno Sand: Aufruf</i>	150
<i>Mikis Theodorakis: Erklärung</i>	151
<i>Joachim Seyppel: Hellas</i>	153
<i>Götz Eggers: Ist das Strafgesetzbuch verfassungswidrig?</i>	155
<i>Protokoll: Gespräche mit Christmann</i>	160
<hr/>	
AXTE & EICHEN	
<i>Oktober-Resolution</i>	166
<hr/>	
REZENSION	
<i>Peter Schneider: Individuelle Sachlichkeit</i>	169
<hr/>	
Anmerkungen	173